

Reihe

# KULTURTECHNIK

Bisher erschienen:

**Bild – Schrift – Zahl**, hrsg. von Sybille Krämer und Horst Bredekamp, 2003,  
ISBN 3-7705-3859-5

**Die mathematischen Wurzeln der Kultur**. Mathematische Innovationen und ihre  
kulturellen Folgen, hrsg. von Jochen Brüning und Eberhard Knobloch, 2005,  
ISBN 3-7705-4016-6

**Visuelle Argumentationen**. Die Mysterien der Repräsentation und die  
Berechenbarkeit der Welt, hrsg. von Horst Bredekamp und Pablo Schneider, 2005,  
ISBN 3-7705-4113-8

**Schrift**. Kulturtechnik zwischen Auge, Hand und Maschine, hrsg. von Gernot  
Grube, Werner Kogge und Sybille Krämer, 2005,  
ISBN 3-7705-4190-1

# Die Geburt des Vokalalphabets aus dem Geist der Poesie

Schrift, Zahl und Ton im Medienverbund

Herausgegeben von  
Wolfgang Ernst und Friedrich Kittler

Wilhelm Fink Verlag

**PVA**  
**2006.**  
**5885**

Zur Umschlagabbildung:

„Wer nun von all den Tänzern am anmutigsten tanzt, der soll dies erhalten“: Eines der ältesten Denkmäler des griechischen Vokalalphabets auf der Dipylon-Kanne aus Athen, Mitte des 8. Jahrhunderts v. Chr. Tanz und Schrift vereint: Der elegante Hexameter geht am Ende über in einen Kernbestandteil alphabetischer Schreibübung, die Serie LMN, aus der dann der lateinische Begriff *elementum* entspringen wird. Reproduziert ist hier die Lesart und Umschrift der Inschrift nach Autopsie von Barry B. Powell, „The Dipylon oinochoe and the spread of literacy in eight-century Athens“, in: *Kadmos. Zeitschrift für vor- und frühgriechische Epigraphik*, Bd. XXVII, Heft 1 (1988), 65-86 (Fig. 1), unterlegt mit dem linear skalierten Sonogramm derselben Inschrift, verlautet durch die Stimme Barry Powells höchstselbst – eine Medienarchäologie des Vokalalphabets.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Dies betrifft auch die Vervielfältigung und Übertragung einzelner Textabschnitte, Zeichnungen oder Bilder durch alle Verfahren wie Speicherung und Übertragung auf Papier, Transparente, Filme, Bänder, Platten und andere Medien, soweit es nicht §§ 53 und 54 URG ausdrücklich gestatten.

© 2006 Wilhelm Fink Verlag, München  
Wilhelm Fink GmbH & Co. Verlags-KG, Jühenplatz 1, D-33098 Paderborn

Internet: [www.fink.de](http://www.fink.de)

Einbandgestaltung: Evelyn Ziegler, München  
Herstellung: Ferdinand Schöningh GmbH & Co KG, Paderborn

ISBN 10: 3-7705-4267-3  
ISBN 13: 978-3-7705-4267-3

POB CM

## Inhaltsverzeichnis

### Grundlagen

- Wolfgang Ernst / Friedrich Kittler  
*Editorial* 9
- Barry Powell  
*Das Alphabet in Theorie und Geschichte, Text, Mündlichkeit, Buchstäblichkeit und andere Paradigmata in der Forschung zur griechischen Kultur* 15

### Schriften

- Rudolf Wachter  
*Ein schwarzes Loch der Geschichte: Die Erfindung des griechischen Alphabets* 33
- Friedrich Kittler  
*Homeros und die Schrift* 47
- Jesper Svenbro  
*Den Leser freizulassen. Über den Äsop-Roman, Kapitel 78-80* 55
- Wolfgang Rösler  
*Lautes und stilles Lesen im antiken Griechenland* 65

### Alternativen

- Joachim Quack  
*Die Rolle der Hieroglyphen in der Theorie vom griechischen Vokalalphabet* 75
- Ludwig Morenz  
*Frühe Schriftpromotion und frühe Schriftkritik. Stimmen aus Altägypten, dem Alten Orient und dem klassischen Griechenland* 99
- Eva Cancik-Kirschbaum  
*„Der Anfang aller Schreibkunst ist der Keil“* 121

## Rechnen

- Sandrina Khaled  
*Ψόφος und φωνή. Die mathematische Formalisierung des Hörbaren in Archytas von Tarents Ἄρμονικός* 153
- Gerald Wildgruber  
*Γένος μερόπων ἀνθρώπων. Das Geschlecht der Lautstromabteiler, oder: Was es heißt, die eigene Stimme zu analysieren* 171
- Maarten Bullynck  
*ἄπειρων – Archimedes und die Grenzwerte des griechischen Alphabets* 199
- Thomas Götselius  
*Schnellschreiben „Speed Writing“. Das römische Ende des Alphabets* 215

## Töne

- Joachim Latacz  
*Strukturiertes Gedächtnis. Zur Stabilisierungsfunktion des Hexameters in der Schriftlichkeitslücke der griechischen Überlieferung* 249
- Martin Carlé  
*Enharmonische Archäologie der griechischen Musiknotation* 281
- Wolfgang Ernst  
*Homer gramm(at)ophon* 299

# Grundlagen



## Wolfgang Ernst / Friedrich Kittler

### Editorial

Daß das Melodische an der menschlichen Stimme und der physiologische Stimmfluß selbst notierbar wurden, ist eine kulturtechnische Leistung des griechischen Alphabets, indem es der phönizischen Konsonantenschrift dezidiert Vokalsignale hinzufügte und damit eine Lautschrift im musikalischen Sinne (um nicht zu sagen: im Sinne der Musen) schuf. Dieser Akt entsprang keineswegs nur einem Mißverständnis zwischen Griechenland und Vorderem Orient in der Adaption von Schrift. In der Region von Syrien/Palästina war ein Alphabet modelliert worden, das sich mechanisch als Abfolge von Bildern für Ochse, Haus, Kamel und Tür erlernen ließ – *alphu betu gamlu daltu*. Doch „wenn man das akrophone Prinzip erfaßte, so begann [...] für einen Griechen alpha mit dem Vokal ‚A‘, nicht mit einem Knacklaut.“<sup>1</sup> Und so klingt der erste Buchstabe des ersten Verses von Homers *Odyssee* gleich ganz anders – so sehr anders, daß Barry Powell die These aufstellt, die spezifisch griechische Vokalnotation sei um nichts weniger als zu dem Zweck entstanden, solche Gesänge, also Poesie notierbar zu machen.

Verblüffenderweise werden mit diesem Alphabet in Griechenland jedoch nicht nur Sprache und Musik, sondern auch Mathematik und Geometrie angeschrieben. Der medienarchäologisch interessante Befund liegt darin, daß von Beginn an das griechische Alphabet sowohl für Laut- als auch für Zahl- und Tonzeichen eingesetzt wird, also „alphanumerisch“ *avant la lettre*. Nicht länger gilt damit die linguistische Trennung von phonozentristischer Schrift und Kalkül (Liste). Diese disziplinär entfernten Bereiche medienarchäologisch zusammenzudenken, eröffnet eine neue Dimension von Kulturgeschichte. Führende internationale Vertreter aus den altertumswissenschaftlichen Fachdisziplinen treten mit Kultur- und Medienwissenschaftlern – in dieser Form – erstmals in Dialog. Dieser Dialog spitzt die Frage nach den medialen Bedingungen der Kulturen zu, indem er die spezifischen Funktionen des griechischen Vokalalphabets fokussiert. Diese Zuspitzung ergibt sich aus jüngsten Publikationen einer Reihe der hier vertretenen Autoren.

Schon der Titel dieses Bandes bliebe für Leser unverständlich, hätte nicht das (mit der Verschriftlichung der Epen Homers ziemlich exakt zu lokalisierende) Wunder der Vokalisierung der Schrift einen Eckpunkt abendländischer Kultur, nämlich die phonographische Aufschreibbarkeit der Stimme begründet. Unter den Bedingungen des Vokalalphabets sind Literatur und Poesie nicht mehr schlicht Nebenprodukt oder gar „Mißbrauch“ von sondern

1 Burkert, Walter, *Die Griechen und der Orient. Von Homer bis zu den Magiern*, München: Beck, 2003, S. 26.



genuines Wesen, ja Seinsbedingung des Alphabets selbst – erkennbar auch daran, daß griechische Poeten geradezu für lokale Dialekte (in ihrer spezifischen Lautlichkeit) dichten. Zielsetzung der spezifischen Konfiguration ist es also, eine auf den ersten Blick vertraute wissenschaftliche Fragestellungen neuartig weiterzuentwickeln: Unter Rückgriff auf die kulturtechnischen Konsequenzen dieser spezifischen Vokalalphabetisierung werden Medialität, Archäologie und Grenzen des griechischen Alphabets, seine Varianten und Alternativen unter hochtechnischen Bedingungen, kulturtechnische Folgen und tatsächliche Praktiken diskutiert.

Der kulturwissenschaftliche Clou der These in Barry Powells Buch *Homer and the Origin of Writing* liegt darin, daß die Vokalisierung des griechischen Alphabets zu Zwecken der Niederschrift homerischer Gesänge erfunden wurde. Damit wird der Begriff von Prosodie zentral und führt einen zeitkritischen Parameter in die Schrift ein – die Wortlautzeitdauer, also die quantifizierende Metrik als Messung der artikulierten Töne, Vokale, Konsonanten und der aus ihrer Verbindung entstehenden Silben nach ihrer Zeitdauer. Die Regelmäßigkeit des Verses liegt in der Aufeinanderfolge langer und kurzer, nicht etwa betonter und unbetonter Silben; im Unterschied zum Morse-Code werden hier Zäsuren nicht als Pause, sondern als Grenze zwischen Melodiebögen realisiert – ein anderer Begriff von Musikalität. Der Phonozentrismus-Begriff wird nach wie vor im Sinne von Jacques Derridas *Grammatologie* von 1967 diskutiert (doch zumeist in Unkenntnis der Studie von Ignaz Gelb, der die „Grammatology“ als Begriff für seine schriftarchäologischen Studien längst eingeführt hatte<sup>2</sup>). Tatsächlich hat sich Jean-Jacques Rousseau, der Protagonist von Derridas Analyse, in seinen Gedanken zum Ursprung der Schrift auch über Homer Gedanken gemacht. Dieser Diskussionsstand aber ist im Lichte neuester medienarchäologischer und altphilologischer Forschung veraltet. „Unhistorical descriptions, although practical, have placed us in our theoretical malaise.“<sup>3</sup> Der Appellcharakter der frühesten griechischen (Grab-)Inschriften eskamotiert die implizite Musikalität des Sprechens. Nach der Diffusion des phonetischen Alphabets spaltet sich die altgriechische *musiké* zwar einerseits auf in Sprache und Musik, doch Pythagoras besticht durch die Konjunktion von Buchstaben, Zahl und Musik in ein und demselben Schriftmedium des Alphabets. Schon die Gefolgschaft des Pythagoras spaltet sich in *Akusmatiker* und *Mathematiker* – einmal Wissen mündlich überliefernd (Philosophie), einmal schriftlich (Mathematik / Geometrie). Die Exaktheit mathematischer Notation differiert hier von der Variabilität prosaischer Texte. Von diesen Komponenten her wäre nicht allein die Kopplung von Literatur und Kultur zu beschreiben, sondern eine Medienarchäologie der Kulturgeschichte zu schreiben.

2 „The aim of this study is to lay a foundation for a new science of writing which might be called grammatology“, in: Gelb, I. J., *A Study of Writing. The Foundations of Grammatology*, Chicago, Ill.: University of Chicago Press, 1952.

3 Powell, Barry, *Writing and the origins of Greek literature*, Cambridge / New York: Cambridge UP, 2002, S. 124.

Das Vokalalphabet ist eine der wichtigsten und folgenreichsten Errungenschaften der griechischen Kultur. Die Wortbedeutungen verbaler Texte wurzeln hier nicht in pikto- oder logographischen Ähnlichkeiten mit dem Bezeichneten, sondern vielmehr in einer sprachanalytischen Kombinatorik kleinster phonetischer Einheiten – und es ist kein Zufall, daß  $\sigma\omicron\iota\kappa\epsilon\iota\alpha$  kleinste Elemente der Schrift wie der Physik meinen. Gerade dies ist ein Effekt der Atomisierung der Sprache durch das griechische Alphabet, im Unterschied zu den Konsonanten-Kernen (Lexemen) der Schriftsprachen des Vorderen Orients. Sprache an sich beruht bereits auf der Sukzession von Phonemen im Unterschied zum Raum des Ikonischen, aber erst das Vokalalphabet macht den Sprachfluß aufschreibbar (*scripta continua*, auch in diesem Sinne), so daß ein Buchstabe fließend auf den nächsten verweist – *parole* (zeitbasiert) statt *langue* (lexikalisch / topologisch). Für das Reich der Zahlen gilt diese Ordnung in der von-Neumann-Architektur des Computers noch strikter: die sequentielle Lesung und Berechnung *bit* für *bit*. Schreibung und Übertragung von Zahlen, binär oder dekadisch, müssen in Richtung und zeitlicher Abfolge jedoch nicht übereinstimmen; tatsächlich schreiben wir zweistellige Zahlen anders als wir sie lesen.<sup>4</sup> Die alphanumerische Ordnung wird mit diesen Fragen zentral für die mediale Operativität von Kultur überhaupt.

Dichtung steht bei den antiken Pythagoreern mit Musik und Mathematik also im originären medienarchäologischen Verbund. Daß es eine solche universale Anschreibbarkeit überhaupt geben konnte, lag originär am Medium des griechischen Alphabets, das nicht nur alle Vokale und damit auch alles Sa<n>gbare schreiben konnte (Michel Foucaults Archivbegriff aufs Akustische ausgedehnt), sondern weniger bekanntlich jedem Buchstaben erstmals auch einen Zahlenwert zugeordnet hatte. Die Themenstellung des vorliegenden Bandes betrifft das kulturtechnische Selbstverständnis des Abendlands also nicht schlicht historisch, sondern stellt die Frage im Horizont der hochtechnischen Bedingungen der alphanumerisierten Gegenwart neu. Prägnant formuliert Roy Harris (gegenüber dem „inquisitional scepticism of Derrida“ und „McLuhan’s counterpropaganda“) die Frage nach dem Ursprung der Schrift: „It says a great deal about Western culture that the question could not be posed clearly until writing itself had dwindled to microchip dimensions.“<sup>5</sup> Vollendet sich in der alphanumerisch kodierten universalen Maschine namens Computer jene Operation des griechischen Alphabets, das damit zugleich Buchstaben und Zahlenwerte anschieb? Zudem verschränkt sich im griechischen Alphabet der Ursprung von Poesie mit der Frage nach dem Ursprung der Physik (Buchstaben / Elemente). Schließt sich von der Anordnung diskreter Lautwerte im griechischen Alphabet ( $\sigma\omicron\iota\kappa\epsilon\iota\alpha$ ) bis hin zur *Optical Character Recognition* als Automatisierung des Lesens also ein Möbius-Band als Endlosschleife abendländischer Kulturtechnik – wider alles teleologische Erwarten?

4 Zemanek, Heinz, Alphabete und Codes, in: *Elektronische Rechenanlagen* 7 (1965), H. 5, S. 239-258 (hier S. 248).

5 Harris, Roy, *The origin of writing*, London: Duckworth, 1986, Epilog (S. 158).

Zwar scheint die Forschungslage zur Geschichte des griechischen Alphabets hinreichend ausdifferenziert zu sein, und diese Erforschung kann ihrerseits bereits auf eine beeindruckende Wissenschaftsgeschichte zurückblicken. Dieser Band verfolgt vielmehr die Absicht, thematisch das Spezifische des griechischen Vokalalphabets, Mathematik- und Musikgeschichte zusammenzubringen und dies nicht schlicht in einer allgemeinen interdisziplinären Form, sondern unter einem dezidiert medienarchäologischen Aspekt, der das Alphabet der Griechen von Homer bis heute als kulturtechnisches Ereignis in seinen kulturhistorischen Konsequenzen eingeführt – zugleich eine Überprüfung medienwissenschaftlicher Theorie an der kulturell überlieferten Hard- und Software des Vokalalphabets, quer zu etablierten Fächergrenzen zu leisten. Interdisziplinär kommen hier Altphilologie, Ägyptologie, Altorientalistik, Archäologie, Epigraphik, Gräzistik, Mathematik, Medienwissenschaft, Musikologie und Literaturwissenschaft ins Spiel und zu Wort. Das Spiel ist dabei ursprünglich: Heubeck registriert an den ältesten vokalalphabetischen Funden „die spielerische Freude der Schreiber“, möchte aber zugleich als Motivation für die spezifisch griechische Adaption des phönikischen Alphabets ausschließen, „daß man nun in der Lage war, den eigenen Namen oder ein hübsches Verschen auf ein Tongeschirr zu kritzeln“<sup>6</sup>. Darf eine Kulturtechnik nur zu pragmatischen, nicht zu poetischen Zwecken zustandekommen? Gerade hier setzt doch das Selbstverständnis abendländischer Kultur an. Zu den ältesten Schriftspuren gehören gerade der sogenannte Nestor-Becher aus Ischia, der auf Homers *Ilias* anspielt, und die Buchstabenfolge EULIN auf einem Gefäß in Latium, der Name in einem Grab. Vielleicht ist es nicht schlicht ein Überlieferungszufall, daß dies die ältesten vokalalphabetischen Belege sind, sondern ein präzises Indiz einer neuen kulturtechnischen Lage, in der die Verwendung vokalischer Zeichen sich nicht (wie am Beispiel Ägyptens) in einer Notlösung erschöpft, fremdsprachliche Namen oder Zauberformeln notierbar machen zu können. Auch die (wenngleich umstrittene) parallele Datierung der Kodifizierung homerischer Gesänge und der Entstehung vokalalphabetischer Schrift deutet auf Gleichursprünglichkeit.

Dieser Band treibt also eine von Walter Ong, Jack Goody und Eric Havelock entwickelte wissenschaftliche Fragestellung in einer bislang noch nicht behandelten Form weiter. Avancierte Vertreter neuester Theorien zu Ort, Zeit und Kontext der griechischen Einführung von Vokalnotation ins semitische Alphabet und zur Appellstruktur dieser Buchstäblichkeit werden unter dem Dach einer medienarchäologischen Fragestellung ins Gespräch gebracht<sup>7</sup>, und dies anhand einer Reihe offener Fragen. Warum etwa tritt der beeindruckenden Serie mythischer Schrifterfinder (außer Palamedes und Theuth) keine entsprechende Anzahl von Erfindern der Zahl beiseite? Gab

6 Heubeck, Alfred, *Schrift*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1979, S. 151.

7 Der intensive Meinungs-austausch war vorweg durch eine Zusammenkunft sichergestellt. An dieser Stelle geht der Dank der Herausgeber und AutorInnen an die VolkswagenStiftung, die das Berliner Symposium vom Juli 2003 mit einer großzügigen finanziellen Unterstützung ermöglicht hat.

es neben dem unbekanntem griechischen *Adaptor* (Powell) des phönizischen Konsonantenalphabets so etwas wie einen zweiten *Adaptor* für das Reich der Mathematik? Wurde das Ordinale am Alphabet, also dessen Reihenfolgeigkeit (*κατὰ στίχον / κατὰ λόγον*), von einem solchen zweiten *Adaptor* auf Zahlenfolgen abgebildet? Tatsächlich ließ die historische Forschung zum griechischen Alphabet noch eine Reihe von Lücken, die hier unter medienwissenschaftlicher Fragestellung ansatzweise benannt oder gar gefüllt werden sollen. So besteht etwa eine Asymmetrie zwischen dem poetisch-privaten Schriftgebrauch und dem plötzlichen Einsatz von Rechtstexten; die Differenz zwischen νόμος als Schrift und νόμος ἀγράφος (etwa Lykurgos in Sparta) steht also zur Debatte.

Anstelle einer reinen Bestandsaufnahme dient der Band einer Neukonfiguration des Forschungsstands. Nicht nur werden im vorliegenden Band die Grenzen scheinbar gesicherten Wissens zur Genese des griechischen Vokalalphabets durch die Diskussion jüngster archäologischer Funde und philologischer Interpretationen aufgestoßen, sondern die Fragestellungen der Medienwissenschaft vermögen diesem Stoff zugleich innovative Forschungsperspektiven zu verleihen. Die Herausgeber versprechen damit einen kulturtechnischen Erkenntnisgewinn im wahrsten Sinne der „universitas litterarum“ Humboldts, in der *litterae* (altgriechisch *γράμματα*) eben nicht nur Literatur, sondern auch Zahlenwerk und Musikalität meinen – Schrift, Zahl und Ton im Medienverbund, buchstäblich.



**Barry Powell**

***Das Alphabet in Theorie und Geschichte, Text, Mündlichkeit, Buchstäblichkeit und andere Paradigmata in der Forschung zur griechischen Kultur*<sup>1</sup>**

Ich werde über das Alphabet sprechen, ein erstaunlich schwieriges Thema. Grundsätzlich läßt es sich entweder theoretisch oder historisch angehen. In diesem Vortrag möchte ich im Rahmen des Möglichen beide Wege beschreiten, soweit die kurze Zeit es erlaubt.

Das Alphabet ist natürlich eine Form von ‚Schrift‘; ich beginne deshalb mit einem allgemeinen Teil über Schriften. Die Schrift ist ein Kulturkunstwerk, eine Kulturerrungenschaft, dem menschlichen Geist entsprungen; sie verändert alle, die von ihr Gebrauch machen, für immer. Schrift, egal in welcher Form, ist eine Technik, die stets mit einer explosionsartigen Wirkung verbunden ist. Diejenigen Gruppen von Menschen, die eine Schrift haben, sind denjenigen, die keine haben, unweigerlich überlegen. Wenn wir die ganze Spanne menschlichen Lebens auf dieser Erde betrachten, wurde die Schrift, soweit wir wissen, erst gestern erfunden. In der kurzen Zeit, seit die Kunst des Schreibens in Sumer um 3400 v. Chr. aufkam, haben die Kulturen, die von dieser oder anderen damit verwandten Schriften Gebrauch machten, das menschliche Leben grundlegend verändert. Heute werden praktisch alle Menschen jeden Tag mit den Techniken schriftlicher Kommunikation konfrontiert. Die Schrift hat sich durchgesetzt.

Was aber bedeutet *Schrift* überhaupt? Und was für eine Art von Schrift ist das griechische Alphabet? Vielleicht haben wir von Schriften bestimmte Vorstellungen, die für das Verständnis des Alphabets nachteilig sind. Immer wieder hat man die Schrift mit jeweils anderen Begriffen definiert. Für mich ist die Schrift „ein System willkürlicher Zeichen mit einer sichtbaren materiellen Grundlage“. Schrift ist etwas Greifbares. Man kann sie erschaffen und zerstören. Nach Ansicht der amerikanischen Gelehrten Denise Schmandt-Besserat von der Universität Texas ist Schrift ursprünglich im Nahen Osten aus Gegenständen entstanden, abstrakten Token, das heißt aus Zählsteinen, die Waren und Güter darstellten und die man in einer Tasche oder an einer Schnur um den Hals mit sich herumtrug.<sup>2</sup> Sie sind Tetraeder mit vier Seiten oder mit halbmundförmigem Abschluß. Die einfacher geform-

1 Mit herzlichem Dank an Helen Kaufmann, die großzügig mein Deutsch korrigiert und verbessert hat.

2 Schmandt-Besserat, D., *How Writing Came About*, Austin 1996.

ten Token liegen früher, ungefähr zwischen 8000 bis 4000 v. Chr. Ab 4000 tauchen die komplizierteren Formen mit eingeritzten Strichen oder Zeichen auf. Durch kleinen Löcher konnte man eine Schnur ziehen und sie so zusammenhalten.

Die Schrifttradition, in der die Worte, die hier vorliegen, geschrieben sind, stammt offenbar direkt von den mesopotamischen Token ab. Eines Tages scheint indes jemand entdeckt zu haben, daß es leichter ist, anstatt die *objets* selbst herumzutragen, die Formen der Token in Ton einzuritzen. Bis zu dieser Entdeckung vergingen lächerliche 5000 Jahre, die Jahre zwischen 8000 und 3000 v. Chr. Sogar Semaphor und ähnliche Kommunikationssysteme, die auf einer Schrift basieren, benötigen Material, im Fall von Semaphor Fahnen, die von Menschenhänden in verschiedene Positionen gebracht werden. Normalerweise gilt ein Schrifterzeugnis als geistiges Eigentum und untersteht als solches der Rechtsordnung. Das Schreiben im Cyberspace findet jedoch in einer ungewöhnlichen Rechtssituation statt, weil wir nicht wissen, ob der Cyberspace, der sogenannte virtuelle Raum, sich in dieser materiellen Welt befindet und Copyright sich möglicherweise nur auf materiell vorhandene Dokumente bezieht. Papierfassungen von Dokumenten sind gegenüber den elektronischen erstaunlicherweise auch dauerhafter, weil sie nicht immer wieder verändert werden können und weniger leicht verlorengehen. Auf jeden Fall behält die Schrift ihre materielle Basis auch in Form von Zeichen auf dem Computerbildschirm.

Leider übersehen die meisten Gelehrten die materielle Basis der Schrift und betonen statt dessen ihr Wesen als willkürliches System von Zeichen. Als Beispiel für diese Ansicht zitiere ich hier eine Aussage von Michael Coe, der über den Fortschritt bei der Entzifferung der Mayaschrift schreibt:

Schrift ist in sichtbare Form gebrachte Sprache, so daß jeder beliebige Leser, der ihre Regeln beherrscht, die mündliche Mitteilung rekonstruieren kann. Darüber sind sich alle Linguisten seit langer Zeit einig ...<sup>3</sup>

Ein anderer Gelehrter, in einem Buch mit dem Titel *Language*, äußert sich auf ähnliche Weise: „Schrift ist nicht Sprache, sondern nur eine Möglichkeit, Sprache durch sichtbare Zeichen festzuhalten“,<sup>4</sup> sagt er. Asko Parpola, der weltberühmte Erforscher der Indus-Schrift, definierte seinerseits Schrift als „ein sichtbares Kommunikationssystem, das auf der Repräsentation gesprochener Sprache durch dauerhafte konventionelle Zeichen basiert.“<sup>5</sup> Wenigstens in diesem Fall wird die materielle Basis der Schrift angedeutet. Der große Assyrologe und Schrifthistoriker Ignace Gelb von der Universität Chicago ist zu einem ähnlichen Schluß gekommen: Das phonographische Element sei das Wesentliche einer „richtigen“ Schrift und das

3 Coe, M. D., *Breaking the Maya Code*, New York 1992, S. 13.

4 Bloomfield, L., *Language*, New York 1933, S. 21.

5 Parpola, A., *Decipherment of the Indus Script*, Cambridge 1994, S. 29.

griechische Alphabet, über das hinaus sich die Schrift nicht entwickelt habe, stehe an der Spitze einer langer Entwicklung.<sup>6</sup>

Die Vorstellung, daß die Schrift sekundär, die gesprochene Sprache primär sei, geht auf die berühmte Aussage des Schweizer Linguisten Saussure zurück, der behauptete, daß eine Sprache und ihre schriftliche Fassung zwei unabhängige Systeme von Zeichen darstellten, und letztere [=die Schrift] nur existiere, um erstere [=die Sprache] abzubilden.<sup>7</sup> Da Schrift jedoch von einer materiellen Grundlage abhängt, unterscheidet sie sich grundsätzlich von der gesprochenen Sprache, die man nicht mit Händen greifen kann. Es kann folglich keine Rede davon sein, daß die Schrift die Sprache direkt abbildet. Schrift ist eine Technik, die man erlernen muß, Sprache dagegen ist eine zutiefst menschliche Fähigkeit. Wenn Delphine sprechen könnten, wären sie Menschen mit seltsam geformten Nasen. Manche Leute wünschten sich, daß Affen sprechen können, aber niemand behauptet, daß sie schreiben können.

Als Englisch sprechender Amerikaner muß ich an dieser Stelle auf einen Punkt hinweisen, der die deutsche Fassung meines Vortrages erschwerte. Wenn ich auf Deutsch ‚Sprache‘ sage, meine ich entweder eine Sprache, mit der Menschen miteinander kommunizieren, was auf Englisch *language* heißt, oder ich meine die ‚gesprochene Sprache / das Sprechen‘, engl. *speech*, was eigentlich nur eine Form von *language* ist. Genau dieses Problem, die ungenaue Unterscheidung zwischen *language* und *speech*, lag auch den eben zitierten Ansichten zugrunde. Dazu kam, daß man oft die eigenen Erfahrungen mit der alphabetischen Schrift auf die Diskussion von Sprache und Schrift projiziert hat, anstatt die Geschichte oder das Wesen der Schrift zu untersuchen. Wie Schrift funktioniert, hängt von der den Menschen angeborenen Fähigkeit ab, mit Symbolen miteinander zu kommunizieren. Nun können wir *language* als jedes beliebige System von Symbolen definieren, das dieser angeborenen Fähigkeit dient. *Speech* ist ein solches System, Schrift ein anderes.

Erlauben Sie mir jetzt, einige tatsächliche Beispiele schriftlicher Kommunikation zu betrachten, damit ich eine bessere Grundlage für meine Schlußfolgerungen habe. Schriftliche Kommunikation, das heißt sichtbare Zeichen mit einem kulturell definierten Referenten, kann eine Botschaft unmittelbar übermitteln, wie zum Beispiel dieses Straßenschild mit einer Gänsemutter und ihren Kindern (Abb. 1).

Allein aus der Form des Zeichens, einem auf einer Ecke stehenden Quadrat, kann man schließen, daß hier jemand die Straße überquert. Auf dieselbe Weise wird in der ganzen Welt auch das folgende Zeichen, eine in einem Kreis eingeschlossene Zigarette, die durchgestrichen ist, verstanden; dabei spielt es keine Rolle, welche Sprache jemand spricht:

Technisch gesprochen ist die brennende Zigarette ein Piktogramm, das heißt das Bild eines Gegenstandes, den man leicht erkennt, wie die Gans

6 Gelb, I. J., *A Study of Writing*, Chicago 1963, S. 184.

7 Cf. Saussure, F., *Cours de linguistique generale*, ed. C. Bally and A. Sechehaye, London 1922, S. 24.





ABB. 1: STRASSENSCHILD MIT EINER GÄNSEMUTTER UND IHREN KINDERN



ABB. 2: NICHTRAUCHERZEICHEN

und die Gänschen. Wenn Sie jedoch vom Mars kommen, werden Sie den Kreis und die diagonale Linie nicht verstehen, nicht einmal, wenn Sie rauchen.

Diese Art von schriftlicher Kommunikation wird oft *Semasiographie* genannt, das heißt „Zeichenschrift“. Solche Zeichen sind ebenso oft rein abstrakt wie figürlich. Die Semasiographie umfaßt die Schriftsysteme, die Mathematiker und Musiker benutzen, aber auch all jene, die Computerbenutzern oder Autofahrern bekannt sind, das heißt Schriftsysteme, die uns alle betreffen. In diesen Schriftsystemen übermitteln die Grapheme, die auf einem Material eingeritzten Zeichen, eine Information, ohne Sprache zu Hilfe zu nehmen, sei das nun *Fumer interdit*, *Nicht Rauchen* oder *Don't even think about it!*

Menschen, ohne Zweifel weil sie von Natur aus gerne Symbole manipulieren, scheinen eine natürliche Vorliebe für Semasiographie zu haben, so daß sie ihre Liebe zu Berlin so ausdrücken: **ICH ♥ BERLIN**; bei der Wiedergabe von exakter Information stößt die Semasiographie jedoch sehr bald an ihre Grenzen. Die Entdeckung des phonetischen Prinzips in Sumer um 3100 v. Chr. hat die Grundmerkmale der Schrift unverändert gelassen: Sie ist ein System von eingeritzten Zeichen auf einer materiellen Grundlage mit einem konventionsgebundenen Referenten geblieben, was gesprochene Sprache

nie sein wird. Das phonetische Prinzip hat der schriftlichen Kommunikation hingegen jene beinahe unendlichen Möglichkeiten an Genauigkeit eröffnet, die den aus der gesprochenen Sprache stammenden Symbolen eigen sind.

Die Entdeckung des phonetischen Prinzips hat eine neue Art des schriftlichen Ausdrucks ermöglicht, die wir *Lexigraphie*, „Schreiben mit Wörtern“, nennen können, um sie von der *Semasiographie* zu unterscheiden. Obwohl nicht alle Grapheme in der Lexigraphie phonetisch sind, beruht die lexigraphische Schrift immer auf der gesprochenen Sprache, und für keine lexigraphische Schrift gilt dies so sehr wie für das griechische Alphabet. Die Gelehrten, deren Ansichten über die Schrift ich eingangs diskutiert habe und die Linguisten im Allgemeinen, haben sich unter Schrift immer eine lexigraphische Schrift vorgestellt, ohne sich dessen bewußt zu sein; dieser Fehler kann leicht passieren, wenn man selber mit dem Alphabet aufgewachsen ist und über die Entwicklung der Schrift nicht historisch denkt. Wenngleich die Lexigraphie weder *language* noch *speech* darstellt, so benutzt sie doch Merkmale von *speech*, zum Beispiel Substantive, Adjektive und Syntax, um neue Gedanken auf symbolische Art zu entwickeln und auszudrücken.

Um besser zu verstehen, daß Schrift nicht grundsätzlich die gesprochene Sprache abbildet, wollen wir uns ein Beispiel der berühmten Schrift der Alten Ägypter ansehen, die bestimmt nicht alphabetisch war. Hier ist zunächst ein Pfeiler des farbenprächtigen Grabes der Königin Nefertari, der ersten Ehefrau des Pharaos Ramses II., die im 13. Jahrhundert v. Chr. lebte (1279-13) (Abb. 3).

Aus unserer Sicht weist die Darstellung eine seltsame Mischung von semasiographischer und lexigraphischer Schrift auf. Die zentrale bocksköpfige Figur ist wie eine Mumie gekleidet und entspricht dem Auferstehungsgott Osiris, mit dem die Bewohnerin des Grabes, nämlich Königin Nefertari, gleichgesetzt ist. Die bocksköpfige Figur steht auf einem großen hieroglyphischen Zeichen  $\Rightarrow$ , einer Abkürzung der Formel  $\begin{matrix} \overline{\phantom{m}} \\ \overline{\phantom{m}} \end{matrix} m^j b r w$ , „wahr in der Stimme“, oder „berechtigt“. Diese merkwürdige Formel folgt in solchen Inschriften immer auf den Name des Verstorbenen. Natürlich können wir diese hypothetischen Rekonstruktionen nicht korrekt aussprechen, aber das wohlbekannte griechische Wort  $\mu\alpha\kappa\acute{\alpha}\iota\omicron\varsigma$ , „selig“, stammt vielleicht davon ab; wir sprechen ja auch von den „seligen Toten“. Jedenfalls ist Nefertari „wahr in der Stimme“, „selig“,  $m^j b r w$ ,<sup>8</sup> die Königin, die den Tod besiegt hat. Weil der Bock für Amon steht, ist Osiris/Nefertari auch Amon-Ra, der Staatsgott des Neuen Königreiches, dessen unendlicher Umlauf, wie die Sonne auf dem Kopf des Bockes, auch die Auferstehung garantiert.


Der ägyptische Künstler hat seine Semasiographie um das lexigraphische Zeichen  $\begin{matrix} \text{M} \\ | \end{matrix} \odot$ ,  $R^c$ , rechts neben der Sonnenscheibe, bereichert. Solche Zeichen sind nicht phonetisch, so wie unser Buchstabe M phonetisch ist,

<sup>8</sup>  $j$  ist ein Glottisschlag;  $c$  ist ein Laut, der wie im Arabischen in der Rachenhöhle ausgesprochen wird;  $b$  klingt wie das griechische X.




ABB. 3. EIN PFEILER VOM GRAB NEFERTARI, CA. 1213 V. CHR.  
(LOS ANGELES, THE GETTY CONSERVATION INSTITUTE, J. PAUL GETTY TRUST)


sondern stehen für einen Namen, der, wie wir sagen würden, die konsonantischen Phoneme *r* und *ain* enthält. Das heißt, die Sonne mit dem Unterstrich ist so wenig phonetisch wie Zeichen für unsere Zahlen 1, 2 oder 3. Diese Art lexigraphischer Zeichen nennen wir *Logogramme*, „Wortzeichen“. Wenn man sie mit anderen Arten von Graphemen kombiniert, bilden sie eine *logo-syllabische* Schrift, eine wichtige Kategorie innerhalb der nichtalphabetischen Schriften.

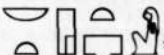
Die „Sonne“ ist ein Piktogramm, und der Unterstrich eine graphische Konvention, die besagt, „Dieses Zeichen bedeutet, was dargestellt ist.“ Die Laute /*r*/ und /*ʿ*/ sind so wenig in dem Kreis mit dem Punkt enthalten wie die Laute „brennende Zigarette“ im Nichtraucherzeichen, das wir zuvor betrachtet haben. Beide sind Kombinationen eines Piktogramms mit einem linearen Zeichen von willkürlicher Bedeutung. Der bärtige Gott , der an die Sonne angeschlossen ist, ist rein semantisch, und teilt den Namen Ra einer Kate-



gorie zu – Ra ist ein Gott. Solche nichtphonetischen semantischen Zeichen sind ein wichtiges Merkmal der logosyllabischen Schriften des alten Orient. Man muß kein Wort ägyptisch können, um zu verstehen, daß das Zeichen

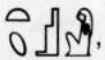
 „Sonnengott“ bedeutet.


Aber warum hat man diesen Namen überhaupt angefügt? Der Grund ist der, daß die semasiographische bocksköpfigen Mumie auf verschiedene Arten interpretiert werden kann und man durch das Anfügen der lexigraphischen Zeichen die Vieldeutigkeit einschränken kann: ja, dies ist Re! Die logographischen Zeichen Ra verhalten sich zur bocksköpfigen Mumie wie das Gott-Zeichen zum Kreis mit Punkt und Unterstrich, indem sie die Vieldeutigkeit des anderen Zeichens einschränken. Genau dies tritt ein, wenn wir einen zusammenhängenden Text in logosyllabischer Schrift lesen: Die Vieldeutigkeit eines Zeichens wird durch das begleitende Zeichen eliminiert. Das begleitende Zeichen kann eine semantische Ergänzung liefern, wie das Gott-Zeichen, oder eine phonetische Erweiterung, wie wir bald sehen werden.

Die Frauen, die den bocksköpfigen Gott stützen, sind durch die Grapheme, die sie auf dem Kopf wie eine Kopfbedeckung tragen, auch mit Namen versehen. Die Frau zur Linken trägt die Zeichen , eine Abkürzung

von , *nbt-hwt*, „*Herrin des Hauses*“, auf griechisch Νέφθυς.

Die Abkürzung  enthält ein Syllabogramm, nämlich einen Korb mit den phonetischen Werten /n/ und /b/, über einem logographischen Schrein, *hwt*, „Haus“. Auf dem Kopf der Frau zur Rechten stehen die Zeichen  für die

vollständigere Form , *ʒst*, oder Isis, deren Name vermutlich „Thron“ bedeutet.

Es ist leicht zu sehen, daß die Kopfbedeckungshieroglyphen nicht so sehr die Namen „Isis“ und „Nephtys“ darstellen, sondern daß sie Isis und Nephtys sind. Die Ägypter haben üblicherweise Namen belebt, indem sie sie an menschliche Körper anfügten; umgekehrt stehen die Frauenfiguren, die sich außer der Kopfbedeckung in nichts unterscheiden, für das ausgelassene semantische Zeichen .

Die beiden Frauen unterhalten daher zu den Hieroglyphen, die sie wie Kronen tragen, dieselbe Beziehung wie die bocksköpfige Mumie zu den lexigraphischen Graphemen, die Re bezeichnen. Isis und Nephtys sind natürlich Osiris' Schwestern, die ihn dem Mythos nach durch ihre Magie ins Leben zurückgebracht haben, und so ist nun Re auch Osiris.

Für den Fall, daß die Mächte, die mit der Magie bezwungen werden sollen, die Botschaft nicht verstanden haben sollten, teilt uns die vertikale lexigraphische Inschrift vor Isis mit: „Dies ist Re, der mit Osiris zufrieden ist“ und diejenige vor Nephthys, ebenfalls vertikal: „Osiris ist zufrieden mit Re“. Der eine ist mit dem anderen identisch, und Nefertari wird vom Tod auferstehen.

Rechts neben Isis befindet sich eine senkrechte Reihe von Logogrammen, die folgendermaßen zu lesen sind:  $\lambda$ , *sj*, „Schutz“, *anb*,  $\varphi$ , „Leben“,

$\ddot{d}$ ,  $\text{☩}$ , „Beständigkeit“ und *wjs*,  $\int$ , „Kraft“, diese Zeichen sind jedoch ebenso Amulette wie lexigraphische Zeichen. Tausende ähnlich geformte Amulette wurden auf Mumien geschrieben und mitbegraben, man findet sie auf Kisten eingraviert und sie zierten seit frühester Zeit allerlei Schmuckstücke.

Schließlich findet sich hier  $\text{☩}$ , *snb*, „Gesundheit“ oberhalb von  $\cup$ , *nb*, „alle“, nämlich die obengenannten wünschenswerten Güter,  $\text{☩}$ , *hjs*,

„um sie herum“, und erneut  $\cup$ , *nb*, vielleicht „all das“. Der ganze Aufbau (hier nicht sichtbar) ist mit der Hieroglyphe für Himmel oben und mit der für Erde unten  $\text{☩}$  umrahmt; die beiden sind mit dem sogenannten was-

Zepherfötelch  $\int$  verbunden. Das Ganze symbolisiert den Kosmos, durch den Osiris/Re/Nefertari unaufhaltsam ihren Weg zur triumphierenden Auferstehung gehen. Das ganze Bild besteht aus semasiographischen und lexigraphischen Zeichen, die spielerisch aufeinander Bezug nehmen und so ein nahtloses Ganzes bilden.

Wir haben in unserer Erklärung der lexigraphischen Elemente des ägyptischen Textes die Kombination der Zeichen „gefalteter Stoff“ und „Wasser“ und „Fuß“ als *snb* entschlüsselt, aber was sind *s*, *n*, und *b*? Es sind alphabetische Zeichen – als ob wir uns alle einig wären, was das bedeutet. Um den ägyptischen Text zu entziffern, haben wir eine Technik angewandt, nämlich unser eigenes Schriftsystem, das zur Zeit der Alten Ägypter noch gar nicht existierte. Wir haben das Erlebnis der Ägypter mit ihrer Schrift verfälscht, aber wir haben das gern gemacht, weil wir gerade durch die Alphabetisierung der logosyllabischen Schrift zu begreifen beginnen, was dort steht. Die früheren Versuche, die Hieroglyphen zu entziffern, sind gerade daran gescheitert, daß man die phonetischen Aspekte der Schrift nicht verstand. Dennoch nehmen wir stillschweigend an, daß die alphabetischen Zeichen etwas Objektives in der menschlichen Sprache ausdrücken, nämlich was die Linguisten *Phoneme* nennen, wie in

heiß  
weiß

weit  
breit

Phoneme sind Laute, die sich hinsichtlich ihrer Bedeutung unterscheiden. *Heiß* und *weiß* haben eine andere Bedeutung, weil sie mit verschiedenen Buchstaben bzw. mit verschiedenen Phonemen beginnen. Von diesem Gesichtspunkt aus kann man sagen, daß ein *Alphabet* ein graphisches System ist, das Phoneme darstellt, oder anders gesagt, ohne Phonemzeichen kein Alphabet. Die Anzahl der Phoneme in den menschlichen Sprachen ist begrenzt, sie sind im International Phonetic Alphabet zusammengestellt, in Kombination miteinander können sie jedoch die unendliche Vielfalt von Lauten in den verschiedenen Sprachen wiedergeben. So verwundert es nicht, daß die Griechen dasselbe Wort – *stoicheion* – sowohl für ein alphabetischen Zeichen wie für ein Atom benutzten.

Gern wüßten wir, wann man in der Geschichte der Menschheit erstmals ein Phonem isolierte und auf diese Weise entdeckte, wie man die der gesprochenen Sprache eigene Struktur durch graphische Zeichen, das heißt im Alphabet, wiedergeben kann – was nach der Meinung der Gelehrten, die ich eingangs zitiert habe, der eigentliche Zweck der Schrift ist. Hier nun eine Darstellung der frühesten alphabetischen Zeichenliste, wie viele sagen würden, auf einer Tontafel, die um 1400 v. Chr. hergestellt wurde (Abb. 4).

*The Ugaritic Script, with Hebrew Equivalents<sup>a</sup>*

𐎀	𐎁	𐎂	𐎃	𐎄	𐎅	𐎆	𐎇	𐎈	𐎉	𐎊	𐎋	𐎌	𐎍	𐎎	𐎏	𐎐	𐎑	𐎒	𐎓	𐎔	𐎕	𐎖	𐎗	𐎘	𐎙	𐎚	𐎛	𐎜	𐎝	𐎞	𐎟	𐎠	𐎡	𐎢	𐎣	𐎤	𐎥	𐎦	𐎧	𐎨	𐎩	𐎪	𐎫	𐎬	𐎭	𐎮	𐎯	𐎰	𐎱	𐎲	𐎳	𐎴	𐎵	𐎶	𐎷	𐎸	𐎹	𐎺	𐎻	𐎼	𐎽	𐎾	𐎿	𐏀	𐏁	𐏂	𐏃	𐏄	𐏅	𐏆	𐏇	𐏈	𐏉	𐏊	𐏋	𐏌	𐏍	𐏎	𐏏	𐏐	𐏑	𐏒	𐏓	𐏔	𐏕	𐏖	𐏗	𐏘	𐏙	𐏚	𐏛	𐏜	𐏝	𐏞	𐏟	𐏠	𐏡	𐏢	𐏣	𐏤	𐏥	𐏦	𐏧	𐏨	𐏩	𐏪	𐏫	𐏬	𐏭	𐏮	𐏯	𐏰	𐏱	𐏲	𐏳	𐏴	𐏵	𐏶	𐏷	𐏸	𐏹	𐏺	𐏻	𐏼	𐏽	𐏾	𐏿	𐐀	𐐁	𐐂	𐐃	𐐄	𐐅	𐐆	𐐇	𐐈	𐐉	𐐊	𐐋	𐐌	𐐍	𐐎	𐐏	𐐐	𐐑	𐐒	𐐓	𐐔	𐐕	𐐖	𐐗	𐐘	𐐙	𐐚	𐐛	𐐜	𐐝	𐐞	𐐟	𐐠	𐐡	𐐢	𐐣	𐐤	𐐥	𐐦	𐐧	𐐨	𐐩	𐐪	𐐫	𐐬	𐐭	𐐮	𐐯	𐐰	𐐱	𐐲	𐐳	𐐴	𐐵	𐐶	𐐷	𐐸	𐐹	𐐺	𐐻	𐐼	𐐽	𐐾	𐐿	𐑀	𐑁	𐑂	𐑃	𐑄	𐑅	𐑆	𐑇	𐑈	𐑉	𐑊	𐑋	𐑌	𐑍	𐑎	𐑏	𐑐	𐑑	𐑒	𐑓	𐑔	𐑕	𐑖	𐑗	𐑘	𐑙	𐑚	𐑛	𐑜	𐑝	𐑞	𐑟	𐑠	𐑡	𐑢	𐑣	𐑤	𐑥	𐑦	𐑧	𐑨	𐑩	𐑪	𐑫	𐑬	𐑭	𐑮	𐑯	𐑰	𐑱	𐑲	𐑳	𐑴	𐑵	𐑶	𐑷	𐑸	𐑹	𐑺	𐑻	𐑼	𐑽	𐑾	𐑿	𐒀	𐒁	𐒂	𐒃	𐒄	𐒅	𐒆	𐒇	𐒈	𐒉	𐒊	𐒋	𐒌	𐒍	𐒎	𐒏	𐒐	𐒑	𐒒	𐒓	𐒔	𐒕	𐒖	𐒗	𐒘	𐒙	𐒚	𐒛	𐒜	𐒝	𐒞	𐒟	𐒠	𐒡	𐒢	𐒣	𐒤	𐒥	𐒦	𐒧	𐒨	𐒩	𐒪	𐒫	𐒬	𐒭	𐒮	𐒯	𐒰	𐒱	𐒲	𐒳	𐒴	𐒵	𐒶	𐒷	𐒸	𐒹	𐒺	𐒻	𐒼	𐒽	𐒾	𐒿	𐓀	𐓁	𐓂	𐓃	𐓄	𐓅	𐓆	𐓇	𐓈	𐓉	𐓊	𐓋	𐓌	𐓍	𐓎	𐓏	𐓐	𐓑	𐓒	𐓓	𐓔	𐓕	𐓖	𐓗	𐓘	𐓙	𐓚	𐓛	𐓜	𐓝	𐓞	𐓟	𐓠	𐓡	𐓢	𐓣	𐓤	𐓥	𐓦	𐓧	𐓨	𐓩	𐓪	𐓫	𐓬	𐓭	𐓮	𐓯	𐓰	𐓱	𐓲	𐓳	𐓴	𐓵	𐓶	𐓷	𐓸	𐓹	𐓺	𐓻	𐓼	𐓽	𐓾	𐓿	𐔀	𐔁	𐔂	𐔃	𐔄	𐔅	𐔆	𐔇	𐔈	𐔉	𐔊	𐔋	𐔌	𐔍	𐔎	𐔏	𐔐	𐔑	𐔒	𐔓	𐔔	𐔕	𐔖	𐔗	𐔘	𐔙	𐔚	𐔛	𐔜	𐔝	𐔞	𐔟	𐔠	𐔡	𐔢	𐔣	𐔤	𐔥	𐔦	𐔧	𐔨	𐔩	𐔪	𐔫	𐔬	𐔭	𐔮	𐔯	𐔰	𐔱	𐔲	𐔳	𐔴	𐔵	𐔶	𐔷	𐔸	𐔹	𐔺	𐔻	𐔼	𐔽	𐔾	𐔿	𐕀	𐕁	𐕂	𐕃	𐕄	𐕅	𐕆	𐕇	𐕈	𐕉	𐕊	𐕋	𐕌	𐕍	𐕎	𐕏	𐕐	𐕑	𐕒	𐕓	𐕔	𐕕	𐕖	𐕗	𐕘	𐕙	𐕚	𐕛	𐕜	𐕝	𐕞	𐕟	𐕠	𐕡	𐕢	𐕣	𐕤	𐕥	𐕦	𐕧	𐕨	𐕩	𐕪	𐕫	𐕬	𐕭	𐕮	𐕯	𐕰	𐕱	𐕲	𐕳	𐕴	𐕵	𐕶	𐕷	𐕸	𐕹	𐕺	𐕻	𐕼	𐕽	𐕾	𐕿	𐖀	𐖁	𐖂	𐖃	𐖄	𐖅	𐖆	𐖇	𐖈	𐖉	𐖊	𐖋	𐖌	𐖍	𐖎	𐖏	𐖐	𐖑	𐖒	𐖓	𐖔	𐖕	𐖖	𐖗	𐖘	𐖙	𐖚	𐖛	𐖜	𐖝	𐖞	𐖟	𐖠	𐖡	𐖢	𐖣	𐖤	𐖥	𐖦	𐖧	𐖨	𐖩	𐖪	𐖫	𐖬	𐖭	𐖮	𐖯	𐖰	𐖱	𐖲	𐖳	𐖴	𐖵	𐖶	𐖷	𐖸	𐖹	𐖺	𐖻	𐖼	𐖽	𐖾	𐖿	𐗀	𐗁	𐗂	𐗃	𐗄	𐗅	𐗆	𐗇	𐗈	𐗉	𐗊	𐗋	𐗌	𐗍	𐗎	𐗏	𐗐	𐗑	𐗒	𐗓	𐗔	𐗕	𐗖	𐗗	𐗘	𐗙	𐗚	𐗛	𐗜	𐗝	𐗞	𐗟	𐗠	𐗡	𐗢	𐗣	𐗤	𐗥	𐗦	𐗧	𐗨	𐗩	𐗪	𐗫	𐗬	𐗭	𐗮	𐗯	𐗰	𐗱	𐗲	𐗳	𐗴	𐗵	𐗶	𐗷	𐗸	𐗹	𐗺	𐗻	𐗼	𐗽	𐗾	𐗿	𐘀	𐘁	𐘂	𐘃	𐘄	𐘅	𐘆	𐘇	𐘈	𐘉	𐘊	𐘋	𐘌	𐘍	𐘎	𐘏	𐘐	𐘑	𐘒	𐘓	𐘔	𐘕	𐘖	𐘗	𐘘	𐘙	𐘚	𐘛	𐘜	𐘝	𐘞	𐘟	𐘠	𐘡	𐘢	𐘣	𐘤	𐘥	𐘦	𐘧	𐘨	𐘩	𐘪	𐘫	𐘬	𐘭	𐘮	𐘯	𐘰	𐘱	𐘲	𐘳	𐘴	𐘵	𐘶	𐘷	𐘸	𐘹	𐘺	𐘻	𐘼	𐘽	𐘾	𐘿	𐙀	𐙁	𐙂	𐙃	𐙄	𐙅	𐙆	𐙇	𐙈	𐙉	𐙊	𐙋	𐙌	𐙍	𐙎	𐙏	𐙐	𐙑	𐙒	𐙓	𐙔	𐙕	𐙖	𐙗	𐙘	𐙙	𐙚	𐙛	𐙜	𐙝	𐙞	𐙟	𐙠	𐙡	𐙢	𐙣	𐙤	𐙥	𐙦	𐙧	𐙨	𐙩	𐙪	𐙫	𐙬	𐙭	𐙮	𐙯	𐙰	𐙱	𐙲	𐙳	𐙴	𐙵	𐙶	𐙷	𐙸	𐙹	𐙺	𐙻	𐙼	𐙽	𐙾	𐙿	𐚀	𐚁	𐚂	𐚃	𐚄	𐚅	𐚆	𐚇	𐚈	𐚉	𐚊	𐚋	𐚌	𐚍	𐚎	𐚏	𐚐	𐚑	𐚒	𐚓	𐚔	𐚕	𐚖	𐚗	𐚘	𐚙	𐚚	𐚛	𐚜	𐚝	𐚞	𐚟	𐚠	𐚡	𐚢	𐚣	𐚤	𐚥	𐚦	𐚧	𐚨	𐚩	𐚪	𐚫	𐚬	𐚭	𐚮	𐚯	𐚰	𐚱	𐚲	𐚳	𐚴	𐚵	𐚶	𐚷	𐚸	𐚹	𐚺	𐚻	𐚼	𐚽	𐚾	𐚿	𐛀	𐛁	𐛂	𐛃	𐛄	𐛅	𐛆	𐛇	𐛈	𐛉	𐛊	𐛋	𐛌	𐛍	𐛎	𐛏	𐛐	𐛑	𐛒	𐛓	𐛔	𐛕	𐛖	𐛗	𐛘	𐛙	𐛚	𐛛	𐛜	𐛝	𐛞	𐛟	𐛠	𐛡	𐛢	𐛣	𐛤	𐛥	𐛦	𐛧	𐛨	𐛩	𐛪	𐛫	𐛬	𐛭	𐛮	𐛯	𐛰	𐛱	𐛲	𐛳	𐛴	𐛵	𐛶	𐛷	𐛸	𐛹	𐛺	𐛻	𐛼	𐛽	𐛾	𐛿	𐜀	𐜁	𐜂	𐜃	𐜄	𐜅	𐜆	𐜇	𐜈	𐜉	𐜊	𐜋	𐜌	𐜍	𐜎	𐜏	𐜐	𐜑	𐜒	𐜓	𐜔	𐜕	𐜖	𐜗	𐜘	𐜙	𐜚	𐜛	𐜜	𐜝	𐜞	𐜟	𐜠	𐜡	𐜢	𐜣	𐜤	𐜥	𐜦	𐜧	𐜨	𐜩	𐜪	𐜫	𐜬	𐜭	𐜮	𐜯	𐜰	𐜱	𐜲	𐜳	𐜴	𐜵	𐜶	𐜷	𐜸	𐜹	𐜺	𐜻	𐜼	𐜽	𐜾	𐜿	𐝀	𐝁	𐝂	𐝃	𐝄	𐝅	𐝆	𐝇	𐝈	𐝉	𐝊	𐝋	𐝌	𐝍	𐝎	𐝏	𐝐	𐝑	𐝒	𐝓	𐝔	𐝕	𐝖	𐝗	𐝘	𐝙	𐝚	𐝛	𐝜	𐝝	𐝞	𐝟	𐝠	𐝡	𐝢	𐝣	𐝤	𐝥	𐝦	𐝧	𐝨	𐝩	𐝪	𐝫	𐝬	𐝭	𐝮	𐝯	𐝰	𐝱	𐝲	𐝳	𐝴	𐝵	𐝶	𐝷	𐝸	𐝹	𐝺	𐝻	𐝼	𐝽	𐝾	𐝿	𐞀	𐞁	𐞂	𐞃	𐞄	𐞅	𐞆	𐞇	𐞈	𐞉	𐞊	𐞋	𐞌	𐞍	𐞎	𐞏	𐞐	𐞑	𐞒	𐞓	𐞔	𐞕	𐞖	𐞗	𐞘	𐞙	𐞚	𐞛	𐞜	𐞝	𐞞	𐞟	𐞠	𐞡	𐞢	𐞣	𐞤	𐞥	𐞦	𐞧	𐞨	𐞩	𐞪	𐞫	𐞬	𐞭	𐞮	𐞯	𐞰	𐞱	𐞲	𐞳	𐞴	𐞵	𐞶	𐞷	𐞸	𐞹	𐞺	𐞻	𐞼	𐞽	𐞾	𐞿	𐟀	𐟁	𐟂	𐟃	𐟄	𐟅	𐟆	𐟇	𐟈	𐟉	𐟊	𐟋	𐟌	𐟍	𐟎	𐟏	𐟐	𐟑	𐟒	𐟓	𐟔	𐟕	𐟖	𐟗	𐟘	𐟙	𐟚	𐟛	𐟜	𐟝	𐟞	𐟟	𐟠	𐟡	𐟢	𐟣	𐟤	𐟥	𐟦	𐟧	𐟨	𐟩	𐟪	𐟫	𐟬	𐟭	𐟮	𐟯	𐟰	𐟱	𐟲	𐟳	𐟴	𐟵	𐟶	𐟷	𐟸	𐟹	𐟺	𐟻	𐟼	𐟽	𐟾	𐟿	𐠀	𐠁	𐠂	𐠃	𐠄	𐠅	𐠆	𐠇	𐠈	𐠉	𐠊	𐠋	𐠌	𐠍	𐠎	𐠏	𐠐	𐠑	𐠒	𐠓	𐠔	𐠕	𐠖	𐠗	𐠘	𐠙	𐠚	𐠛	𐠜	𐠝	𐠞	𐠟	𐠠	𐠡	𐠢	𐠣	𐠤	𐠥	𐠦	𐠧	𐠨	𐠩	𐠪	𐠫	𐠬	𐠭	𐠮	𐠯	𐠰	𐠱	𐠲	𐠳	𐠴	𐠵	𐠶	𐠷	𐠸	𐠹	𐠺	𐠻	𐠼	𐠽	𐠾	𐠿	𐡀	𐡁	𐡂	𐡃	𐡄	𐡅	𐡆	𐡇	𐡈	𐡉	𐡊	𐡋	𐡌	𐡍	𐡎	𐡏	𐡐	𐡑	𐡒	𐡓	𐡔	𐡕	𐡖	𐡗	𐡘	𐡙	𐡚	𐡛	𐡜	𐡝	𐡞	𐡟	𐡠	𐡡	𐡢	𐡣	𐡤	𐡥	𐡦	𐡧	𐡨	𐡩	𐡪	𐡫	𐡬	𐡭	𐡮	𐡯	𐡰	𐡱	𐡲	𐡳	𐡴	𐡵	𐡶	𐡷	𐡸	𐡹	𐡺	𐡻	𐡼	𐡽	𐡾	𐡿	𐢀	𐢁	𐢂	𐢃	𐢄	𐢅	𐢆	𐢇	𐢈	𐢉	𐢊	𐢋	𐢌	𐢍	𐢎	𐢏	𐢐	𐢑	𐢒	𐢓	𐢔	𐢕	𐢖	𐢗	𐢘	𐢙	𐢚	𐢛	𐢜	𐢝	𐢞	𐢟</
---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	---	-----

mitischen, das die phönizische, aramäische und hebräische Schrift umfaßt. Die ugaritischen Zeichen werden dadurch erzeugt, daß man einen Griffel in Ton eindrückt. Diese Art von Keilschrift hat man nur in Ugarit und Gebieten, die von Ugarit abhängig waren, gefunden. Wichtig ist hier, daß diese Zeichen zwar keilförmig sind, aber völlig unabhängig von der logo-syllabischen mesopotamischen Keilschrift.

Abb. 4 zeigt die ugaritischen Zeichen, von links nach rechts gelesen, und darunter in der zweiten Reihe die Umschrift in gewöhnlichen lateinischen Buchstaben, in der dritten Reihe die phonetischen Werte nach den IPA-Konventionen und in der vierten Reihe die entsprechenden Zeichen im hebräischen Alphabet. Die Zusammenstellung veranschaulicht gut, wie unwichtig die äußere Form der Buchstaben ist. Von Bedeutung ist, wie eine Schrift funktioniert, wie sie aufgebaut ist und welchen willkürlichen, aber allgemein verabredeten Regeln sie folgt. Im ugaritischen Zeichensatz finden wir etwa gleich viele Zeichen und diese in der ungefähr gleichen Ordnung angeordnet wie in den späteren westsemitischen Schriften. Die Anordnung der Zeichen in einer festen Reihenfolge war eine der kühnsten Erfindungen der westsemitischen Schrift und ein Grund für ihren immensen Erfolg. Durch Auswendiglernen einer kurzen Reihe von Buchstabennamen konnte man in diesem System die Lautwerte einer entsprechenden Reihe von Zeichen bewältigen. Daher kommt auch unser Wort Alphabet, die ersten zwei Namen der griechischen Zeichenreihe.

Natürlich glaubt niemand, daß das normwidrige „ugaritische Keil-Alphabet“ die ursprüngliche Form der westsemitischen Schrift war. Alle anderen erhaltenen Beispiele sind mit linearen Buchstaben geschrieben, das heißt mit Buchstaben, die aus Linien, nicht keilförmigen Elementen bestehen. Die westsemitischen Linearbeispiele sind jedoch etwa dreihundert Jahre jünger als die ugaritischen. Augenscheinlich hat ein Schriftgelehrter auf Ton zu schreiben gewünscht, was er sonst in linearem Westsemitisch auf Papyrus schrieb. Deshalb hat er graphisch neuartige, sogenannte „keilförmige“ Buchstabenformen nach dem Vorbild der mesopotamischen Keilschrift entwickelt, die man mit einem Griffel in den Ton einprägen konnte. Ugarit wurde im frühen 12. Jahrhundert v. Chr. von Seeleuten zerstört und niedergebrannt. Als Nebeneffekt wurden im Feuer die Tontafeln mit der außerordentlichen Keilschrift konserviert. Das war ein großes Glück für die Forschung, denn wenn man in einem feuchten Klima wohnt, braucht man ein ordentliches Feuer, um beschriebene Tontafeln zu konservieren; anders erhalten sie sich nicht. Ein aus Kriegsgründen entfachter Brand hat übrigens auch die ägäischen Linear B Tafeln gerettet.

Aber sind die ugaritischen Zeichen wirklich alphabetisch? In der gewöhnlichen Interpretation der Zeichen sind alle seltsamerweise konsonantisch, abgesehen von drei Zeichen am Reihenenende, die in der späteren westsemitischen Schrift nicht mehr vorhanden sind. Als wir die ägyptischen Zeichen als s, n, b transkribiert haben (um das unaussprechliche SNB zu buchstabieren), sind wir von der Annahme ausgegangen, daß sich hinter den logo-syllabischen ägyptischen Hieroglyphen derselbe vokallose, rein konsonanti-

sche Lautstand verbirgt wie hinter den ungefähr zweiundzwanzig westsemitischen Zeichen. Die große Ähnlichkeit zwischen den zwei konsonantischen Lautständen – das heißt, den ägyptischen Hieroglyphen und den westsemitischen Zeichen – war schon immer das beste Argument dafür, daß die westsemitische Schrift auf irgendeine Weise von der ägyptischen abhängt und nicht von der weitaus stärker verbreiteten mesopotamischen Keilschrift, deren Silbenzeichen für Vokale standen.

Semitisten tendieren dazu, im Westsemitischen „das erste Alphabet“ zu sehen, weil erstens die Zeichen in einer festen Reihenfolge angeordnet sind, nämlich *alef, beth, gimel* u.s.w., und weil zweitens die Zeichen einzelne Phoneme darzustellen scheinen, eben was man in einem Alphabet erwartet. Dieser Ansicht nach hatten die Westsemiten aus irgendeinem Grund einfach keine Zeichen für Vokale, eine bedeutende, aber aufs Ganze gesehen unwesentliche Auslassung, die die Griechen später in ihrer Erweiterung des Alphabets korrigierten.

Im Gegensatz dazu denken andere, zu denen auch ich mich zähle, daß man erst beim griechischen Alphabet von einem wirklichen *Alphabet* sprechen kann. Auf dieser Seite wird argumentiert, daß die westsemitischen Zeichen nicht eigentlich Phoneme waren, wie es aus unserer alphabetischen Transkription der westsemitischen und ägyptischen Zeichen erscheinen mag, sondern daß sie Silben darstellten, deren vokalischer Wert unbestimmt ist. Danach hat zum Beispiel das sogenannte westsemitische Zeichen *mem* die Lautwerte *ma, mi, oder mu, etc.*, immer eine Silbe. Ignace Gelb hat diese Ansicht in seinem berühmten *Buch A Study of Writing*, erstmals erschienen 1963, vertreten. Schließlich kann nur ein muttersprachlicher Sprecher die westsemitische Schrift richtig aussprechen und auch dies nur theoretisch, während man Sätze im griechischen Alphabet aussprechen kann, sogar wenn man kein Wort Griechisch kann.<sup>10</sup>

Es fällt auf, daß die Meinungsverschiedenheiten über die Bedeutung des Wortes Alphabet (die sich teilweise mit unwissenschaftlichen Argumenten um den Anspruch wichtiger kulturgeschichtlicher Entdeckungen vermengen) unter Benutzern des griechischen Alphabets entstanden sind und nicht unter Benutzern des westsemitischen. Vielleicht hängt folglich die Theorie des Phonems vom Aufbau des griechischen Alphabets ab und ist nicht ein objektives Phänomen der tatsächlichen gesprochenen Sprache. Hier ist ein Stimmspektograph (Abb. 5) einer kurzen Sequenz aus einem Song von Bob Dylan: „Lenny Bruce was bad, he was“.

Augenscheinlich ist die gesprochene Sprache eine Welle, ein wellenförmiges Kontinuum, das sich ausdehnt und zusammenzieht und nicht aus einzelnen abgetrennten Elementen besteht. Ja, Untersuchungen in China haben gezeigt, daß ein Chinese, der die alphabetische Schrift nicht gelernt hat, keine Phoneme identifizieren kann, daß hingegen einer, der das alphabetische *pinyin* gelernt hat, dies problemlos kann. Wenn die gesprochene Sprache ein Welle ist, ist das Alphabet keine Darstellung der gesprochenen Sprache. Folglich hat das griechische Alphabet nicht den geheimen inneren

<sup>10</sup> Meine Studenten tun dies jeden Tag!



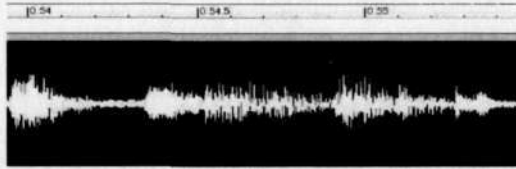


ABB. 5. STIMMSPEKTOGRAPH FÜR „LENNY BRUCE WAS BAD, HE WAS“

Aufbau der Sprache offengelegt, sondern unsere Illusionen darüber zementiert. Ferner hat die sogenannte Sprachwissenschaft nicht die gesprochene Sprache untersucht, wie sie es behauptet, sondern die schriftliche Darstellung derselben.

Das Thema ist schwierig, weil wir in unseren Erwartungen gefangen sind. Wir Alphabetbenutzer definieren zuerst Schrift als eine Technik, die nach einer möglichst genauen phonetischen Wiedergabe strebt, dann fragen wir, wie weit das Westsemitische, ein Vorgänger des griechischen Alphabets, dieses Ideal bereits erreicht hat, obwohl es das Ideal damals noch gar nicht gab. Dann sagen wir, daß das Westsemitische keine Vokalzeichen hatte, sondern nur die Konsonanten abbildete. Es ist leicht zu verstehen, wohin diese Argumentation führt, wenn Phoneme tatsächlich nicht abgetrennte objektive Elemente der gesprochenen Sprache sind, sondern nur ein Mittel, über gesprochene Sprache zu sprechen, ein Mittel, das von der Struktur des griechischen Alphabets abhängt. Wenn ein Alphabet Phoneme darstellen soll, dann war das Westsemitische ganz klar kein Alphabet. Wir würden gern wissen, wie die Phönizier ihre Schrift erfahren haben. Gewiß haben sie versucht, die lautlichen Aspekte der gesprochenen Sprache wiederzugeben; deshalb sollten wir ihre Zeichen nicht Konsonanten nennen, da Konsonanten per definitionem mit Vokalen „mitklingen“ und wir sollten auch nicht sagen, daß sie keine Vokalzeichen hatten, denn, was wir Vokale nennen, wurde erst mit dem griechischen Alphabet erfunden. Zugegebenermaßen sind solche ungeschichtlichen Beschreibungen für uns praktisch, aber gerade sie haben unsere aktuelle theoretische Malaise mit verursacht.

Jedenfalls sind wir uns einig, daß der Erfinder der westsemitischen Schrift die ägyptische Schrift kannte. Denn das Ägyptische hat ebenfalls die vibrierenden Stimmbänder ignoriert, und sich statt dessen auf die Laute konzentriert, die den Fluß der Sprache behindern, das heißt auf das, was wir Konsonanten nennen. Wir wissen nicht genau, wann das Westsemitische erfunden worden ist, aber die berühmte Inschriften vom Sinai um ungefähr 1700 v. Chr. lassen darauf schließen (auch wenn sie selbst nicht direkte Vorläufer der westsemitischen Schrift sind), daß ähnliche Experimente mit der linearen Schrift bereits um diese frühe Zeit stattfanden. Die große Innovation dieser Schrift, sich auf die phonetischen Aspekte der Sprache zu konzentrieren und alles andere abzuwerfen, verläuft parallel zur zeitgenössi-

schen ägäischen Schrift, die auch fast ganz phonetisch ist. Möglicherweise hat das Ägäische das Westsemitische inspiriert, vielleicht in Ugarit selbst, von wo die frühesten Funde des Westsemitischen kommen, und wo gerade jene kosmopolitische Mischung von ägyptischer Schrift und ägäischer Schrift in der Form des kypriotischen Syllabars belegt ist, von der wir eine Weiterentwicklung zu einer neuen Schrift erwarten dürfen.

Hier, von der Küste von Nordsyrien, und nicht in Palästina, Ägypten, Kreta oder in Kleinasien, ging die moderne Spaltung in Ost und West aus. Auf der einen Seite befinden sich die Benutzer des griechischen Alphabets, die Griechen und die Römer, und auf der anderen die Nichtalphabetbenutzer, die Völker des nahen Ostens. In den klassischen Zeiten konnten die Alphabetbenutzer diese technische Wasserscheide nicht überspringen und hatten folglich keinen direkten Zugang zur geistigen Kultur, die in der mesopotamischen Keilschrift, den ägyptischen Hieroglyphen und dem Westsemitischen enthalten war, während die Bewohner des Ostens selbstverständlich das griechische Alphabet erlernten, die Kultur kennenlernten und zu ihr Wesentliches beisteuerten.

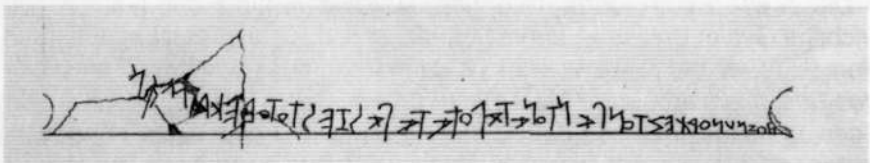
Kulturerrungenschaften aus Sumer in Südmesopotamien aus dem vierten Jahrtausend v. Chr. wanderten früh den Handelsrouten entlang den Euphrat hinauf und dann in Nordwestsyrien, wo der Strom sich nach Norden wendet, nach Westen in Richtung Aleppo und zur Mittelmeerküste. Die strategisch gelegene Stadt Aleppo ist schon in drittem Jahrtausend in Texten von Mari, nahe an der modernen Grenze zwischen Syrien und Irak, erwähnt. Die Stadt stand unter der wechselnden Herrschaft von Amoriten, Hethitern, Ägyptern, Mitannern, bis Assyrien sie im 8. Jahrhundert v. Chr. eroberte. Westlich von Aleppo liegt die Amuq Ebene, wo der nach Norden fließende Orontes sich rückwärts wendet und von dort in südwestlicher Richtung über einen Durchgang zwischen dem Amanusgebirge im Norden und dem Libanon im Süden zum Meer fließt. In hellenistischer und römischer Zeit stand die bedeutende Stadt Antiochia an dieser Flußwendung, heute Antakya in der Türkei. Nahe der Orontesmündung befand sich in der Eisenzeit das wichtige Handelszentrum Al Mina, wo im 8. Jahrhundert v. Chr. die euböischen Griechen, Hethiter und Semiten aufeinander stießen und lebhaften Handel betrieben.

Die zweite Route führte im dritten Jahrtausend über das archäologisch wichtige Gebiet Ebla am Euphrat, zunächst in das Libanongebirge durch die Homskluft, wo die Kreuzritter im 12. Jahrhundert das berühmte Schloß *Krak des Chevaliers* erbauten. Die Ägypter unterhielten mit dieser Küste auf dem Seeweg mindestens seit dem dritten Jahrtausend enge Beziehungen. Sie bezogen Holz aus den westlibanesischen Wäldern, so auch das Holz der riesigen königlichen Barke, die in einem Grab neben der in der 4. Dynastie erbauten Khufupyramide gefunden wurde.

Seefahrer segelten in der Bronzezeit von Ugarit und in der Eisenzeit von Al Mina nach Zypern, dies sind nur 120 Kilometer auf dem Seeweg; diese Handelsbeziehung wurde in der Eisenzeit von Assyrien kräftig unterstützt, das sich gegen die semitischen Aramäer und indoeuropäischen Hethiter wandte, die lange Nordsyrien bewohnt hatten. Die Griechen behaupteten zwar,

daß sie ihre Schrift von den Phöniziern übernommen hatten, die Phönizier waren aber kein eigenes Volk und nannten sich auch nicht selbst Phönizier. Die Griechen nannten sie so nach den roten Händen der Purpurschneckenhändler, die an der libanesischen und nordsyrischen Küste wohnten (phönix = „rot“). Sie waren westsemitische Handelsleute, die die einzigen Hafencstädte, es waren drei oder vier, am Ostmittelmeer unter ihrer Kontrolle hatten. Homer nannte sie ‚Sidoni‘, nach der Hafenstadt Sidon. Die ‚Sidoni‘ an der westasiatischen Küste hatten unter langem und vielfältigem semitischem Einfluß gelebt, das heißt unter akkadischem, babylonischem, aramäischem und assyrischem Einfluß, und auch unter indogermanisch-hethitischem. Auf Zypern gründeten die Westsemiten schon im 10. Jahrhundert v. Chr. die Kolonie Kitium, nur wenige Meilen von der griechischen Kolonie von Salamis entfernt, die etwa um die gleiche Zeit gegründet wurde. Von Zypern aus fuhren Händler die kilikische Küste entlang (wo bronzezeitliche Schiffswracks bei Kas und Ulu Burun gefunden wurden) bis Rhodos, von dort über die Kykladen nach Euböa, wo viele der allerfrühesten griechischen alphabetischen Inschriften entdeckt wurden, und weiter auf das griechische Festland. Die Südroute führte nach Kreta, zu den ionischen Inseln, Sizilien und auf das italische Festland. Erstaunlicherweise wurde die früheste griechische alphabetische Inschrift in Latium 1992 auf dem Friedhof der Gabii gefunden; durch Stratigraphie konnte sie auf 775 v. Chr. datiert werden. Sie enthält nur einen Teil eines Wortes „EULIN“, vielleicht ein Name.

Ein großes Rätsel hat sich um die Vermittlung des griechischen Alphabets von Syrien nach Griechenland gerankt. Unsere Unsicherheit darüber, was überhaupt ein Alphabet ist, hat das ihre dazu beigetragen. Gewöhnlich nimmt man an, daß das Alphabet, das bis Ugarit um 1400 v. Chr. zurückverfolgt werden kann, früher oder später von Phöniziern nach Griechenland kam, Vokalzeichen erhielt, zu verschiedenen Zwecken verwendet wurde und nebenbei der Niederschrift der 28000 Verse der Ilias und Odyssee diente. Diese Niederschrift fand genau zu der Zeit statt, in der unsere epigraphischen Zeugnisse beginnen. In Abb. 6 sehen wir unsere älteste griechische alphabetische Inschrift, die aus mehr als ein paar Buchstaben besteht:



HOSNUNORXESTONPANTONATALOTATAPAIZEITOTODEKM MN? N  
 „Wer von allen Tänzern nun am anmutigsten tanzt. . .“, etc.

ABB. 6. INSCHRIFT AUF DER DIPYLONKANNE, ETWA 740 v. CHR. (NACH B. POWELL, „THE DIPYLON OINOCHOE AND THE SPREAD OF LITERACY IN EIGHTH CENTURY ATHENS“ IN KADMOS 27, 1988, S. 65-86, ABB. 2.)

Die Inschrift ist ein echter Hexameter, in gutem mündlichen Stil, und noch einige rätselhafte Zeichen am Ende, ein aussagekräftiger Beweis dafür, daß das griechische Alphabet von Anfang an zur Niederschrift von mündlicher Dichtung diene. Eine weitere ähnlich komplexe Hexameterinschrift aus der gleichen Zeit um 740 v. Chr. wurde in einem Grab auf der Insel Ischia in der Bucht von Neapel, der westlichen Begrenzung des nordsyrischen Handelsgebietes, gefunden.

Viele haben sich über eine so hoch entwickelte Anwendung des griechischen Alphabets in früher Zeit gewundert, aber dafür gibt es keinen Grund. Ein einzigartiges Kolophon auf einer Tontafel von Ugarit, hartgebrannt im großen Zerstörungsfeuer, berichtet, daß der Inhalt von fünfzehn Tafeln aus der Bibliothek des Hohenpriesters des Baal von einem gewissen Ilimilku aus Shubhani niedergeschrieben wurde, als der Hohepriester Atannu-Purlianni sie auf Veranlassung des ugaritischen Königs Niqmaddu II. diktierte, der im 14. Jahrhundert herrschte.<sup>11</sup> Hier haben wir also ein äußerst frühes Beispiel, wie die westsemitische Schrift, die direkte Vorgängerschrift des griechischen Alphabets, benutzt wurde, um einen literarischen Text nach Diktat niederzuschreiben. An der vielsprachigen, ethnographisch gemischten nordsyrischen Küste mit ihren Beziehungen zum griechischen und italischen Festland, muß dann jemand, der in der Tradition der Aufzeichnung von diktierten epischen Versen aufgewachsen war, versucht haben, die Methode auf die griechische mündliche Dichtung zu übertragen. Erfolg war ihm dabei nicht beschieden – wegen epischer Wörter wie dem homerischen, hier alphabetisch geschriebenen, *aáatos*, das heißt „unantastbar“. An diesem Punkt hat der Erfinder des griechischen Alphabets sein westsemitisches Modell umgewandelt, so daß er die ungefähre lautliche Form des griechischen Verses nachbilden konnte. Die Notwendigkeit, den ausgeprägten Rhythmus zu bewahren, hat den Erfinder offenbar dazu inspiriert, Zeichen für Vokale vorzusehen und die revolutionäre Regel zu formulieren, daß die eine Gruppe der Zeichen, die wir heute Konsonanten nennen, jeweils von Vertretern der anderen Gruppe, der Vokale, begleitet sein muß. Diese einfache Regel zog die Grenze zwischen Ost und West, mit der wir noch heute leben, und hat im gleichen Zug den Irrglauben begründet, dem die Bewohner des Westens verfielen, daß gesprochene Sprache aus Phonemen bestehe und daß der Zweck einer Schrift die Aufzeichnung der gesprochenen Sprache sei.

Wir gehen davon aus, daß die Menschen Zugang zu einer unsichtbaren Realität haben, in der Symbolisierungen stattfinden und wo die Sprache lebt. Die Menschen haben den Zugang, den Tieren ist er verwehrt. Der allergewöhnlichste sprachliche Ausdruck ist die gesprochene Sprache. Tiere können nicht sprechen und es gibt keine Symbole in der Natur. Symbolisierung ist eine Fähigkeit und die gesprochene Sprache ist nur ein Instrument dazu; die Schrift, die immer materiell ist, ist ein anderes.

Das Bild im Nefertarigrab, das wir oben untersucht haben, ist ein interessantes Beispiel für Symbolisierung und zumindest teilweise für das, was wir Schrift nennen müssen. Aber für wen, so darf man fragen, ist diese In-

11 Powell, B., *Writing and the Origins of Greek Literature*, Cambridge, UK, 2003, S. 106.

schrift, versteckt in einem dunklen und unzugänglichen Grab, geschrieben worden? Dank der Arbeit vieler Generationen von Gelehrten können wir sie heute lesen, wir müssen jedoch zugeben, daß die Darstellung nicht hergestellt wurde, damit sie gelesen wird, nicht einmal von den Göttern. Obgleich die Ägypter vor langer Zeit lebten, wußten sie wie wir heute, daß Menschen ihre Umgebung durch Symbolmanipulation beeinflussen können, und in diesem Fall Nefertari mit der Inschrift ein glückliches Leben verschafft haben. Schrift ist wie Kunst Magie und kann bei richtiger Anwendung zu vorhersehbaren Ergebnissen führen.

Die Griechen benutzten weder Kunst noch Schrift auf diese Weise. Für sie war das Alphabet eine Technik, die ihnen den reichhaltigen epischen Gesang mit seiner moralischen Vielschichtigkeit eröffnet hat. Die Genialität des griechischen Alphabets war seine enge Verbindung zur gesprochenen Sprache, obwohl es Prosodie, Gesten oder andere Elemente, die Teil der tatsächlich gesprochenen Sprache sind, nicht aufzeichnen konnte. Ihre enge Verbindung zur gesprochenen Sprache und die enormen Schätze der Sprache hat es der griechischen alphabetischen Schrift ermöglicht, Glanzleistungen dichterischen Ausdruckes hervorzubringen und das zu formen, was wir heute Dichtung nennen. Die Macht dieser Erfindung war so groß, daß wir, von ihrem Glanz geblendet, die Sache selbst kaum zu sehen vermögen und nur indirekt ihre Auswirkungen zu verstehen hoffen können.

## **Schriften**



## Rudolf Wachter

### ***Ein schwarzes Loch der Geschichte: Die Erfindung des griechischen Alphabets***

*Die Erfindung des griechischen Alphabets ist eine der wichtigsten und folgenreichsten Errungenschaften der westlichen Kulturgeschichte. Deshalb wüssten wir gerne, wann, wo, wie, durch wen und wozu sie geschehen ist. Wir kennen diese Umstände aber nicht. Warum? Und was können wir trotzdem mit einiger Zuversicht aussagen?*

Schwarze Löcher im Weltraum haben einige unangenehme Eigenschaften. Sie sind ungeheuer massereich, sie lassen uns keinen Blick hineintun, oder – anders ausgedrückt – sie lassen keine Information austreten, und sich ihnen zu nähern ist auch nicht ratsam, so dass wir uns damit begnügen müssen, sie zu umkreisen, von allen Seiten zu betrachten und vor allem ihre Wirkungen auf die Umgebung zu untersuchen.

Schwarze Löcher in der Geschichte haben ähnliche unangenehme Eigenschaften. Sie sind äusserst bedeutungsvoll und folgenreich, lassen aber ebenfalls keinen Blick ein- bzw. keine Information austreten, ihnen nähern können wir uns auch nicht beliebig, sodass wir uns auch hier mit ihrer Betrachtung aus verschiedenen Winkeln und mit der Untersuchung ihrer Wirkungen auf die nächste und fernere Umgebung begnügen müssen, freilich hier auf eine eindimensionale Umgebung, die sogenannte Zukunft.

Schwarze Löcher in der Geschichte gibt es zahllose. Sie sind erkennbar daran, dass meist alle Grundfragen offen sind, also „Wann?“, „Wo?“, „Durch wen?“, „Wie?“ und oft auch „Wozu?“. Beispiele sind etwa die Entdeckung, dass man ein einseitig geschlossenes Rohr durch Blasen zum Klingen bringen kann (Prinzip der Panflöte); oder dass ein gebundenes Buch, in dem man blättern kann, in vieler Hinsicht praktischer ist als ein meterlanger aufgerollter Streifen; oder dass Woll- oder Leinenfäden durch Weben zu Stoffen verarbeitet werden können. Dazu kommen die Fälle technologischer Einsichten, die vermutlich Unglücksfällen zu verdanken sind, etwa diejenigen im Zusammenhang mit Feuer, wie das Braten von Fleisch oder das Brennen von Ton. Viele dieser Entdeckungen liegen dermassen weit zurück, dass wir sie sogar trotz vielen Bodenfunden kaum zeitlich und örtlich eingrenzen können. Auch ist in gewissen Fällen mit unabhängiger Erfindung an verschiedenen Orten zu rechnen, obwohl dies m.E. im Zweifelsfall immer für die weniger wahrscheinliche Hypothese gehalten werden sollte als die einer einmaligen Erfindung mit anschliessender Diffusion. Stellen wir uns doch einmal einen Archäologen in 5000 Jahren vor, der irgendwo im südafrikanischen Hochland ein beneidenswert gut erhaltenes Exemplar eines



Metalldrahtes unklarer Zweckbestimmung findet, der an einem Ende in besonderer Art gebogenen ist und am anderen ein zugespitztes Schraubgewinde aufweist, der nach dem Kontext etwa in das 20./21. Jahrhundert nach der alten Zählung datierbar ist und für den einige wenige Parallelen aus den archäologischen Stätten Europas stammen. Wie merkwürdig müsste uns die Diskussion darüber anmuten, ob das Fundstück wohl auf unabhängiger Entwicklung oder auf kultureller Diffusion beruht!

In anderen Fällen aber, wie beim Beispiel des Buches nach dem Codexprinzip, ist eine zeitliche und örtliche Eingrenzung durchaus möglich, in diesem Fall auf das Römerreich um die Zeitenwende. Aber Genaueres lässt sich auch hier nicht mehr sagen, weder archäologisch noch aufgrund literarischer Überlieferungen. Gerade die kleinen, alltäglichen Erfindungen werden in ihrem oft überwältigenden Nutzungspotential vom Erfinder und seinem Umfeld meist noch nicht durchschaut, und vollends das sichere Wissen darüber, *wer* für eine Erfindung verantwortlich war, ist in schriftlosen oder schriftarmen Gesellschaften nach zwei, drei Generationen unwiederbringlich erloschen, – verschluckt in einem Schwarzen Loch der Geschichte.

In einem solchen schlummert auch die Erfindung des griechischen Alphabets. Über dieses Schwarze Loch jedoch können wir dank seinen Wirkungen erstaunlich viel erfahren. Hier soll neben anderen Aspekten vor allem auch die Frage „Wozu?“, zu der B. Powell eine plausibel erscheinende, aber bei näherem Zusehen sich als problematisch entpuppende These beigesteuert hat, weiterverfolgt werden.

Dass wir durch Erforschung der Wirkungen dieser Erfindung einiges Licht in das Dunkel bringen können, dafür ist der Charakter des erfundenen Gegenstandes selbst verantwortlich, nämlich die Systemhaftigkeit des Alphabets. Es ist eine Selbstverständlichkeit, dass man mit nur einem Teil des Alphabets nicht schreiben kann. Nötig ist das Ganze, und war es schon immer, damit es seinen Zweck erfüllt. Alle Theorien etwa, die davon ausgehen, die Übernahme des Alphabets von den Phöniziern des Nahen Ostens sei *stückweise* erfolgt, sind somit wenig wahrscheinlich. Die Systemhaftigkeit hat zweitens auch eine didaktische Komponente. Es ist sehr auffällig, dass wir das Alphabet noch heute in derselben – chaotisch anmutenden – Reihenfolge verwenden, die es schon im 13. Jh. v. Chr. in Ugarit hatte, dann unter anderem bei den Kanaanäern, Phöniziern und anderen nahöstlichen Völkerschaften schon vor 1000 v. Chr., bei den Hebräern im übrigen bis heute, weiter bei den Griechen vom 8. Jh. v. Chr. an ebenfalls bis heute, bei den Etruskern ab ca. 700 v. Chr. bis zum Aussterben ihrer Sprache, bei anderen italischen Völkern ab dem 7. Jh., unter anderem bei den Römern und in deren Gefolge in ganz Westeuropa und heute – teilweise als Zweitschrift – auf der ganzen Welt. Die Reihenfolge, in der die Zeichen jeweils notiert wurden, lässt sich anhand zahlreicher Funde von Alphabetaren aus verschiedensten Epochen und Gegenden überprüfen. Warum diese Reihenfolge immer gleich geblieben ist, ist leicht verständlich: Sie ist eine Folge der Lerntechnik. Schon immer hat man das Alphabet akustisch als Merkspruch oder Liedchen mit der Serie der Buchstaben*namen*, die ursprünglich kon-

sequent mit dem betreffenden Laut begonnen haben (*Alpha, Beta, Gamma* usw.), und optisch als Reihe der Buchstabenformen gelernt, wobei die Reihenfolge im auswendiggelernten Merkspruch und im niedergeschriebenen Musteralphabet unbedingt dieselbe sein musste. So haben Generationen von Menschen das Alphabet in ungebrochener Tradition meist von ihren etwas älteren Zeitgenossen gelernt, wobei zu betonen ist, dass das Lernen des Alphabets ein mündlicher, kein schriftlicher Vorgang ist, denn einer, der es erst lernt, kann ja gerade noch nicht schreiben. Diese Systemhaftigkeit der Alphabetreihe ist von grösster Wichtigkeit für unseren indirekten Blick ins Schwarze Loch.

Es ist nun nämlich keineswegs so, dass das Alphabet nicht immer wieder gewissen Modifikationen unterzogen worden wäre. Einerseits betreffen diese die Buchstabenformen, die sich teils wegen Änderungen der Schriftträgermaterialien oder der Schreibinstrumente, teils aber auch einfach modebedingt mehr oder weniger stark verändert haben. Das ist aus der in Abb. 1 wiedergegebenen Alphabetreihe aus dem frühen 7. Jh. v. Chr. sogleich ersichtlich (hier zu unserer Bequemlichkeit spiegelverkehrt abgedruckt),<sup>1</sup> oder auch aus den verschiedenen Monumental-, Buch-, Druck- oder Kursivschriften mit Gross- und Kleinbuchstaben, die seit der Antike in Gebrauch gewesen sind oder es noch sind.

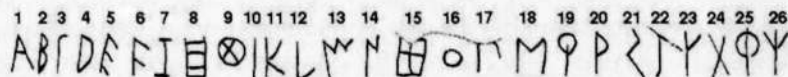


ABB. 1: ALPHABETAR VON MARSILIANA D'ALBEGNA (ETRURIEN)

Andererseits aber betreffen verschiedene Änderungen das Schriftsystem selbst, d.h. die Reihe der Buchstaben und ihre Funktionen. So ist auffällig, dass im griechischen Alphabet unser [ks]-Zeichen „X“ ein [kʰ] (*Chi*) und unser [h]-Zeichen „H“ ein langes [ē] (*Eta*) bedeutet. In der Tat beobachten wir im archaischen Griechenland, genauer von den ersten Zeugnissen um 750 v. Chr. an und dann während gut 300 Jahren, eine bunte Vielfalt lokaler Varianten des Alphabets, die sich zwar vor allem in Einzelheiten der Buchstabenformen, aber auch in einigen wichtigen Punkten des Schriftsystems unterscheiden, wie uns teils der praktische Gebrauch der Zeichen, teils aber auch ihr Bestand und ihre Reihenfolge in gefundenen Alphabetaren zeigt.

Buchstabenformen kann jedermann jederzeit in seinem Leben gängiger Mode anpassen; die individuellen Handschriften lassen ja ohnehin eine erhebliche Bandbreite in der Formgebung der Zeichen zu. Hingegen wird ein schriftkundiger Mensch nur sehr widerwillig einem Beschluss nachkommen, dass ein Zeichen plötzlich in fundamental anderer Weise zu gebrauchen oder dass die grundlegende Zeichenreihe, die er vor Jahren auswendigge-

<sup>1</sup> M. Pandolfini und A. L. Prosdocimi, *Alfabetari e insegnamento della scrittura in Etruria e nell'Italia antica* (Florenz, 1990), Nr. \*1.1; L. H. Jeffery, *The Local Scripts of Archaic Greece* (Oxford, 1961; mit Suppl. 1990), 240, Taf. 48.18.

lernt hat, zu verändern sei. Dies sind Eingriffe in die Tradition, die sich weder bei Individuen, noch gar in ganzen Sprecher- und Schreibergruppen leicht durchsetzen, da sie auch in den Schreibunterricht am betreffenden Ort und zur betreffenden Zeit eingehen müssten. Solche Änderungen des Systems – und nur sie – nenne ich deshalb Schriftreformen, und es lässt sich aus den bezeugten Fällen ganz klar herauslesen, dass solche Schriftreformen, damit sie sich durchsetzen konnten, nicht nur handfeste Vorteile bringen, sondern auch noch anderen, ganz bestimmten Erfordernissen gerecht werden mussten. Man findet auf diese Weise, dass es in der Antike genau drei Typen von Schriftreformen gegeben hat, für die ich die Termini *Additionsreform*, *Reduktionsreform* und *Substitutionsreform* geprägt habe.<sup>2</sup>

Die Übernahme des Alphabets durch eine bisher schriftlose Sprecherguppe muss man sich konkret folgendermassen vorstellen: Wegen der oben erwähnten Mündlichkeit der Übernahme ist ein physisches Zusammentreffen eines Schriftkundigen, nennen wir ihn den „Lehrer“, mit lernbegierigen „Schülern“ zwingend anzunehmen. Diese erhalten von jenem ein Musteralphabet und lernen von ihm mündlich den Merkspruch mit den Buchstabennamen auswendig. Vielleicht erhalten sie von ihm auch noch weitere Instruktionen oder ein paar kurze Probedokumente. Vor allem aber werden sie sogleich nach der Trennung von ihm untereinander die neue Kunst üben und, wenn sie anderer Sprache sind, spätestens dabei feststellen, dass das Alphabet für ihre Bedürfnisse einige Mängel aufweist: Meist werden sie einerseits Zeichen für gewisse Phoneme ihrer Sprache vermissen und andererseits gewisse Zeichen für überflüssig erachten, weil die betreffenden Laute für ihr Sprachgefühl unnötig oder schon durch andere Zeichen abgedeckt sind. Auch bei der Übergabe von einer griechischen Polis zur anderen konnten solche Mängel empfunden werden, erstens aufgrund dialektaler Unterschiede und zweitens, weil das griechische Alphabet das griechische Phonemsystem, wie wir noch sehen werden, am Anfang noch keineswegs mit der wünschenswerten Konsequenz und Genauigkeit abbildete.

Es ist nun völlig natürlich und einleuchtend, in welcher Weise man solche Mängel zu beheben versuchte:

- Durch *Additionsreform* schuf man fehlende Zeichen. Diese hängte man, weil man ja den Merkspruch schon auswendig gelernt hatte und auch die vorhandenen Musteralphabete nicht gleich ausser Kraft setzen wollte, immer am Schluss der Reihe an. Additionsreformen konnte man gleich am Tag der Übernahme des Alphabets oder aber auch noch später vornehmen.
- Durch *Reduktionsreform* eliminierte man überflüssige Zeichen aus der Reihe. Aus dem soeben genannten Grund, nämlich um die Reihe, d.h. den Merkspruch und die Musteralphabete, nicht sogleich zu stören, muss man aber vor einer solchen Reduzierung erhebliche Hemmun-

<sup>2</sup> *Alltlateinische Inschriften* (Bern, 1987), 9ff. (§4).

gen gehabt haben, und die Zeugnisse bestätigen das mit aller Deutlichkeit: Das früheste und archaischste der bisher gefundenen griechischen Alphabetare, nämlich das oben Abb. 1 wiedergegebene, weist noch den gesamten semitischen Zeichenbestand (1–22) auf, obwohl zwei oder drei Zeichen von Anfang an überflüssig waren und später auch überall eliminiert wurden; andererseits ist es hinten bereits durch Additionsreform ergänzt, worauf wir gleich zurückkommen werden.

- Ganz klug, aber auch eher selten, ist schliesslich die *Substitutionsreform*: Hier wurde einem als überflüssig erachteten Zeichen ein noch nicht durch ein eigenes Zeichen abgedecktes Phonem (oder, wie bei *Ksi*, selten auch eine Phonemgruppe) zugeordnet.<sup>3</sup> Der Buchstabenname musste dadurch natürlich angepasst werden, aber der Rhythmus des Merkspruches blieb sich gleich, und wenn man wollte, konnte man sogar die Buchstabenform so lassen, wie sie war. Das Risiko, dass der „Lehrer“ beim nächsten Besuch etwas verwirrt sein würde, nahm man in Kauf, vielleicht sah man ihn aber ja ohnehin nie wieder. Substitutionsreformen waren so schonend, dass man sie sich sowohl gleich am Tag der Übernahme als auch später vorstellen kann, was durch die Zeugnisse ebenfalls bestätigt wird.

Die allererste Reform des griechischen Alphabets war denn auch tatsächlich eine Kombination aus Addition und Substitution, und zwar muss diese Reform gleich bei der Übernahme oder jedenfalls unmittelbar danach vorgenommen worden sein. Bei diesem Übernahmeprozess müssen, wie gesagt, mindestens ein Phönizier und ein Grieche, wohl eher ein paar Griechen, zugegen gewesen sein (einem allein hätte das Alphabet ja nicht viel genützt), und der „Lehrer“ muss den „Schülern“ ein Musteralphabet zur Verfügung gestellt und ihnen den Merkspruch zum Auswendiglernen vorgesagt haben. Dass dabei mindestens eine elementare Konversation auf Griechisch oder Phönizisch (oder eine Art Pidgin) stattgefunden hat, dürfen wir ebenfalls zurecht postulieren. Dabei ist nun auf Seiten der Griechen etwas passiert – wahrscheinlich schon in Gegenwart des phönizischen Lehrers, aber keinesfalls auf seine Initiative hin –, was das Alphabet in radikaler Weise verändert und als Schriftmedium für menschliche Sprache wahrhaft revolutioniert hat: Es sind dabei nämlich vier semitische Konsonantenzeichen (es gab da ja nur solche, Vokale wurden nicht geschrieben), zu Vokalzeichen für [a], [e], [i] und [o] umgedeutet worden. Das waren vier echte Substitutionsreformen, auch wenn man plausibel argumentiert hat,<sup>4</sup> dass drei davon nicht sonderlich reflektiert, sondern mehr automatisch, durch ein Missverständnis, zustande gekommen sind: Den Kehlkopfknacklaut des *'alep* nämlich ha-

3 In „Zur Vorgeschichte des griechischen Alphabets (mit Appendix: ‚Wie alt ist das griechische Alphabet?‘)“, *Kadmos* 28 (1989), 19–78, spez. 24f. mit Anm. 19, erwog ich noch den Terminus *Funktionsreform*, doch *Substitutionsreform* genügt, wenn wir auch den Fall, dass nur die Funktion, nicht aber die Form eines bestehenden Zeichens verändert wird, darunter rechnen.

4 M. P. Nilsson, *Opuscula selecta* (Lund, 1952), 1029–1056; s. auch Verf., *Allat. Inschr.* (wie Anm. 2), 7 (§1).

ben Griechen wohl gar nicht als sprachrelevanten Laut erkannt, ebensowenig wie wir Deutschsprachigen zwischen süddeutschem *amEnde* und norddeutschem *'am 'Ende* einen Bedeutungsunterschied feststellen. Das gleiche gilt für den schwachen Hauchlaut des *he*. Damit aber standen die Buchstabennamen (*'*)*alep* (Nr. 1) und (*h*)*e* (Nr. 5) im Sprachgefühl eines Griechen nicht für den jeweils ersten Laut, sondern für den zweiten, den Vokal [a] bzw. [e]. Etwas anders bei *yod* (Nr. 10): Hier haben die Griechen den ersten Laut zwar deutlich gehört, ihn jedoch, weil sie in ihrer Sprache damals kein konsonantisches [j] kannten, nur als Vokal [i] interpretieren können (*i-ota*). Damit hatten sie bereits drei Vokalzeichen, und es fehlten noch zwei, [o] und [u]. Für den zweiten hätten sie im Prinzip wie bei *yod* vorgehen und das Konsonantenzeichen *waw* (Nr. 6) für den homorganen, d.h. mit der entsprechenden Mundstellung gebildeten Vokal, verwenden können. Das taten sie aber nicht, sondern sie „verdoppelten“ das Zeichen (anscheinend unter Verwendung einer schon im Nahen Osten kursierenden Buchstabenformvariante von *waw*<sup>5</sup>), d.h. sie hängten das [u] mit dem später „Ypsilon“ genannten Buchstaben am Ende der Reihe an, nach dem letzten semitischen Buchstaben *taw*. Der Grund für dieses Manöver war dabei ohne jeden Zweifel, dass das Konsonantenzeichen *waw* von mindestens einem der anwesenden Griechen für unverzichtbar erachtet wurde; tatsächlich war dieser Buchstabe (später wegen seiner Form F, die einem doppelten Gamma Γ glich, auch Digamma genannt) in der Folge in gewissen griechischen Dialekten für den entsprechenden Konsonanten in regem Gebrauch. Dies war die erste Additionsreform. Für den letzten Vokal, [o], blieb damit von den Zeichen, in deren Buchstabennamen die Griechen keinen Anfangskonsonanten „hörten“, nur noch das runde Zeichen Nr. 16 übrig, dessen Buchstabenname (*'ayin*, *'ēn* o.ä.) freilich sogleich markant verändert werden musste (er hiess wohl zunächst schlicht *O*, später *Omikron*, zur Unterscheidung von *Omega*). Dies war wieder eine Substitutionsreform, und diesmal eine sehr bewusste!<sup>6</sup>

Gewisse Forscher stossen sich an der Tatsache, dass diese Schriftreform ein hohes Bewusstsein für die phonematische Struktur menschlicher Sprache voraussetzt. Das trifft durchaus zu, ist aber nichts Aussergewöhnliches: Das Phonembewusstsein gerade für die Vokale muss schon in den viel älteren Silbenschriften im ägäischen und mesopotamischen Raum, die allesamt Zeichen für die reinen Vokale enthielten, voll ausgebildet gewesen sein (etwas weniger dagegen wohl just bei den Nordwestsemiten, z.B. den Phöniziern).<sup>7</sup>

5 Jeffery (wie Anm. 1), 24f. und 35; Verf., „Alphabet“, *Der Neue Pauly*, Bd. 1 (1996), 537–47, spez. 541 unten (c).

6 Ob dabei eine Rolle gespielt hat, dass der semitische Buchstabenname „Auge“ bedeutete, und prominente Wörter für „Auge“ im Griechischen mit [o-] beginnen (ὄφθαλμός, ὄμμα), wie Andreas Willi im Gespräch vorgeschlagen hat, ist durchaus möglich; nötig ist diese Annahme als Begründung für die Wahl des Zeichens 16 zum Zeichen für [o] aber nicht.

7 Sollen wir denn glauben, dass ein Grieche der mykenischen Zeit, ein halbes Jahrtausend vor der Alphabetübernahme, wenn er das Wort *tripode* „zwei Dreifüsse“ der orthographischen Regel entsprechend mit vier Silbenzeichen *ti-ri-po-de* schrieb, sich nicht haargenau

Im Zusammenhang dieser „Geburtsreform“ erhalten wir, nebenbei bemerkt, auch das erste Argument gegen die These<sup>8</sup>, das griechische Alphabet sei spezifisch für die Notation der homerischen Gedichte geschaffen worden. Homer und die anderen Ioner um ihn herum haben nämlich den Konsonanten *w* nicht gesprochen,<sup>9</sup> hätten also, entsprechend der Situation bei *yod*, das Zeichen *waw* zu [u] umfunktionieren können.<sup>10</sup>

Was weiter können wir über die Form des frühesten griechischen Alphabets sagen? Beim Umkreisen unseres Schwarzen Loches haben wir gesehen, dass von der „Lehrerseite“ her gesehen alles zur vollen Zufriedenheit verlaufen ist: Alle 22 Zeichen des phönizischen Alphabets sind in ihrer angestammten Reihenfolge in das griechische Alphabet eingegangen. Von der „Schülerseite“ kommend aber müssen wir zuerst alle tatsächlich bezeugten griechischen Lokalalphabete sammeln und sorgfältig auswerten. Hier ist es längst bekannt, dass einige Inseln in der südlichen Ägäis, die etwas abseits vom Hauptstrom der griechischen Kultur lagen, aber gerade im 8. und 7. Jahrhundert v. Chr. eine selbstbewusste und hochstehende eigene Kultur pflegten, nämlich Thera, Melos und vor allem Kreta,<sup>11</sup> Alphabete verwendet haben, die exakt bis Ypsilon, aber nicht weiter reichten. Man nennt diese die Prototypalphabete, eben weil sie genau die Gestalt haben, die gleich bei der Schaffung des griechischen Alphabets erreicht worden sein muss. Wir haben gesehen: Die Addition von Ypsilon muss eine Massnahme der ersten Stunde gewesen sein; ohne Zeichen für [u] konnte man kein Griechisch schreiben. Mit einem Alphabet des Prototyps aber konnte man

---

bewusst war, dass das, was er dabei zu viel schrieb, nicht mehr und nicht weniger als ein vokalisches Phonem [i] war? Oder dass sich die Dualform *tripode* von der gleich geschriebenen Pluralform *tripodes* „mehrere Dreifüsse“ in nicht mehr und nicht weniger als einem konsonantischen Phonem [s] unterschied, das der orthographischen Regel entsprechend in der Schrift auszulassen war? Die Frage ist nicht, ob die damaligen Menschen das Prinzip des Phonems begriffen hatten oder nicht; das hatten bestimmt auch die Sprecher semitischer Sprachen. Die Frage ist, ob man, nachdem man im nordwestsemitischen Bereich einmal das Prinzip der zeichenreichen Silbenschrift durch Verzicht auf die Vokalschreibung auf eine Konsonantenschrift reduziert und damit für jedermann leicht lernbar gemacht hatte, schliesslich auch noch den nächsten und letzten Schritt vollzog, auch die Vokale – in isolierender Weise – wieder zu schreiben. Dies hing vom sprachinhärenten Bedürfnis ab. In den semitischen Sprachen ist dieses Bedürfnis bis heute kleiner als im Griechischen (oder etwa auch im Sanskrit, wo die lokale Sprachwissenschaft das Phonem ja ebenfalls schon in der Antike entdeckt hat). Griechisch ohne Vokale zu schreiben war unmöglich, und hier kam die Gelegenheit, sie nach dem alphabetischen Prinzip wiederzugeben – und dadurch die perfekte Lautschrift zu schaffen!

- 8 Barry B. Powell, *Homer and the Origin of the Greek Alphabet* (Cambridge, 1991). Ders., *Writing and the Origins of Greek Literature* (Cambridge, 2002).
- 9 S. z.B. Michel Lejeune, *Phonétique historique du Mycénien et du grec ancien* (Paris, 1972), 174 (§179) und ff.; Verf., „Grammatik der homerischen Sprache“, in: Joachim Latacz (Hg.), *Homers Ilias: Gesamtkommentar. Prolegomena* (München–Leipzig, 2000), v.a. 72f. (§19f.) und 79 (§44).
- 10 Die Annahme, das Ypsilon sei aus Rücksicht auf andere Dialekte, die den Konsonanten *w* noch kannten, geschaffen worden, führt in heillose Zirkelschlüsse.
- 11 Zu Kreta s. z.B. I. Beyer, *Die Tempel von Dreros und Prinias A und die Chronologie der kretischen Kunst des 8. und 7. Jh. v. Chr.* (Freiburg i.Br., 1976); H. Matthäus, „Die idäische Zeus-Grotte auf Kreta. Griechenland und der Vordere Orient im frühen 1. Jahrtausend v. Chr.“, *Archäol. Anzeiger* 2000, 517–547.

dies, wenn auch einige Inkonssequenzen stören mussten: Man konnte mit diesem Alphabet zwar unaspiriertes [t] von aspiriertem [t<sup>h</sup>] in der Schrift unterscheiden (mittels *Tau* und *Theta*), nicht aber unaspiriertes [k] und [p] von aspiriertem [k<sup>h</sup>] und [p<sup>h</sup>], obwohl in den Dialekten jener Inseln – wie überall im Griechischen – die Aspiration bei [k] und [p] ebenso phonematisch relevant war wie bei [t]. Über die betreffenden Zeugnisse gehen gewisse Forscher regelmässig allzu leichtfertig hinweg in ihrem verständlichen Bestreben, den Prototyp-Urzustand des griechischen Alphabets wegzudiskutieren;<sup>12</sup> die Stimmen, die den Fakten zu ihrem Recht verhelfen, sind aber ebenfalls regelmässig zu hören.<sup>13</sup>

Aus dem Gesagten ergibt sich nun das zweite Argument gegen die genannte These: Wer annimmt, die Adaptation des phönizischen Alphabets an die griechische Sprache sei für einen – oder gar von einem – Dichter vom Format Homers vorgenommen worden, muss erklären, warum dieses Alphabet in seinem Prototypzustand eine für das Griechische so mangelhafte, unsystematische Struktur erhalten hat; ferner auch, warum statt der für einen Griechen sinnlosen semitischen Buchstabennamen nicht gleich ein griechischer Merkspruch geschaffen wurde. Auch dürfen wir uns fragen, warum die Griechen keine Legende überliefern, die Homer als Schöpfer des griechischen Alphabets nennt; auf die Idee kam in der Antike offenbar niemand, stattdessen berichtete man beharrlich von einem Phönizier namens Kadmos, der nach Böotien kam und den Griechen das Alphabet brachte.<sup>14</sup>

Wir haben schon gesehen, dass das Prototypalphabet auch Zeichen enthalten haben muss, die die Griechen gar nicht brauchen konnten und die sie deshalb später, je nach Lokalalphabet, eliminierten oder durch Substitutionsreformen umdeuteten. Eliminiert wurden in den meisten Alphabeten die Positionen 15, 18 und 19, zwei Sibilantenzeichen (*samek* und *šade*) sowie ein zweites Zeichen für [k] (*qop*).

Wieder würden wir von einem *poeta doctus*, wenn er der Erfinder des griechischen Alphabets wäre, erwarten, dass er solche überflüssige Zeichen

12 In letzter Zeit v.a. B. B. Powell, *Homer and the Origin...* (wie Anm. 9), 55ff., der sehr widersprüchlich argumentiert: Für Kreta ist ebenso eindeutig Psilose im Anlaut (aus der Tatsache, dass H für [ê] verwendet ist) wie konsequente Bewahrung der Aspiration der *Tenuis aspiratae* (aus der korrekten Distribution von Theta und Tau) zu erschliessen; auf den anderen beiden Inseln war sogar das anlautende [h] bewahrt, d.h. es herrschte keine Psilose.

13 Lejeune (wie Anm. 10), 59 (§46); Verf., „Zur Vorgeschichte ...“ (wie Anm. 2), 35 Anm. 43; Verf. (wie Anm. 6), 544 unten; Roger D. Woodard, *Greek writing from Knossos to Homer: a linguistic interpretation of the origin of the Greek alphabet and the continuity of ancient Greek literacy* (New York, 1997), 141ff. Auch die Annahme, die Alphabete von Kreta, Melos und Thera könnten auf unabhängiger Übernahme aus dem Nahen Osten beruhen, führt in die Irre: Denn angesichts der Tatsache, dass die grundsätzliche Übereinstimmung mit den anderen griechischen Alphabeten nur durch massive Substitutionsreformen verständlich würden, wäre es grotesk, dass nicht auch durch eine harmlose Additionsreform die Zusatzzeichen übernommen wurden. Und n.b.: Es gibt keinerlei stichhaltige Argumente für die Annahme mehrerer Übernahmen.

14 Der *locus classicus* ist Herodot 5.58–61. Zur historischen Realität s. nun auch Verf., „Annex zu Fragment 3“ zu A. Kenzelmann Pfyffer, Th. Theurillat und S. Verdan, „Graffiti d'époque géométrique provenant du sanctuaire d'Apollon Daphnéphoros à Erétrie“, *Zeitschr. f. Papyrologie und Epigraphik* 150 (2004), 84–86.

nicht in der Reihe stehengelassen hätte. Besonders das zweite [k]-Zeichen war ein rechter Missgriff: Die Erfinder hätten nämlich die beiden [k]-Zeichen, *kappa* und *qoppa*, entsprechend der Unterscheidung zwischen *tau* und *theta* in Gebrauch nehmen können, eines für [k], das andere für aspiriertes [k<sup>h</sup>]. Dass man dies unterlassen hat, stünde einem gelehrten Poeten wahrhaft schlecht an. Für eine spontane, nicht mit einem sprachlich-literarischen Ziel vor Augen, sondern auf einen alltäglichen, praktischen Gebrauch hin vorgenommene Übernahme beispielsweise in einem Milieu von Seefahrern und Kaufleuten sind solche Defekte viel leichter verständlich.

Das Prototypalphabet war also inkonsequent und einerseits unvollständig, andererseits mit überflüssigen Zeichen belastet. Deshalb nimmt es nicht wunder, dass man es bald zu verbessern trachtete. Insbesondere haben alle anderen griechischen Lokalalphabete – und solche sind in erfreulich grosser Zahl bezeugt – Zusatzzeichen für aspirierte [k<sup>h</sup>] und [p<sup>h</sup>] geschaffen und haben diese erwartungsgemäss am Schluss angefügt (selbstverständlich erst hinter Ypsilon), zweifellos diese beiden Zeichen immer in einem Arbeitsgang. Dies war nun gleichsam eine Additionsreform in zweiter Generation.

Athen	A	B	.....	.....	T	Y	X	Φ			
	[a	b	.....	.....	t	u	k <sup>h</sup>	p <sup>h</sup>			
Euböa	A	B	.....	⊕	.....	T	Y	X	Φ	Ψ	
	[a	b	.....	(s)	.....	t	u	ks	p <sup>h</sup>	k <sup>h</sup>	
Ostionien	A	B	.....	J	.....	T	Y	Φ	X	Ψ	Ω
	[a	b	.....	ks	.....	t	u	p <sup>h</sup>	k <sup>h</sup>	ps	ō]

Interessanterweise zeigen nun alle diese weiterentwickelten Alphabete ausnahmslos dasselbe Zusatzzeichen für [ph] (Φ), und auch für [k<sup>h</sup>] gibt es nur zwei Varianten: die einen benutzen das Kreuzzeichen (⊕, X), die anderen das Baumzeichen (Ψ). Da, wo das Baumzeichen [k<sup>h</sup>] bedeutet, steht das Kreuzzeichen für [ks], zum Beispiel im euböischen Typus (Marsiliana d'Albegna, oben Abb. 1); im übrigen kommt das Kreuzzeichen ohne das Baumzeichen, nirgends aber umgekehrt das Baumzeichen ohne das Kreuzzeichen vor. Dennoch steht keineswegs überall, wo beide gebraucht werden, das Baumzeichen *hinter* dem Kreuzzeichen, z.B. nicht in Achaia und in Korinth. Des weiteren zeigen gewisse Lokalalphabete in ihren Alphabetaren zuerst das *Chi*, dann das *Phi*, wie dasjenige von Athen, das das Baumzeichen überhaupt nicht kennt, andere umgekehrt zuerst das *Phi*, dann das *Chi*, wie dasjenige in Ostionien. Vor 14 Jahren hat der Schreibende in einem Aufsatz<sup>15</sup> – offenbar als erster – die Frage gestellt, wie dieser vielfältige Befund *historisch* entstanden sein kann. Da diese Zeichen angesichts der existierenden Prototypalphabete unmöglich im selben Zug wie das *Ypsilon*, d.h. gleich bei der Übernahme des Alphabets, angefügt worden sein können, war insbesondere zu erklären, wo diese Zusatzzeichen

15 „Zur Vorgeschichte ...“ (wie Anm. 2).



erfunden worden sein und wie sie sich in ganz Griechenland ausgebreitet haben könnten. Es gibt auf diese Fragen nur eine plausible Antwort: Auch die erweiterten Lokalphabete müssen zum grössten Teil ursprünglich Prototypalphabete gewesen sein und die Zusatzzeichen sekundär erhalten haben. Dass Additionsreformen auch nach einer Weile noch vorgenommen werden konnten, haben wir oben schon erwähnt, und auch Vertauschungen solcher Zusatzzeichen in der Reihe, ja sogar Verwechslungen ihrer Funktionen waren am ehesten in solchen Augenblicken möglich, nicht aber, wenn das Alphabet insgesamt übernommen wurde.

Die Einzelheiten dieser Vorgänge brauchen hier nicht mehr ausgebreitet zu werden.<sup>16</sup> Auf ein spezielles Lokalphabet wollen wir hier aber doch noch das Augenmerk richten, nämlich das ostionische. Dieses ist, wenn man alle Möglichkeiten konsequent durchdenkt, mit grösster Wahrscheinlichkeit in mehreren Schritten folgendermassen zustande gekommen: Zuerst war es, wie andere auch, ein Prototyp. Dieser wurde um *Phi* und *Chi* erweitert, möglicherweise unter Einfluss des attischen Alphabets. Erst nach diesen beiden Etappen erfolgte seine entscheidende Perfektionierung, die diesem Lokalphabet 350 Jahre später schliesslich zu seinem Siegeszug verhelfen sollte. Diese Perfektionierung eines Lokalphabets ist die einzige, die tatsächlich den Eindruck macht, im Zusammenhang mit sorgfältiger Sprachreflexion zu stehen. Wenn irgendwo in der Alphabetgeschichte ein Homer seine Hand im Spiel hatte, dann hier, obwohl wir dies wohl nie werden positiv nachweisen können. Der entscheidende Auslöser dieser geschickten Reform muss die Addition des Baumzeichens hinter *Phi* und *Chi* gewesen sein, vorgenommen wohl unter Einfluss des euböischen Alphabets, wo dieses Zeichen übrigens schon um 740 v. Chr. in der Funktion [k<sup>h</sup>] bezeugt ist.<sup>17</sup> Im ostionischen Alphabet aber, wo ja schon das Kreuzzeichen als *Chi* in Gebrauch war, wurde das neu übernommene Baumzeichen nun zu *Psi* umfunktioniert und erhielt sein Pendant durch Substitutionsreform des toten Zeichens 15, das damit zu *Ksi* wurde.<sup>18</sup> Wahrscheinlich praktisch gleichzeitig fiel diesen geschickten ostionischen Reformern auf, dass sie – wie auch in zahlreichen Wörtern – am Anfang des Namens des Zeichens Nr. 8 nicht wie viele andere Griechen, unter anderem ihre ionischen Landsleute drüben auf der Insel Euböa und in Attika, eine Aspiration sprachen, sondern direkt mit dem Vokal begannen, also nicht *Hēta*, sondern *Ēta* sagten, weshalb sie sich entschlossen, dieses zu einem Vokalzeichen für einen qualitativ bislang nicht identifizierbaren Laut zu machen, nämlich das offene [ē] (das im Ge-

16 Sie sind übersichtlich zusammengefasst in Verf., „Alphabet“ (wie Anm. 6), 544ff.

17 M. R. Popham, L. H. Sackett, P. G. Themelis, *Lefkandi*, Bd. I (London, 1979/80), 89f. Nr. 101, Photo Taf. 69b; L. H. Jeffery, „Greek Alphabetic Writing“ (= Kapitel 20b), in: *Cambridge Ancient History*, Bd. III (2. Aufl., Cambridge, 1982), 819–33, und v.a. Tafelband (1984), 295 Nr. 379a (Photo); Verf., „Alphabet“ (wie Anm. 6), 545 unten.

18 Das Zeichen kommt in Etrurien in der weiterentwickelten Form vor, jedoch nur in archaischen Alphabetaren. Seit kurzem ist es in dieser Form nun auch in euböisch-griechischem Kontext belegt, war also keine etruskische Erfindung; s. Verf., „Annex“ (wie Anm. 14).

gensatz zum geschlossenen grundsätzlich lang war).<sup>19</sup> Dies rief aber nach einem Pendant für offenes (und ebenfalls immer langes) [ō], und dieses Bedürfnis erfüllte man mit einer weiteren Addition am Ende, dem *Omega*. Zudem wurde noch das nach wie vor tote Zeichen 18 eliminiert. Diese Perfektionierung mittels der Schaffung von *Psi*, *Ksi*, *Eta* und *Omega*, vielleicht auch der Elimination von Nr. 18, ist wohl in einem Zug vorgenommen worden, obwohl wir das strikte nicht beweisen können. Jedenfalls können diese Vorgänge sich nicht am *Anfang* des alphabetischen Zeitalters in Ostionien abgespielt haben, sondern sie müssen dort eine deutlich sekundäre Reform gewesen sein.<sup>20</sup>

Auch hier, zum dritten Mal, erweist sich also die Theorie, dass das griechische Alphabet für die Notierung von Literatur geschaffen wurde, als unplausibel: Die entscheidende Perfektionierung, die es gerade für Literatur geeignet machte, war im entsprechenden Lokalalphabet eine sekundäre Massnahme, dritter Generation, wie man sagen könnte.

Ein viertes Argument schliesslich ergibt sich aus dem Umstand, dass die Griechen ihr Alphabet immer *phoinikeia grammata* oder *phoinikika grammata*, also „Phönizische Ritzzeichen“, nannten. Erstens verbanden Sie diese Errungenschaft also durchwegs mit den Phöniziern (andere Interpretationen der Adjektive *phoinikeios* und *phoinikikos* haben nicht überzeugen können), diese aber waren ihnen als Händler und Seefahrer (teilweise auch als Seeräuber) und nicht als Dichter ein Begriff.<sup>21</sup> Zweitens müssen wir auch auf die Grundbedeutung des Ritzens einen gewissen Nachdruck legen: Das griechische Verb *graphein* „schreiben“ ist sprachhistorisch mit unserem deutschen Wort *Kerbe* verwandt. Die Griechen haben das Schreiben also als ein Ritzen, und nicht wie andere Völker als ein Malen mit Farbe oder Tinte kennengelernt; dass ein homerisches Epos aber je auf einem Schriftträger,

19 Dies kann n.b. nur eine sekundäre Reform gewesen sein, sonst hätte es nie westliche Alphabete gegeben, die das Zeichen H für [h] verwendeten.

20 Dafür, dass in dieser Reform nicht nur die Qualität der Vokale, sondern auch ihre Quantität eine entscheidende Rolle spielte, könnte, wie Thomas Poiss (Berlin) im Gespräch angeregt hat, der Umstand sprechen, dass eine solche Unterscheidung genau für die Vokale /e/ und /o/ getroffen wurde, bei denen die Quantität (nebst der Qualität) im Verbalparadigma sehr wichtig war (z.B. bei der Unterscheidung vieler Indikativ- von den entsprechenden Konjunktivformen). Die Schaffung einer entsprechenden Unterscheidung von kurzem und langem /a/ war dagegen in einem ionischen Dialekt, und die von kurzen und langen /i/ und /u/ ganz generell viel weniger dringend und hätte den Aufwand wohl nicht gerechtfertigt (die Unterscheidung zwischen kurzem und langem [ū], geschrieben mit Ypsilon, einerseits und langem [ū], später geschrieben mit *Omikron-Ypsilon*, andererseits existierte damals n.b. noch nicht, da die eine der Quellen für den letzteren Laut damals noch nicht genug geschlossen, die andere noch ein Diphthong war). Dies ist nicht beweisbar, aber attraktiv, und wenn dieser Grund tatsächlich eine Rolle gespielt haben sollte, so würde diese Reform höchste Sprachbewusstheit widerspiegeln, was wiederum zur oben erwähnten Möglichkeit passte, dass eine Dichterpersönlichkeit bei dieser sekundären Reform die Hand im Spiel hatte.

21 Wenn es phönizische Dichter und Literaten damals gab, was selbstverständlich nicht auszuschliessen ist, so waren diese kaum daran interessiert, den barbarischen Kollegen im Westen, wenn sie sie überhaupt zur Kenntnis nahmen, die Möglichkeit der Notation eigener Heldengesänge in einer ihnen unbekannteren Sprache zu verhelfen. (Damals musste allenfalls ein Grieche Phönizisch, nicht aber ein Phönizier Griechisch lernen!)

in den die Buchstaben eingeritzt werden mussten, aufgezeichnet war, dafür fehlt jeder Hinweis und m.E. auch jegliche Wahrscheinlichkeit.

Noch etwas anderes ist hier kritisch zu beleuchten: Verschiedene Forscher<sup>22</sup> nehmen an, die homerischen Epen seien ursprünglich in Euböa niedergeschrieben worden. Das ist nun zwar nicht strikte auszuschliessen, aber es weist auch nichts eindeutig genug darauf hin. Im Gegenteil, wer dieser These anhängt und damit postuliert, die Urfassung der beiden für die griechische Identität so fundamentalen Werke sei im euböischen Alphabet niedergeschrieben worden, muss erklären, warum das euböische Alphabet, keines der schlechtesten, nicht eine viel grössere Bedeutung erlangt hat. Indessen sagt die griechische Tradition, Homer habe in Ostionien drüben gewirkt, und seine Epen sind in dem durch sekundäre Reformen hochentwickelten, ostionischen Alphabet, dessen Genese soeben beschrieben wurde, aufgeschrieben worden und auf uns gekommen. M.E. sollten wir Homer weiterhin in Kleinasien drüben wohnen lassen, sollten ihm aber in seinem Leben ohne weiteres ein Dutzend Reisen über die Ägäis nach Griechenland zugestehen, zum Beispiel um Stoffe, vielleicht auch gar einzelne Verse für seine Epen zu sammeln. Wenn damals Händler und Kolonisten im ganzen Mittelmeer umherfahren konnten, muss dies auch für einen Dichter möglich gewesen sein, wenn er dachte, es sei seiner Kunst förderlich.

Die Genealogie der griechischen Lokalalphabete in ihren Anfängen in jenem reisefreudigen und aufstrebenden 8. Jahrhundert ist dank der Systemhaftigkeit dieser Schrift und der Lerntechnik trotz kleinerer Unsicherheiten mittels der beschriebenen historisch-vergleichenden Methode ziemlich zuverlässig rekonstruierbar. Dabei sind, wie in Ostionien, an verschiedenen Orten auch Vorläuferstadien zu postulieren. Wie ist nun aber die merkwürdige Tatsache zu erklären, dass von jenen Vorläuferstadien bisher nirgends etwas bezeugt ist? Unsere Erklärung dafür ist verblüffend einfach: Diese Stadien waren so kurz, dass vielleicht gar keine Inschriften auf dauerhaftem Material in diesen Vorläufersystemen entstanden sind, oder jedenfalls so wenige, dass wir kaum eine Chance haben, eine zu finden. Ich stelle mir für die ganze Diffusion des Alphabets in die hauptsächlichen Zentren der damaligen griechischen Welt, einschliesslich der beschriebenen Reformen, lieber ein paar Wochen oder Monate als ein paar Jahre oder gar Jahrzehnte vor, mindestens so lange eben, wie man für die dazu nötigen Reisen über Land und Meer brauchte, aber nicht viel länger. Dabei sind wahrscheinlich durchaus noch weitere Reformversuche gemacht worden, auch von diesen ist aber keine Spur erhalten geblieben. Nachweisbar – und für die Alphabetgeschichte somit einzig relevant – sind nur die Reformen, die sich wenigstens für eine gewisse Zeit durchgesetzt haben.

Aus noch einer weiteren Überlegung müssen diese Vorgänge sehr schnell abgelaufen sein: Je mehr Anwender nämlich ein Schriftsystem hat, desto schwerer lässt sich eine Reform noch durchsetzen. Prinzipiell sind deshalb

22 V.a. M. L. West, „The Rise of the Greek Epic“, *Journ. of Hellenic Studies* 108 (1988), 151–172, spez. 165–169; nach ihm B. B. Powell, auch wieder in *Homer*, Oxford etc. (Blackwell), 2004, 30ff.

an einem Ort nur in den ersten Tagen oder Wochen solche Schriftreformen zu erwarten. Aus diesem Grund sind auch unbefriedigende Systeme nicht nur da und dort in Gebrauch gekommen, sondern sogar über längere Zeit in Gebrauch geblieben. Schliesslich aber hat sich, wie erwähnt, um 400 v. Chr. das beste System, das ostionische, in ganz Griechenland durchgesetzt. Dies aber war an den einzelnen Standorten keine Reform mehr, so wie ich diesen Begriff verwende, sondern ein absichtlicher und vollständiger Traditionsbruch, wenn auch ein sanfter.

Doch auch wenn diese genealogischen Abläufe nach der Erfindung des griechischen Alphabets, irgendwann im frühen 8. Jh., vielleicht nur ein paar Monate beansprucht haben, und somit auch schon bald Lokalalphabeten existierten, in denen man poetische Texte relativ bequem schreiben konnte, z.B. das attische, das euböische oder – wenig später – das ostionische, so dürfen wir dennoch nicht sagen, das Alphabet sei zu diesem Zwecke erfunden worden. Der erste Zweck, zu dem, und das ursprüngliche Milieu, in dem die Übergabe stattgefunden hatte, müssen m.E. andere gewesen sein. Ich bevorzuge die alte Theorie einer Übergabe im Bereich der Seefahrt und des Handels, wobei die Schrift dort selbstverständlich sogleich für verschiedene Zwecke verwendet worden sein kann. Es erstaunt aber nicht im geringsten, dass die Dichter das neue Medium rasch und begierig aufgegriffen haben. Dass das Alphabet ihrer Kunst, dem mündlichen Dichten, und letztlich auch ihrer Zunft schliesslich das Ende bereiten sollte, konnten sie ja nicht wissen, auch nicht, welcher atemberaubenden kulturhistorischen Schub das Alphabet in den Jahrzehnten und Jahrhunderten darauf in Griechenland auslösen würde. Dramatische Technologieschübe haben wir auch in den letzten 20 oder 50 Jahren erlebt. Diese waren aber wohl weder viel rasanter als die Verbreitung des neu erfundenen griechischen Alphabets in jenen entscheidenden Wochen und Monaten irgendwann im frühen 8. Jh. v. Chr., noch kommen sie an die weltgeschichtliche Bedeutung jenes kleinen, unscheinbaren Ereignisses der interkulturellen Begegnung zwischen einem Phönizier und ein paar Griechen heran, das ich mit diesen Ausführungen speziell in bezug auf sein „Wie?“ und „Wozu?“ etwas aufhellen wollte.



## Friedrich Kittler

### *Homeros und die Schrift*

Es gäb, sagt Mallarmé, gar keine Prosa. Es gibt das Alphabet und sogleich Verse. Diesem Satz, der die moderne Dichtung schuf, folg ich in der Annahme, daß Barry Powells schöne These auch für lange Zeiten nach Homeros gilt. Friedrich August Wolf hat uns den Sänger einst geraubt, Powell schenkt ihn wieder.

Die Griechen also hätten ihre Vokalschrift, diese nach Johannes Lohmann (meinem hoch verehrten Lehrer) „erste vollständige und also systematische Analyse der Lautformen einer Sprache“, demnach um 800 an Euboias Fürstehöfen aus einer nordsyrischen Konsonantenschrift entwickelt. Das aber nicht zu schnödem Handel mit den Spendern, wie seit zwei Jahrhunderten unentwegt behauptet. Griechen schufen fünf Vokale, um die schriftlos blinden Sänge des Homeros anzuschreiben und zu sammeln. So und nicht anders bleibt uns das Griechenalphabet die Muttersprache: Man braucht es nicht zu können, um zu lesen, einzig auf der Welt. Wir müssen nur erhören, daß Singen A E I O U voraussetzt, Frauen, Stimmen und Gesang, Selbstlaute eben. Leid und Sieg vor Troia stehen nicht wie einst im vordern Orient auf Stelen schriftmächtiger Despoten eingegraben; sie erklingen einem lauten Lesen, das Musen oder Göttern unsere Gegengabe reicht. Denn das Verderben haben die Unsterblichen – so hört Odysseus von Alkinoos, dem König der Phaiaken – uns Sterblichen nur zugesponnen, um Kommende als Lied zu freuen. Hören wir drum zu.

Die *Ilias*, für die das Alphabet der Griechen aufkam, ist ein Kriegsgeschrei. Erst in der Odyssee, seitdem Vokale sind, wird Gesang ein Eigenname: die Sirenen. So heißen, die da fesseln und bestricken. Aus zwei Mündern fließt die eine Stimme, schön und süß wie Honig. Wer die beiden singen hört, wird beileibe nicht heimkehren – das lügen nur die Übersetzer *ad usum delphini* –, sondern volle Lust genießen und an Wissen reicher landen. Denn die gottsagende Stimme, wie Odysseus selbst sie rühmt, weiß ihm alles anzusagen, was Achaier, Troer und er selbst auf Troias weiter Ebene litten, alles was da wird auf vielesweidendem Erdgrund. Also sind Sirenen auf einem Eiland voller Blumen, Bienen, Trinkwasser jenen Nymphen oder Bräuten gleich, die Homeros Musen nennt. Erst ihr Geborensein (wie Platon ausgerechnet über Schrift schreibt) hat uns Musik beschert. Von Muse rührt das Wort Musik bis ins Arabische. Die Worte der Sirenen an den Helden kehren daher einfach Bitten um, die der *Ilias*-Sänger, als ihm das Gedenken schwand, an die Musen richtete: Ihr seid Göttinnen und seid dabei und ihr wißt alles, was wir nur vom Hörensagen kennen.

Mit anderen Worten: Unverborgenheit, ἀλθεια, diese Dreieinheit von Dabeisein, Wassein und Allwissen, ist kein Platonismus, sondern eine Gabe des Vokalalphabets, dessen Erfindung der *Ilias* zwar folgt, der *Odyssee* aber vorausgeht. Keine zwanzig Kilometer von Sirenenland entfernt liegt Ischia, die antike Affeninsel, deren Nestorbecher nicht nur bezeugt, daß einem Sänger und Schreiber um 730 die *Ilias* in lesbaren Versen vorgelegen haben muß, sondern doch wohl auch, schöngekränzt im Liebesbett, Aphrodite aus der *Odyssee*. Deshalb schreiben frühe Vokalinschriften keine Todesurteile oder Handelsgüter wie im Orient an, sondern Stimmen der Musik. „Es gibt das Alphabet und sogleich Verse.“ Oder mit einem alten Wort von Richard Bentley: Die *Ilias* ist für Männer, die *Odyssee* für Frauen oder besser: über sie. Denn es sind Frauenstimmen, Melodien, die die Abenteuerfahrt im fernen Westen Griechenlands entbirgt: Aus der Tiefe der Verborgenheit, vom Hades selber, steigt ein Geschrei von Kriegerwitwen und verwaisten Töchtern, das Odysseus in die Flucht jagt; Kirke und Kalypso bergen sich in Häusern, um am Webstuhl laut zu zu singen und Odysseus von Penelope, die am selben Insel-Webstuhl weint, noch länger fernzuhalten; nur die Sirenen singen unverborgen grundlos in Mittagsglanz und Meeresstille, um mit hellem Klang zu künden, was Singen selber heißt: fesseln liebeszaubern wissen.

Das Sein entbirgt sich also, wie es einem Alphabet der Musen zukommt, zu allererst dem Hören. In der 62. Olympiade landet Pythagoras, aus Ionien kommend wie Odysseus und sein Sänger, im selben Süditalien, das nun aber lauter Tochterstädte trägt und dank seiner Lehre bald als *Großes Griechenland* gerühmt wird. Pythagoras heißt er, weil die gottssagende Verborgene von Delphi seiner Mutter, der noch verborgen ist, daß sie ihn trägt, ihr Schwangersein entbirgt, weshalb der Sohnesname sagt, Delphis Python auf der Agora zu sagen. Das aber heißt vom Grauen zeugen, von Abgeschiedenen in der Unterwelt, von Daimonen, die in Erz gefangen sind, von Göttern, die als Ohrenklingen selbst anwesen. All das verkündet nun Pythagoras den Männern wie den Frauen, den Nymphen und Epheben zunächst von Kroton, dann von Metapont. Er, der keinen Buchstaben je schreibt, legt seinen Hörern, die er auch so nennt, Akusmata ins Ohr: Sprüche, die sowohl zum Hören und Gehören sind als auch vom Hören selber sprechen. Und weil Pythagoras – so heißt es – mit der Frage, was das ist, was ist, Philosophie in Wort und Sache überhaupt erfindet, gehen seine Fragespiele so, daß er die Akusmen selber stellt und löst:

Was sind (tote) Seelen? Die Stäubchen in der Luft.<sup>1</sup>

Was sind die Plejaden? Leier der Musen.<sup>2</sup>

Was ist das Ohrenklingen? Schall von Göttern [in uns].<sup>3</sup>

Was sind Donnerschläge? Damit die im Hades Strafe leiden.<sup>4</sup>

1 Fragmente der Vorsokratiker. Griechisch-deutsch herausgegeben von Hermann Diels und Walther Kranz. 6. Auflage, Berlin 1951, 3 Bände. i. F. DK; DK 58, B 40.

2 DK 58, C 2.

3 DK58, C 2.

4 DK 58, C 1.

Was ist der Klang von angeschlagenem Erz? Die Stimme im Erz gefangenen Daimonen.<sup>5</sup>

Undsowweiter undsowweiter, bis auch uns die Ohren klingen, weil weitaus die meisten Akusmen das Rauschen nicht im Augenfeld, sondern im Gehör ansiedeln. Wenn noch Homeros' Helden – nach der großen These Julian Jaynes' – gesteuert sind von Götterstimmen, die aus der rechten Hemisphäre des Gehirns in seine linke funken<sup>6</sup>, so spricht Pythagoras, als würden diese fernen Stimmen ihrer selber inne. Das erhebt in all den Ohren, die zu Kroton unter Tränen lauschen, also gleich zum Gott. Ein einziges Akusma (Hörwort) sagt auch warum.

Was ist das Wahrsagende in Delphi? Die Tektraktys. Ganz das ist die Harmonie, in der die Sirenen (singen).<sup>7</sup>

Nur dieses eine Akusma ist zweigeteilt. Zunächst wird aus dem Dunkel der Pythia ein offenbares Zahlensteinspiel, das Pythagoras als Tektraktys, Geviert, den Seinen lehrt: Man lege in der ersten Reihe eine Eins, in der zweiten eine Zwei, in der dritten Drei und in der vierten Vier, bis dies Dreieck aus dem Dreifuß nicht bloß Zählen anschreibt, sondern auch Addieren. Denn wer von eins bis vier zählt, sagt Pythagoras, hat als Summe, ohne es zu merken, schon eine heilige Zehn gebildet. Aber weil die Frage, was was ist, ansagt, was es bedeutet (σεμαίνει) (DK 58, C 4), führt die Antwort noch auf etwas Zweites. Was das Wahrsagende in Delphi und zumal die Tetraktys ist, sind die zwei Sirenen, wie Odysseus sie als Paar hat singen hören. In ihrem Einklang sind zwei Mäuler so verfußt, wie es die Harmonie der sieben Saiten an der Musenleier ist, nämlich als Oktave. Zwischen ihrer ersten und zweiten Steinchenreihe zeigt die Tektraktys die Wahrheit auf, daß Oktaven als Verhältnis oder λόγος über alle sieben Saiten (δίπλασσον) gleich der halben Saitenlänge sind. So macht der Philosoph aus ἄρμα, dem Gespann Homeros', und dessen Mehrzahl ἄρμονίαι, den Fugen, die Odysseus' Floß zusammenhalten, die Einzahl ἄρμονία, das Gefüge zwei zu eins als Eigenamen der Oktave. Aus dem Angrauen von Geräuschen – im Hades, im Gehör, im Erz – heben sich nur die Sirenen strahlend ab zur Harmonia, die im letzten Mythos, den die Griechen sannen, irdisch schöne Tochter des Streitigen und der Liebe heißt. Mit den Steinchen seiner Tektraktys schreibt Pythagoras also den γάμος an, das große Brautlager von Kadmos und Harmonia, Vokalschrift und Musik. Damals auf der Kadmeia haben Götter und die Musen ein letztes Mal uns Sterbliche zu Theben mit Tanz und Sang besucht. ἄρμα heißt allem anderen zuvor Verschlungensein von Mann und Frau.<sup>8</sup>

5 DK 58, C 2.

6 Julian Jaynes, Der Ursprung des Bewußtseins aus dem Zusammenbruch der bikameralen Psyche (1976). Deutsch von Kurt Neff. Reinbeck bei Hamburg 1988, S. 133.

7 DK 58, C 4.

8 Martin Vogel, Onos lyras. Der Esel mit der Leier. 2 Bände. Düsseldorf 1973 (Orpheus-Schriftenreihe zu Grundfragen der Musik, Bd. 13 und 14), Hesychios, S. 386.



Aber so viele Namen den Griechen beifielen, wenn sie den Erfinder ihrer Lautschrift rühmten – Kadmos und Palamedes, Theut und die Musen selber –, so wenig sagten sie von jenem zweiten Wunder, daß dieselben Buchstaben – und zwar bei Griechen ganz allein – zugleich für Zahlen standen. Nur daß τὸ γράμμα, der eingeritzte Buchstab, nachmals auch στοιχεῖον, das Gereihete heißt, gibt zu ahnen, daß ein anderer namenloser Adaptor gerade im Ordinalen einer fertig übernommenen Konsonantenfolge Ziffern für Kardinalzahlen hat lesen können. Jedenfalls taucht ums Geburtsjahr des Pythagoras wiederum in Unteritalien die erste Inschrift auf, die Eins für Alpha setzt, Beta für Zwei. Was schließlich ein System aus Einern, Zehnern, Hunderter bis Tausend minus Eins ergeben hat.

Pythagoras, der Freund der Weisheit, gibt auf das Akusma, was am weitesten von allem ist, die Antwort Zahl (DK 58, C 4). Und dennoch schreibt er nie; „er selbst hat es gesagt“ sagen seine Hörer nach des Meisters Tod. Das Haus in Metapontion, wo er verschied, wird der Göttin Erde heilig, seine Gasse Hain der Musen. Aber von Musik in Zahlen, also Alphabettziffern, spricht erst ein Schüler, der Pythagoras durch Schrift und Bürgerkrieg verraten haben soll: Hipposos von Metapontion.

Die durchs Ganze (ist) wie Beta zu Eins,  
die durch fünf wie Gamma zu Beta,  
die durch vier wie Delta zu Gamma.<sup>9</sup>

Diese Sätze, obgleich dunkel, bleiben ewig wahr und jedem Kind zu zeigen. Hipposos an seiner Leier hat ein Saitenspiel, das Zahlen und Musik vereint. Die Eins als Anfang oder Grund von allem Seienden bleibt zu ihrem Ruhm zwar ausgeschrieben; Zwei, Drei, Vier dagegen werden Ziffern. Damit tritt die Harmonie als ganze gliedernd auseinander: μέλεα, die Glieder in der Mehrzahl bei Homer, versammeln sich zur Einzahl μέλος, einem Lied, das alle Saiten in zwei Tetrachorden durchspielt: einer Quinte oben, einer Quarte unten.<sup>10</sup> Der Oktave Größe, wird Philolaos Hipposos vollenden, ist gleich Quart mal Quint, συλλαβὰ καὶ δί οξειάν.  $3 : 2 * 4 : 3 = 12 : 6 = 2 : 1$ . Hipposos liest, mit andern Worten, des Meisters Tektraktys als Operator, der über Addition hinaus die Musik zu denken gibt. Oktaven als Identitäten hören alle Ohren, Quint und Quarte sind – seit Euler und Fourier erst recht – Europas Hochkultur. Deshalb heißen Pythagoreer, die nicht bloß wie Akusmatiker die Meisterworte merken, sondern von Hipposos Gründe lernen, auch Mathematiker. Sie taufen Tonverhältnisse, die als Zahlen sind, auf aussprechbare anschreibbare Namen.

„Mittel“, wird bei Archytas von Tarent zu lesen sein, „sind drei in der Musik: erstens das arithmetische, zweitens das geometrische, drittens das entgegengesetzte, das (seit Hipposos) harmonisch heißt.“<sup>11</sup>

<sup>9</sup> DK 18, 13.

<sup>10</sup> Johannes Lohmann, Musiké und Logos. Aufsätze zur griechischen Philosophie und Musiktheorie. Zum 75. Geburtstag des Verfassers am 9. Juli 1970 herausgegeben von Anastasios Giannarás. Stuttgart 1970, S. 32.

<sup>11</sup> DK 47, B 2; vgl. DK 18, 15.

Arithmetisches Mittel jenes Ganzen, das Oktave heißt, ist die Quinte, unser moderner Durchschnitt, harmonisches die Quarte. Ein geometrisches Mittel dagegen sollte zum Grundton denselben logos wie zur Oktave unterhalten. Modern gesprochen: Eins zu  $x$  gleiche  $x$  zu Zwei. Das läßt sich mit Saitenlängen zwar machen, aber nicht als Zahl anschreiben. Die Quadratwurzel aus Zwei bleibt ἀρήθον und ἀλόγον, unsäglich wie die Schamglieder, wortlos oder auf Latein irrational. Unter Bedingungen eines Alphabets, das Zahlen auf natürliche beschränkt, entbergen sich reelle nicht ins Sein; sie stiften, wie schon ihr Name sagt, eine von der Arithmetik streng geschiedene Geometrie. Hippokrates von Chios und Archytas, Heerführer und Stadtherr von Tarent, begründen sie damit, die Tetraktys durch Linien mit Endpunkten zu ersetzen. Aus den Steinchen des Pythagoras wird eine Zweiheit, die im Dorisch des Archytas allerdings fast nicht zu hören ist: die Linie, ἡ γράμμα, ist an beiden Enden abgegrenzt durch Punkte, die jeweils ein Buchstabe anschreibt: Alpha heißt der erste Punkt, der zweite Beta usw. So hat das Griechenalphabet, fast ein Jahrhundert nach Hippasos, die Geometrie doch noch in Sein und Sagen eingebracht. τὸ γράμμα und ἡ γράμμα im Gefüge machen Strecken, auch alogische, einer Wissenschaft des Diagramms zuhanden.

Hippasos ist damit zwar entschönt, aber nicht errettet. Die Weitergabe oder Überlieferung, das also, was Pythagoras für viele einst gestiftet hat und bis heute als Schule west, heißt griechisch auch Verrat. Hippasos hat ausgesprochen, daß nicht alle λόγοι auch zum λόγος oder Wort gelangen und der schöne κόσμος einen Störer birgt: *diabolus in musica*, wie das Mittelalter die Quadratwurzel aus Zwei dereinst verteuflern wird. Den Verräter trifft die Strafe selber, die einem ἀρήθον gebührt: Hippasos verschlingt vor Metapontion das grenzenlose blaue Meer. Ein Aufstand der von Pythagoras einst bezähmten Stadtvölker ermordet und vertreibt die Schüler; das Alphabet der Griechen – einzig in der Weltgeschichte – führt zum Umsturz.

Nur einer bleibt im Namen schon dem Volk Freund: Philolaos von Kroton, Archytas' großer Lehrer, überlebt. Der Grund ist einfach: Philolaos bricht als erster das Geheiß des Meisters und schreibt Bücher. Platon, kaum daß sein mathematisch ignoranter Sokrates, der auch kein Wort geschrieben hat, am Schierlingsbecher stirbt, zahlt für sie Unsummen. Denn bei Philolaos steht in Worten, was das Allgemeine an den Zahlen oder Tönen ist, das was Philosophen angeht. Es gibt zwei und nur zwei Arten (εἶδε), unter die die Zahlen fallen: gerade oder ungerad. Daraus entspringen dann die ungezählten Formen (μόρφαί) zwischen Erd und Himmel – grad wie heute aus Computern. Das Tonverhältnis aber fugt die beiden εἶδε, weil bei zwei Zahlen  $n$  und  $n$  plus 1 (wie in der Tetraktys) grad und ungrad wechseln. So und nur so wird Rechenkunst, die einst an Nil und Euphrat Hochkulturen baute, zu Europas singulärer Wissenschaft. Am εἶδος, Anblick ungerader Zahlen ist zu lesen, daß in ihrer Mitte etwas bleibt, ein Seiendes, bei Drei als erster ungerader Zahl das Steinchen in der Mitte. So darf das Ungerade grenzend heißen, τὰ περαινόντα mit sexuellem Nebensinn. Inmitten einer Zwei, Anfang der

geraden Zahlen, ist dagegen nichts; ein ἀνείρων klafft auf wie schon bei Hipposos, zuerst als ἀλογον und drauf als Meer.

Philolaos aber lehrt, daß dieses Loch den Raum vergibt, in den die Drei eindringen kann, περσάινειν. Alle ursprüngliche Wissenschaft, so wörtlich Jacques Lacan, schreibt Liebestechnik an. Die Fünf als Zwei plus Drei, als Frau auf Mann, heißt füglich γάμος. Deshalb braucht die Physis, das Seiende im Ganzen, um als Schönheit oder κόσμος aufzugehen, die Macht der Harmonie, die so verschiedene wie zwei Geschlechter fugt. Gäb es nur even oder odd, wär das Geweltetwordensein – mehr als zwei Jahrtausende vor Heidegger – ein Unfug. So jedoch ist ἃ ἐσπῶ, d i e Sein des Philolaos (DK 44, B 6), dieselbe Macht wie in Parmenides' Weltenkugelmittelpunkt: „Daimon, die das Ganze steuert“: Aφροδίτη<sup>12</sup>.

Wir alle wissen, daß sie nicht mehr herrscht, δαίμων ἢ παντα κυβερνᾶι, Kybernetik hin und her. Es wäre drum ein langes Klagelied zu singen, was aus alter Weisheit ward, als Sokrates bei Agathons Gelage den kleinen Eros seiner großen Mutter vorzog. Erlauben Sie mir eine Kurzfassung. Im *Phaidros* heißt, der das griechische Vokalalphabet erfindet, ein Daimon aus Ägypten, als könnten die vielen Zweisprachigen rund um Naukratis nicht zwischen Alphabet und Hieroglyphen unterscheiden. Im *Phaidon*, dem einzigen Gespräch, das Philolaos beim Eigennamen dankt, werden aus den beiden eide, ungeraden und geraden Zahlen, zwei Ideen, die miteinander aber nichts zu schaffen haben. Damit meint Sokrates den Kadmos als die Zifferschrift zu widerlegen. Also schickt er rasch noch alle Frauen aus dem Kerker, um mit schönen Jünglingen allein zu sterben. Und weil er auch die Harmonia widerlegt zu haben meint, geht seine Seele ins Ideenreich ein, ohne von Musik zu wissen. Nur Platon fehlt bei diesem Liebestod mit Schülern, weil er Krankheit vortäuscht. Im *Großen Griechenland* lernt er statt dessen, was Tonverhältnisse an Leiern sind, und erfindet kurzerhand vor seinem Tod – zu Ehren der Sirene – Tonverhältnisse an Himmelskugeln. Aus dem Spielzeug und Beweisstück namens Leier ist Ideenlehre geworden, die niemand sieht, hört, überzeugt. Sofort nach diesem Tod flieht Aristoteles die Schule Platons, weil sie wieder mathematisch wird. Das εἶδος verläßt die Frau, die sich als bloßer Stoff erweist, wenn Männersperma Menschen zeugt. Darum heißt die Stimme, die Menschen mit den Tieren teilen, Stoff des λόγος, der kein Tonverhältnis mehr ist, sondern Rede, wie sie Menschen auszeichnet. Denn die Menschen singen nicht, sie lesen. Aristoteles beschreibt das so, daß sinnlose Letternlaute, die στοιχεῖα, immer noch sinnlose, aber sagbare συλλάβαί oder eben deutsche Silben bilden. Mehrere Silben zusammen ergeben sinnvolle Namen und Verben, deren Gefüge am Ende zum Satz namens λόγος führt. So weit, so gut. Nur verrät Aristoteles' Beispiel ganz anderes: Der erste und der zweite Buchstabe sind Gamma und Rho, zusammen gelesen also ein Grunzlaut, den Menschen mit den Tieren teilen. GR wie Gryllos, Grunzer, heißt bei Plutarch einer von Odysseus' Ruderern, der, statt wieder Mensch zu werden, lieber Schwein in Kirkes Wald, der ὕλη, bleibt. Erst wenn als dritter Buchstabe Alpha hinzu-

12 DK 28, B 12.

tritt, geschieht das Wunder namens Selbstlaut. GRA gibt eine sagbare Silbe, die nur zwei Dinge unterschlägt: Erstens hieß συλλαβή bei Vorsokratikern wie Philolaos nicht Sprachsilbe, sondern musikalische Quarte (DK 44, B 6). Zweitens macht GRA den Anfang eben jenes Wortes, das das ganze Aristoteles Kapitel zugunsten von στοιχεῖον unterschlägt: τὸ γράμμα, Laut und Buchstabe zugleich. Von εἶδος, λόγος, σπέρμα bleibt nur Sprachhauch; hätte Aristoteles doch die eignen Buchstaben gelesen.

Soviel zur Seinsvergessenheit seit Sokrates, wie sie Schrift und Ton und Zahl zu denken aufgehört hat. Dagegen feilt nur treues Eingedenken, fester Buchstab. Das ist – wem sonst als uns? – gar überliefert.

Dem Eurytos von Kroton, einem Hörer Philolaos', meldete ein Schäfer, er habe (beim Weiden seiner Herde) am hellen Mittag des Philolaos Stimme aus dem Grab gehört, der doch schon viele Jahre tot war, gleich als sänge er. „καὶ τίνα πρὸς θεῶν εἶπεν ἁρμονίαν;“ „Bei den Göttern“, sprach drauf Eurytos, „und welche Tonfolge?“<sup>13</sup>

Als allererstes hören wir, daß Schaf und Mensch nicht feind sind. Als zweites, daß Philolaos nicht in Kroton oder Herakleia ruht, sondern wo ringsum die Rosen, Weine und Oliven wachsen: in Italiens hellstem Mittag. Drum werden sogar Hirten lernen, was Singen Zählen Schreiben heißt. Denn seit derselben Zeit, da Philolaos starb und weitersang, weiß das Alphabet der Griechen außer Lauten, Zahlen, Tonverhältnissen auch noch Melodien zu schreiben. τίνα ἁρμονίαν, πρὸς θεῶν.

13 DK 45, 1.



## Jesper Svenbro

### ***Den Leser freizulassen. Über den Äsop-Roman, Kapitel 78-80***<sup>1</sup>

Ich habe bereits verschiedentlich den Gedanken geäußert, daß ein freier Mensch im alten Griechenland gegen den Akt des Lesens eine Art Widerstand verspürte, da dieser dazu geeignet war, den Leser in ein Instrument des Denkens anderer zu verwandeln.<sup>2</sup> Da die alten Griechen normalerweise laut lasen, heißt dies, daß der Leser seine Stimme in den Dienst der Schrift stellte, diese physische Unterwerfung unter das geschriebene Wort war jedoch mit der körperlichen Integrität unvereinbar, auf der das Selbstverständnis des griechischen Bürgers beruhte. In der Volksversammlung durfte beispielsweise nur derjenige das Wort ergreifen, der frei von allen Zwängen war.

Aus diesem Grund vertrauten die Griechen das Lesen gerne einem Sklaven an. Die Funktion des Sklaven bestand genau darin, im Dienste seines Herrn zu stehen und seine Stimme der Schrift zur Verfügung zu stellen. Es ist also vollkommen normal, daß einer von Platons Dialogen, der *Theätet*, einen Sklaven vorführt, der mit lauter Stimme ein Buch liest, das einer der beiden Zuhörer geschrieben hat und welches er auf diese Art und Weise dem anderen übermitteln will.<sup>3</sup> Anders gesagt, der Sklave liest für seinen Herrn und dessen Freund. Diese Situation, in der die freien Männer von der Schrift Kenntnis nehmen, indem sie einem Sklaven zuhören, scheint exemplarisch zu sein; man findet sie später bei den Römern, auch wenn diese die Spielregeln in puncto Lektüre modifizieren. So kommt es beispielsweise vor, daß die Römer einen Sklaven damit beschäftigen, am Tisch laut vorzulesen, damit der lernbegierige Herr während des Essens keine Zeit verliert.

Wenn ich diese Haltung der Alten vorgestellt habe, mußte ich gelegentlich eine gewisse Irritation unter meinen Hörern feststellen. Sie wollen uns doch

---

1 Der vorliegende Text ist die überarbeitete Version eines längeren, bereits auf deutsch publizierten Vortragstextes, der von Alessandro Barberi aus dem Französischen übersetzt wurde: „Der inspirierte Leser“, in *Medien der Antike. Archiv für Mediengeschichte*, hg. v. Lorenz Engell, Bernhard Siegert u. Joseph Vogl, Weimar 2003, S. 139-152. Meinem Kollegen Andreas Wittenburg, der die neue Version freundlicherweise durchgesehen hat, danke ich für mehrere Hinweise.

2 Vgl. J. Svenbro, *Phrasikleia. Anthropologie des Lesens im alten Griechenland*, München 2005; – „Archaisches und klassisches Griechenland: die Erfindung des stillen Lesens“, in *Die Welt des Lesens: Von der Schriftrolle zum Bildschirm*, hg. v. Roger Chartier u. Guglielmo Cavallo, Frankfurt am Main 1999, S. 59-96; – *Ameisenwege. Figuren der Schrift und des Lesens in der griechischen Antike*, Graz 2000 (im besonderen das erste Kapitel, „Lesen verweigern. Schreiben verweigern“, S. 7-32).

3 Platon, *Theätet* 143b-c.

nicht wirklich glauben machen, schienen sie zu fragen, daß die Sklaven über ein Jahrtausend lang diese Unterwerfung akzeptiert, also niemals die Lektüre sabotiert oder ihre Hörer manipuliert haben? Meine Antwort darauf ist, daß es meines Wissens nach keine Dokumente gibt, die das belegen würden. Selbst wenn ich die Hypothese akzeptieren kann, nach der die Sklaven ihre Leserposition ausgenutzt haben, ist es nicht erstaunlich, daß uns solche Dokumente fehlen, da einzig und allein die Version der Sklavenhalter überliefert ist. Wenn Sklaven, Frauen und Kinder in den Dokumenten das Wort ergreifen, geschieht es fast immer über den Umweg des schreibenden Bürgers. Wir können also konstatieren, daß jene Version, die die unsere wurde, einseitig sein könnte und daß die alternativen Versionen keine sonderliche Chance hatten, uns zu erreichen.

Wenn es Dokumente gäbe, wer hätte sie überliefert? Ich dachte, daß es in der neuen Komödie – d. h. in der „post-aristophanischen“ Komödie mit Menander (342-291 v. Chr.) als ihrem bedeutendsten Vertreter – möglich sein könnte, Stellen zu finden, in denen die Sklaven ihre Stellung als Vorleser einsetzen, um ihren Besitzern zu schaden. Aber ich habe auch dort solche Passagen nicht gefunden.

Die Tatsache, daß der in das 1. oder 2. Jahrhundert n. Chr. zu datierende *Äsop-Roman* mir in diesem Kontext nicht einfiel, ist ein peinlicher Lapsus meinerseits. Ich kenne die Kapitel 78-80 aus dem Roman seit zwanzig Jahren und habe sie sogar in einem Seminar an der *École Pratique des Hautes Études* behandelt, auch habe ich sie in einer Fußnote eines Artikels aus dem Jahr 1988 zitiert.<sup>4</sup>

An der fraglichen Stelle spaziert Äsop zwischen Grabmälern vor den Toren jener Stadt umher, in der er und sein Herr, der Philosoph Xanthos, wohnen. Mit anderen Worten: Äsop ist Xanthos' Sklave. Folgt man den Hinweisen im 1. Kapitel, so ist er sogar als Sklave geboren. Aber seine Virtuosität als Vorleser triumphiert an einem bestimmten Punkt so sehr, daß sie aus ihm beinahe einen freien Mann macht. Und vor dem Ende des Romans wird er gewiß seine Freiheit erhalten.

Das war genau so eine Textstelle, wie ich sie in der neuen Komödie gesucht hatte! Hier folgt nun die besagte Abschnitt:<sup>5</sup>

„78. Und Xanthos begab sich mit Äsop in die Vorstadt und freute sich über dessen Begleitung. Er kam zu einem Friedhof, wo er mit Vergnügen die Inschriften las. Als Äsop aber auf einer Grabtafel einige Buchstaben sah, die keinen Sinn ergaben

ΑΒΔΟΕΘΧ

machte er Xanthos darauf aufmerksam und fragte ihn, was sie bedeuten könnten. Als Xanthos herauszufinden suchte, wie die

4 J. Svenbro, „La cigale et les fourmis. Voix et écriture dans une allégorie grecque“, *Opuscula romana*, 18, Stockholm, 1990, S. 19 N. 121.

5 Vgl. die italienische Taschenbuchausgabe (griechischer Text mit italienischer Übersetzung): *Romanzo di Esopo*, hg. v. Franco Ferrari, Guido Bonelli u. Giorgio Sandrolini, Mailand 1997, S. 186-191.

Inschrift lautete und was sie bedeutete, kam er zu keinem Ergebnis. Bedrückt und entmutigt wußte er sich keinen Rat, nachdem es ihm nicht gelungen war, die Buchstaben zu deuten, obgleich er Philosoph war. Er fragte: ‚Was bedeuten sie, Äsop?‘ Äsop, der göttliche Gunst besaß und seine Eingebung den Musen verdankte, bemerkte Xanthos' vergebliche Bemühungen und sagte: ‚Herr, wenn ich dir durch dieses Grabmal einen Goldschatz entdecke, was willst du mir dann für eine Belohnung geben?‘ Darauf antwortete sein Herr: ‚Die Hälfte des Schatzes und die Freiheit.‘

79. Kaum hatte Äsop diese Worte gehört, als er eine große Scherbe aufhob, von dem Grabmal vier Schritte wegging und das Erdreich aufgrub. Er zog einen Goldschatz herauf und gab ihn seinem Herrn: ‚Herr, nun löse dein Versprechen ein.‘ Xanthos antwortete: ‚Bei den Göttern, ich werde es nicht tun, bevor du mir gesagt hast, durch welchem Kniff du den Schatz gefunden hast. Denn dies zu wissen, reizt mich mehr als der Fund selbst.‘ Äsop sagte: ‚Herr, wer diesen Schatz vergrub war ein Philosoph und erwog die Sache sorgfältig. Nur mit einigen Zeichen zeigte er, wo er ihn versteckt hat. Du siehst doch, daß er nur die Anfangsbuchstaben von den Wörtern eingeritzt hat. Sie bedeuten folgendes:

A	<i>apobas</i>	1. entferne dich
B	<i>bemata</i>	3. Schritte
D	(δ') <i>tessara</i>	2. vier (4)
O	<i>oruxon</i>	4. grabe
E	<i>eureseis</i>	5. und du wirst finden
TH	<i>thesauron</i>	6. einen Schatz
CH	<i>chrysiou</i>	7. aus Goldmünzen

Entferne dich vier Schritte, grabe und du wirst einen Schatz aus Goldmünzen finden.'

Xanthos: ‚Bei Zeus, gerade weil du so geschickt und klug bist, wirst du das Versprochene nicht erhalten.‘ Als Äsop klar wurde, daß er nicht bekommen würde, was ihm versprochen war, fuhr er fort: ‚Dann muß ich dich auffordern, dem Besitzer das Geld zurückzugeben.‘ Xanthos fragte: ‚Und wer ist der Besitzer des Geldes?‘ Äsop antwortete: ‚König Dionysios von Byzanz.‘ Xanthos: ‚Woher weißt du das?‘ Äsop: ‚Aus den Buchstaben, sie zeigen es mir deutlich.‘ Xanthos: ‚Wie meinst du, Äsop?‘ Äsop: ‚Höre was das noch heißt:



A	<i>apodos</i>	1. bring zurück
B	<i>basilei</i>	6. zum König
D	<i>Dionysioi</i>	7. Dionysios
O	<i>on-eures</i>	4. den du gefunden hast
E	<i>enthade</i>	5. hier
TH	<i>thesauron</i>	2. den Schatz
CH	<i>chrysiou</i>	3. aus Goldmünzen

Bring den Schatz aus Goldmünzen, den du hier gefunden hast, zurück zum König Dionysos!

80. Xanthos verstand, daß Äsop klug geantwortet hatte und sagte: ‚Äsop, nimm die Hälfte des Schatzes und schweig.‘ Äsop: ‚Gib sie mir nicht als Gnadengeschenk, sondern als Gabe von dem, der das Geld für uns beide deponiert hat, unserem Wohltäter.‘ Xanthos: ‚Wie meinst du?‘ Äsop: ‚Die Buchstaben zeigen es. Denn sie heißen:

A	<i>anelesthe</i>	1. nehmt
B	<i>badisate</i>	6. entfernt euch
D	<i>dielesthe</i>	7. und verteilt ihn
O	<i>on-eurate</i>	4. den ihr gefunden habt
E	<i>enthade</i>	5. hier
TH	<i>thesauron</i>	2. den Schatz
CH	<i>chrysiou</i>	3. aus Goldmünzen

Nehmt den Schatz aus Goldmünzen den ihr hier gefunden habt, entfernt euch und verteilt ihn!

Xanthos: ‚Du bist ein wirkliches Genie! Gehen wir nach Hause, damit wir das Gold teilen und du die Freiheit erhältst.‘ Aber als er nach Hause kam, ließ Xanthos Äsop fesseln und einsperren, aus Furcht, sein Sklave könnte dem König verraten, woher sie den Schatz hätten. Äsop sagte: ‚Gib mir die Freiheit, behalte das Gold.‘ Xanthos: ‚(An sich selbst) Wunderbar! Damit er als Freier Recht erhält, Geld zu fordern, und mich überzeugender beim König anzeigen kann ... (An Äsop) Dazu wirst du mich kaum überreden!‘ Äsop: ‚Sieh, Herr, wenn du mich nicht aus eigenem Entschluß freiläßt, so wird man dich dazu zwingen.‘ Xanthos: ‚Laß alle Hoffnung fahren und schweig!‘“

Der anonyme *Äsop-Roman* stammt aus dem 1. oder 2. Jahrhundert n. Chr. und gehört zu der langen Überlieferung von dem Fabeldichter aus Samos, die wir mindestens bis auf Herodot im 5. Jahrhundert v. Chr. zurückfolgen können.<sup>6</sup> Gerade weil der Roman in diese Tradition gehört, hatte er mein Interesse erregt. Es rührte also ursprünglich von meiner Arbeit zur Fabel des Äsop her und, genauer gesagt, von meinem Interesse an ihrer

<sup>6</sup> Herodot, II, 134-135.

Verankerung in der archaischen Geschichte von Samos,<sup>7</sup> daß ich zum Leser des Romans wurde – ein Dokument aus der Kaiserzeit, was in meiner Perspektive eine ziemlich späte Periode ist. Wenn Äsop im 6. Jahrhundert v. Chr. lebte, dann ist der *Äsop-Roman* mindestens ein halbes Jahrtausend jünger. Die Tatsache, daß der Roman einen Akt des Lesens in Szene setzt, hat zwar mein Interesse an dem Text gesteigert, aber seiner späten Entstehung wegen glaubte ich, daß ich keine wirkliche Verwendung für ihn hätte, weil meine Arbeit zur Lektüre in Griechenland die Epochen von Äsop und Sokrates betraf und nicht die römische Kaiserzeit.

In 142 Kapiteln erzählt der Roman das Leben des Äsop, von seiner Geburt bis zu seinem Tod in Delphi. Ein wichtiger Abschnitt, von Kapitel 20 bis Kapitel 90, ist seinem Aufenthalt auf Samos bei dem Philosophen Xanthos gewidmet, der ihn für die lächerliche Summe von 75 Denaren gekauft hatte (Kapitel 27), um danach von der Intelligenz seines Sklaven zu profitieren. Wie aus dem Anfang unseres Textabschnitts hervorgeht, hörte er seinem Sklaven mit besondere Freude zu, doch am Ende wird er von seinen Mitbürgern dazu verpflichtet, Äsop die Freiheit zu geben (Kapitel 90). Wie es scheint, ist ihm daran gelegen, ihn wie einen Schatz zu behalten, und die soeben zitierte Stelle zeigt sehr gut, weshalb. Obgleich sein Sklave sich durch seine außerordentliche Häßlichkeit auszeichnet, besitzt er ein inneres Vermögen, das durch den im Kapitel 78 aufgegebenen *Schatz* gewissermaßen symbolisiert ist.

Äsop steht vor einem Grabmal, das mit einer unverständlichen Inschrift versehen ist. Die auf dem Stein eingravierten Buchstaben scheinen nicht so zusammenzupassen, daß sie die Identifizierung eines Wortes erlaubten. Auf den ersten Blick könnte man glauben, es handle sich um den Anfang eines Alphabets, weil die Inschrift mit A und B beginnt (in vertrauter akrophonischen Gewohnheit liest man A „Alpha“ und B „Beta“). Dieser erste Eindruck bestätigt sich allerdings im folgenden nicht. Äsop, der erkennt, d. h. „sieht“ und „versteht“, daß das einfache Lesen der Buchstaben zu nichts führt, zeigt sie Xanthos (hier weist der griechische Text eine Lücke auf, und wir müssen uns auf die lateinische Bearbeitung des Romans stützen, um den Sinn zu rekonstruieren), aber dieser verzweifelt am Ende und macht klar, daß seine Philosophie ihm hier keine Hilfe sei.

Als der Sklave die Not seines Herrn erkennt, steigt eine Hoffnung in ihm auf: Offenbar hat er die Inschrift schon leise und insgeheim für sich entziffert und weiß, daß sich ein großer Schatz neben dem Grabmal befindet. Er läßt es seinen Herrn wissen, der verspricht, ihm seine Freiheit und die Hälfte des Schatzes zu geben, wenn er die Wahrheit gesprochen hat. Tatsächlich liegt an der von Äsop vorhergesagten Stelle ein Schatz, den er ausgräbt. Aber Xanthos will nun plötzlich sein Versprechen nicht mehr halten: Ein Sklave mit einem so herausragenden *Talent* ist jemand, den man unbedingt behalten will! Vor allem will er das Verfahren lernen, mit dem Äsop die Inschrift entzif-

7 Vgl. Detienne, Marcel, u. Svenbro, Jesper, „Les loups au festin ou la Cité impossible“, in *La cuisine du sacrifice en pays grec*, hg. v. Marcel Detienne u. Jean-Pierre Vernant, *La cuisine du sacrifice en pays grec*, Paris 1979, S. 218-221.

fert hat. Die Methode zählt mehr als der durch sie wiedergefundene Schatz: Als guter Philosoph schätzt er den Wissensdurst höher als das Gewinnstreben.<sup>8</sup> Äsop stellt ihm dann seine erste Interpretation der sieben Buchstaben vor, mit der er den Ort ausmachen konnte, an dem der Schatz vergraben war.

Der Wert des Schatzes wird so auf die Methode transferiert, mit der es möglich wurde, das vergrabene Gold zu finden. Anders ausgedrückt wird der Wert auf die *Lektüre* verlagert, oder genauer gesagt auf die besondere Lesemethode, die Äsop verwendet. Die Lesemethode ist Gold wert! Diese Methode nennt man oft die „akrophonische“: Nur der Anfangslaut jedes Wortes ist notiert, wie bei den Buchstaben „A(lpha)“ und „B(eta)“, von denen die Rede oben war. Aber in der Inschrift spricht sich A nicht „Alpha“ sondern *apobas* und so fort.

Dank der Lektüre ist es also möglich verborgene Schätze zu finden. Es handelt sich dabei um ein fast philosophisches Thema, das auch Xenophon in den *Memorabilia* verwendet, wenn er Sokrates folgendermaßen sprechen läßt:

„Auch die Schätze (*thesauros*) der alten Weisen, welche diese in Büchern schriftlich aufgezeichnet und hinterlassen haben, role ich auf (*anelitton*) und gehe sie gemeinsam mit den Freunden durch (*dierchomai*),<sup>9</sup> und wenn wir etwas Gutes finden, so greifen wir es heraus und halten es für einen großen Gewinn, wenn wir einander fördern können.“<sup>10</sup>

Eine Fabel von Äsop, „Der Weinbauer und seine Kinder“, die sich nicht um die Lektüre sondern um Weinbau dreht, könnte in diesem Zusammenhang zitiert werden, nicht nur weil sie von einem „Schatz“ handelt sondern auch weil der Weinbau eine Metapher für Schreiben und Lesen sein kann.<sup>11</sup> In dieser Fabel besteht der Wert des „Schatzes“ in der Suche nach dem Schatz. Der Schatz, den die Kinder nach dem Tod ihres Vaters suchen, hätte in den Weinbergen versteckt sein sollen. Die Kinder wühlen im Boden, um ihn zu finden. Sie machen es mit einer solchen Energie, daß sich die Produktion der Weintrauben vervielfacht. Es gab also gar keinen Schatz im eigentlichen Sinn des Wortes, aber die Suche nach ihm wurde zum Reichtum der Kinder.

Als Äsop erkennt, daß Xanthos ihm die Freiheit nicht geben wird, geht er zur zweiten Lesart über. Die gleichen sieben Buchstaben lassen einen neuen Satz zu, indem fünf Wörter ausgewechselt werden: Die zwei letzten

8 Vgl. Platon, *Der Staat*, IX, 580c.

9 Vgl. J. Svenbro, „La lecture à haute voix. Le témoignage des verbes grecs signifiant „lire“, in *Phoinikeia Grammata. Lire et écrire en Méditerranée*, hg. v. Claude Barain, Corinne Bonnet et Véronique Krings, Liège-Namur 1991, S. 547 (*anelisso*, *diexeimi* und *dixerchomai*, „lesen“).

10 Xenophon, *Memorabilia*, I, 6, 14.

11 Äsop, Fabel 83 Chambry (*Georgos kai paides*). – Weinbau als Metapher für Schreiben und Lesen: vgl. J. Svenbro, *Fjärilslära. Antika, barocka och samtida figurer för det skrivna ordet och läsandet*, Stockholm 2002, S. 102-113 („Vergilius metapoeticus“).

Wörter (*thesauron chrysiou*) sind die einzigen, die in dieser neuen Exegese wieder auftauchen. Die ersten drei Buchstaben scheinen jetzt vom Eigentümer des Schatzes, dem König Dionysios von Byzanz, zu sprechen (gab es jemals einen byzantinischen König dieses Namens?) und die Ermahnung zu enthalten, den Schatz an diesen zurückzugeben. Durch diese neue Exegese muß Xanthos seine Position überdenken: So wie er sein Versprechen, dem Sklaven die Freiheit und die Hälfte des Schatzes zu schenken, schnell vergessen hat, muß er jetzt das Risiko auf sich nehmen, vom Sklaven beim König denunziert zu werden. Er versucht darum, Äsop zum Mittäter des Diebstahls zu machen, indem er ihm die Hälfte des Schatzes abtritt.

Aber auch dieser Vorschlag gefällt Äsop nicht, und er schreitet zur dritten und letzten Exegese: Er möchte die Hälfte des Schatzes nicht wie ein *Gnadenschenk* von Xanthos erhalten, da der ursprüngliche Eigentümer den Schatz beiden vermacht habe und ihnen vorschreibe zu teilen. Xanthos, der Angst davor hatte, von seinem Sklaven denunziert zu werden und ihn aber zum Komplizen machen wollte, ist beruhigt. Der ursprüngliche Besitzer macht Äsop zum Komplizen, indem er verlangt, daß er den Schatz mit seinem Meister teilt. Daher die erste enthusiastische Reaktion von Xanthos, der von der Schlaueit seines Sklaven entzückt ist: „Du bist ein wirkliches Genie!“ Äsop schenkt ihm nun sein Vertrauen und kehrt mit seinem Herrn nach Hause zurück, um bei der Aufteilung dabei zu sein.

Die erste Interpretation der sieben Buchstaben ist für die Szene auf dem Friedhof von entscheidender Bedeutung, da die anderen zwei Exegesen ohne den am angegebenen Ort eingegrabenen Schatz keine Begründung finden würden. Jene Exegesen haben die erste als ihre Voraussetzung, und es ist deutlich, daß die Geschichte nach der ersten Exegese ihr Ende hätte finden können. Anders gesagt ist die erste Exegese auf eine bestimmte Art *autonom*. Dagegen sind die beiden folgenden von der ersten *abhängig* und enthalten zugleich widersprüchliche Instruktionen („bring zurück“/„nehmt“). Die zweite Exegese ist Äsops Abwehrschlag, da er durchschaut, daß der Herr sein Versprechen nicht halten wird. Die dritte bezieht sich auf die Art, in der Xanthos auf die zweite reagiert, als er sich bereit erklärt, die Hälfte des Schatzes seinem Sklaven als ein „Gnadenschenk“ zu geben. Äsop will seinen Teil nicht unter solchen Bedingungen bekommen, sondern nur als der gleichberechtigte Partner seines Herrn, das heißt als freier Mann. Ihrem gemeinsamen Wohltäter gegenüber sollen Xanthos und Äsop damit eine gleiche Dankbarkeit empfinden. Xanthos würde es klarerweise vorziehen, wenn sein einmal befreiter Sklave dieses Gefühl ihm selbst gegenüber empfinden und zeigen würde.

Als sie nach Hause zurückkehren, ändert Xanthos seine Meinung plötzlich, legt Äsop in Ketten und sperrt ihn ein. Es ist, als ob er der Folge virtuoser Lesarten ein Ende bereiten wolle. Äsop bleibt bis auf weiteres Sklave des Xanthos.

Aber es ist als freier Mann, daß Äsop den Bürgern von Samos später ein Vorzeichen (*semeion*) deutet. Zuerst hatten sie Xanthos, den Philosophen der Stadt, danach befragt, aber als dieser nicht in der Lage ist, fällt die Auf-

gabe schließlich Äsop zu. Und bevor der Fabeldichter den versammelten Samiern seine Interpretation vorträgt, muß man ihn freilassen: Nur ein freier Mann hat das Recht in der Volksversammlung das Wort zu ergreifen.

Was kann man hinsichtlich des von Äsop verwendeten Verfahrens festhalten, das drei unterschiedliche Exegesen derselben sieben Grabmalbuchstaben aneinanderreihet? Auch wenn in der Folge der Lesarten die Interpretation der letzten zwei Buchstaben gleich bleibt – so als ob sie bestätigen sollten, daß es sich um einen wirklichen Goldschatz handelt – und die beiden letzten Exegesen darin übereinstimmen, dem fünften Buchstaben den Sinn *enthade* zuzuordnen und dem vierten Buchstaben *on-eures/on-urate*,<sup>12</sup> so variieren die den anderen alphabetischen Zeichen zugeordneten Werte doch sehr stark. Der erste Buchstabe (A) bezeichnet *apobas*, *apodos* und *anelethe*; der zweite (B) *bernata*, *basilei* und *badisate*; der dritte (D) *tessara* (da Delta das Zahlwort „vier“ bezeichnet), *Dionysioi* und *dielesthe*; der vierte (O) *oruxon*, *on-eures* und *on-urate*:<sup>13</sup> der fünfte (E) *eureseis*<sup>14</sup> und *enthade*.

Es handelt sich um eine offene Lektüre – akrophonisch, wie man sagen kann (da nur der Anfangsbuchstabe eines jeden Wortes verzeichnet ist) –, die viel offener und „undeterminierter“ als die normale ist. Sie muß dennoch gewisse Regeln respektieren, die die Erfindungsgabe des Lesers auf die Probe stellen, wenn er dem Geschriebenen einen Sinn verleihen will. Anders gesagt erlaubt der Text nicht irgendeine Lektüre. Äsop respektiert die Regeln dieser Lektüreform und besitzt die Findigkeit oder Erfindungsgabe, jene Sätze herauszuholen, die „seinen Sinn“ ergeben, wobei er klarerweise jene ausschließt, die ebenso möglich sind, aber seinen Absichten nicht entsprechen.

Das Verfahren erinnert an jenes, mit dem man ausgehend von bestimmten Worten, die hinsichtlich der Stellung im Reim vordefiniert sind, Sonette schreiben kann. Man muß dennoch vermerken, daß die vordefinierten Buchstaben im *Äsop-Roman* sich nicht auf demselben Niveau befinden wie die vierzehn vordefinierten Worte in einer solchen Reimsequenz. Im einen Fall sind die Ausgangseinheiten die kleinsten der Sprache, im anderen Fall sind es „lexikalische“ Einheiten.

In diesem Sinne steht die akrophonische Lektüre jener Buchstaben, die im Griechischen „Fisch“ bedeuten, ΙΧΘΥΣ, dem *Äsop-Roman* auch zeitlich schon viel näher.<sup>15</sup> Aber im Gegensatz zur Sequenz ΑΒΔΟΕΘΧ besitzt ΙΧΘΥΣ eine bestimmte Bedeutung, „Fisch“, und soll keine andere „Exegesen“ ermöglichen als die folgende: Ιησους Χριστος Θεου Υιος Σωτηρ, „Jesus Christus, Sohn Gottes, (unser) Retter“. Dieser Unterschied ist nicht ohne Bedeutung. Auf der einen Seite haben wir eine Buchstabensequenz, die kein Wort bildet, aber viele akrophonische Lektüren ermöglichen kann; auf

12 Relativpronomen + 2. Person Singular/2. Person Plural des Verbums.

13 Die beiden letzten Lösungen scheinen vom folgenden Buchstabe (E) „kontaminiert“ zu sein und schließen das Relativpronomen *on* (= *hon*) an das Verbum an, als ob Pronomen und Verbum ein einziges Wort bildeten.

14 *Eureseis* = *heureseis*; vgl. schon unter O (*eures/urate* = *heures/heurate*).

15 Vgl. Tertullian, *De baptismo*, 1, 3; Augustinus, *De civitate Dei*, XVIII, 23, 1; u.ö.

der anderen Seite haben wir eine Buchstabensequenz, die ein existierendes Wort bildet und die nur eine einzige akrophonische Lektüre zulassen soll.

In diesem Zusammenhang möchte ich nur daran erinnern, daß der *Äsop-Roman* demselben Zeitraum wie die Evangelien entstammt, zu denen er mehrere Parallelen aufweist.

Wie ist nun dieser Abschnitt des *Äsop-Romans* in mediengeschichtlicher Perspektive zu verstehen? Als ehemaliger Leser Marshall McLuhans<sup>16</sup> bemerke ich zuerst, daß die von Äsop entzifferte Inschrift – verglichen mit einer normalen Alphabet-Inschrift – weitaus weniger *high als low definition* ist. In McLuhans Terminologie wäre ihre Offenheit gleichbedeutend mit ihrem Mosaik-Charakter, mit Lücken, die der Leser ergänzen soll, gleichgültig, ob er schon weiß, wie das Fehlende zu ergänzen ist (wie der bei der IXΘΥΣ-Sequenz vorausgesetzte Leser), oder ob er – mit der allfälligen Hilfe der Musen – seine Erfindungsgabe nutzt (wie es bei Äsop der Fall ist).

Eine Alphabet-Inschrift, die es ermöglicht, eine sinnvolle Lautsequenz zu erzeugen, die mit jener vom Schreiber beabsichtigten nahezu identisch ist, ist verglichen mit jenen Schriftsystemen, die eine Restitution der vom Schreiber verwendeten Worten nicht garantieren kann, ein Medium von *high definition*. Die alphabetisch erhaltene Lautsequenz ist kaum weniger eindeutig als die vom Schreiber selbst ausgesprochenen Worte (wenn wir ihn uns so vorstellen, als läse er sie während ihrer Niederschrift oder unmittelbar danach selbst mit lauter Stimme). Zwar kontrolliert die Alphabet-Inschrift solche Aspekte des Lesens wie Betonung und Tempo nicht, dennoch übt sie Zwang aus, da sie die Aussprache jeder Silbe des Textes steuert. Gerade dieser Umstand erklärt, warum die Rolle des Lesers so gut zu dem Sklaven, dem *instrumentum vocale*,<sup>17</sup> paßt. Nicht-alphabetische Schriftsysteme, die weniger Information bieten, sind von unterschiedlichen Kompetenzen des Lesers abhängig, die nicht auf die Lautwerte der Zeichen beschränkt sind. Ein Leser, der des Griechischen nicht mächtig, mit den Lautwerten des griechischen Alphabets aber vertraut ist, wäre dagegen imstande, die erste Zeile des *Ilias* auszusprechen, auch wenn er sie nicht versteht.<sup>18</sup> Umgekehrt hat eine Sequenz von „kabbalistischen“ Zeichen – ich gebrauche den Terminus kabbalistisch hier in der weitesten Bedeutung des Wortes – nicht die akustische Wiedergabe zum Ziel und ist daher „offener“ oder, anders gesagt, von *lower definition*: was fehlt, muß vom Leser ergänzt werden.

Als Medium der Informationsspeicherung ist die normale, im griechischen Alphabet abgefaßte Inschrift – verglichen mit solchen „kabbalistischen“ Inschriften, für die die Zeichensequenz, die uns im *Äsop-Roman* begegnete, als Beispiel gelten mag – wesentlich genauer.

Was macht nun Äsop in dem oben zitierten Abschnitt? Der unbekanntere Verfasser des *Romans* hat ihn vor eine Inschrift gestellt, deren Deutung

16 M. McLuhan, *The Gutenberg Galaxy*, Toronto, 1962; – *Understanding Media* [1964], New York-London-Sydney-Toronto 1965 (wo ich den Hinweis zu Havelock, Eric A., *Preface to Plato*, Cambridge, Mass. 1963, zum ersten Mal gefunden habe).

17 Varro, *De re rustica*, I, 17, 1. Vgl. Aristoteles, *Nikomachische Ethik*, VIII, 11, 6, 1161 b 3-5.

18 Vgl. Barry Powell, oben S. 15.

nicht in sklavischer Unterwerfung gelingen kann. Unsere Inschrift ist nicht hinreichend genau, um zu einem Sklaven zu passen, dessen rein instrumentelle Aufgabe es ist, lediglich das Geschriebene auszusprechen. Sie läßt große Lücken, die ergänzt werden müssen. Sie scheint voraussetzen, daß ihr Leser eine Geistesfreiheit besitzt, die mit der servilen Rolle des Sklaven unvereinbar ist. Diese nicht-servile Situation kommt Äsop jedoch sehr gelegen und eröffnet ihm die Möglichkeit, jene Freiheit zur Schau zu stellen, die sein sozialer Rang ihm verweigert. Selbstverständlich stellt die Inschrift ABΔOEΘX einen Mißbrauch des Alphabets dar, weil sie die Schrift in ein Stadium zurückwirft, in dem sie jenen Zwang nicht ausübt, den die Griechen mit der Erfindung des Vokalalphabets erfunden haben. Aber diese Regression ist der Preis, der zu zahlen ist, wenn man einen Sklaven von der Unterwerfung des alphabetischen Lesens befreien will.

## Wolfgang Rösler

### ***Lautes und stilles Lesen im antiken Griechenland***

Eine Analyse der medialen Situation in einer bestimmten Zeit muß den Blick auf zweierlei richten: zum einen auf den Bestand an Medien, die es in der fraglichen Zeit gegeben hat, und zum anderen auf die Modi des Umganges mit ihnen. Bei den Modi ist dann wiederum zu differenzieren zwischen den beiden Seiten der Mediennutzung: der Seite, auf der etwas dem Medium anvertraut, mit seiner Hilfe gespeichert und ggf. übermittelt werden soll, und der Seite der Rezeption, auf der die Mitteilung realisiert und verarbeitet werden soll. Um diesen, den zuletzt genannten Bereich wird es im folgenden gehen: um die Rezeption von Texten im Akt des Lesens.

Es kann nicht genug betont werden, daß mit der Übernahme und Adaptation des phönizischen Alphabets durch die Griechen das mediale System der griechischen Kultur in revolutionärer Weise verändert wurde<sup>1</sup>. Dies gilt auch für die Seite der Rezeption. Zu den etablierten Rezeptionsmodi des Hörens von Texten und des Betrachtens von Bildwerken trat nunmehr ein völlig neuartiger Einsatz des Auges, nämlich zur Aufnahme abstrakter Zeichen, die in ihrer Kombination miteinander sprachliche Texte repräsentierten. Was die Art und Weise angeht, in der dies geschah, so war man in der Wissenschaft lange der Meinung – und diese Meinung ist auch heute durchaus noch verbreitet –, daß in der Antike grundsätzlich laut, d.h. unter begleitender stimmlicher Artikulation, gelesen wurde. Wenn man versucht, sich dies konkret vorzustellen, überfällt einen allerdings eine gewisse Ratlosigkeit. Wie ist es zum Beispiel ausgegangen, wenn mehrere Leser, die nur an lautes Lesen gewöhnt waren, an einem Ort zusammen waren? Im Lesesaal der Bibliothek von Alexandria mußten unter diesen Bedingungen sensiblere Naturen nahezu den Verstand verlieren. Oder wie soll man sich einen Aristoteles vorstellen, der in seiner Jugend der Platonischen Akademie als Aufbaustudent angehörte und dort den Spitznamen *anagnóstes*

---

1 Die Bezeichnung ‚Revolution‘ bei Eric A. Havelock, *The Literate Revolution in Greece and Its Cultural Consequences*, Princeton, 1982 (deutsche Teilübersetzung: *Schriftlichkeit. Das griechische Alphabet als kulturelle Revolution*, Weinheim, 1990). Zur Sache vgl. den Übersichtsartikel von Wolfgang Rösler, „Schriftlichkeit – Mündlichkeit“, in: *Der Neue Pauly*, Bd. 11, Stuttgart u. Weimar, 2001, Sp. 241-246. Zu den Konsequenzen, die sich aus dem bislang frühesten Dokument griechischer Alphabetschrift, einer Inschrift aus Gabii bei Rom, ergeben, die auf ca. 770 v. Chr. datiert wird (Erstpublikation: Emilio Peruzzi, „Cultura greca a Gabii nel secolo VIII“, in: *La Parola del Passato* 47, 1992, S. 459-468), vgl. Rösler, „Presentazione“, in: Gian Franco Nieddu, *La scrittura "madre delle Muse"*, Amsterdam (erscheint 2004).



(„Leser“) führte<sup>2</sup> und der – dieser Eindruck drängt sich bei der Würdigung seines Lebenswerkes auf – wirklich alles gelesen hatte, was die griechische Schriftkultur in 400 Jahren vor ihm hervorgebracht und bewahrt hatte. Hatte er das alles laut gelesen – und dabei gottergeben, weil man nun einmal laut las, die hierdurch signifikant verlangsamte Leseengeschwindigkeit in Kauf genommen? Und wie regenerierte Aristoteles nach einem laut durchlesenen Tag seine Stimmbänder? Er mußte doch morgen weiterlesen.

Scherzhafte Imaginationen wie diese lassen das Problem klar hervortreten, um das es geht: daß nämlich eine fortgeschrittene Schriftkultur, wie sie sich in Griechenland im 5. und erst recht dann im 4. Jh. v. Chr. herausbildet, ohne die Kompetenz auch des stillen Lesens – und das heißt zugleich: eines schnelleren, gar selektiven Lesens bis hin zum „Überfliegen“ – kaum funktionsfähig erscheint. Es kann deshalb nicht überraschen, daß sich im Zuge eines wachsenden Interesses an den Bedingungen und Strukturen von Kommunikation in der Antike seit den sechziger Jahren des 20. Jh. philologisch-historische Forschung dieses Problems immer intensiver angenommen hat. Bezugspunkt war und ist dabei bis heute der umfassende Versuch, anhand eines umfangreichen Belegmaterials das laute Lesen als das in der Antike nahezu unangefochtene Modell zu erweisen: Es handelt sich um den großen, zweiteiligen Aufsatz von Josef Balogh aus dem Jahre 1927<sup>3</sup>. Nachdem Bernard M. W. Knox bereits 1968 das von Balogh gezeichnete einheitliche Bild durch den Hinweis auf einzelne gegensätzlich zu interpretierende Testimonien in griechischen Dramen des späten 5. Jh. in Frage gestellt hatte<sup>4</sup>, erschienen seit Ende der achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts mehrere Arbeiten, auf deren Grundlage das Vorhandensein und eine durchaus verbreitete Nutzung der Fähigkeit stillen Lesens nunmehr für die Antike nicht mehr bezweifelt werden kann. Zu nennen sind hier insbesondere Arbeiten von Jesper Svenbro<sup>5</sup>, Aleksandr K. Gavrilov<sup>6</sup> und Stephan Busch<sup>7</sup>, die – ungeachtet bestehender Unterschiede im theoretischen Ansatz, in der Auswahl des herangezogenen Materials sowie in der Gewichtung der beiden Lesemodi im Hinblick auf die antike Praxis – gleichwohl dieses Fazit gestatten. Daß dessenungeachtet lautes Lesen in der ganzen Antike große Bedeutung behielt, erklärt sich offenbar aus einem stabilen Bewußtsein, poetische wie auch rhetorische Texte zielten ihrer natürlichen Bestimmung nach auf die mündliche Darbietung: Wer sie laut las,

2 *Vita Marciana* 41 Gigon (*Vita Aristotelis Marciana*, hrsg. u. kommentiert v. Olof Gigon, Berlin, 1962).

3 „Voces paginarum“, in: *Philologus* 82, 1927, S. 84-109. 202-240.

4 „Silent Reading in Antiquity“, in: *Greek, Roman and Byzantine Studies* 9, 1968, S. 421-435.

5 *Phrasikleia. Anthropologie de la lecture en Grèce ancienne*, Paris, 1988. Vgl. ders., „Archaisches und klassisches Griechenland: Die Erfindung des stillen Lesens“, in: Roger Chartier u. Guglielmo Cavallo (Hgg.), *Die Welt des Lesens*, Frankfurt am Main u. New York, 1999, S. 59-96; „Stilles Lesen und die Internalisierung der Stimme im alten Griechenland“, in: Friedrich Kittler, Thomas Macho, Sigrid Weigel (Hgg.), *Zwischen Rauschen und Offenbarung. Zur Kultur- und Mediengeschichte der Stimme*, Berlin, 2002, S. 55-71.

6 „Techniques of Reading in Classical Antiquity“, in: *Classical Quarterly* 47, 1997, S. 56-73. Vgl. Myles F. Burnyeat, „Postscript on Silent Reading“, ebd. S. 74-76.

7 „Lautes und leises Lesen in der Antike“, in: *Rheinisches Museum* N.F. 145, 2002, S. 1-45.

inszenierte für sich selbst und ggf. weitere Zuhörer den Rahmen, in dem solche Texte (so die dahinterstehende Auffassung) erst ihre genuine Wirkung zu entfalten vermochten.

Aber es handelt sich hierbei nur um einen, wenn auch zweifellos wichtigen Teilbereich. Wenn also im Hinblick auf stilles Lesen die Frage nach dem ‚Ob überhaupt?‘ heute als beantwortet gelten kann, und zwar positiv, so bleibt doch die Frage nach dem entwicklungsgeschichtlichen Ablauf auf der Tagesordnung.

Die Ausgangssituation läßt sich mit einem konstruierten (deutschen) Textbeispiel demonstrieren:

SUELLIHCANEDAIELEPSEDNITTÖGONROZNEDEGNIS  
IHNDERENTBRANNTDENACHAIERNUNNENNBARENJAMMERERREGTE

Die beiden Zeilen sind, wie offensichtlich ist, nicht ohne weiteres zu entziffern. Leichter ist es, zunächst die Merkmale der Darbietung des Textes zu erfassen. Sie entsprechen allesamt den Gegebenheiten am Anfang der griechischen Schriftkultur: Die Wörter folgen ohne Zwischenräume und ohne Satzzeichen in zusammenhängender Schrift aufeinander (in der sog. *scriptio continua*). Die erste Zeile erscheint (anders als die zweite) zunächst völlig unverständlich; sie ist in einer Weise geschrieben, die am Beginn der griechischen Schriftkultur etabliert, wenn auch nicht zwingend war und die in der Folgezeit dann auch aufgegeben wurde. Die Griechen bezeichneten diese Schreibweise mit dem Adverb *boustrophedón*: ‚sich drehend (sich wendend) wie ein Ochse‘ (gemeint ist: beim Ziehen des Pfluges). D.h.: die jeweils erste von zwei Zeilen wird von rechts nach links geschrieben, die folgende Zeile dann wieder rückwärts, nun in der uns vertrauten Weise von links nach rechts. Versucht man die erste Zeile zu lesen – also von rechts nach links: „SINGE DEN ZORN, O GÖTTIN, DES PELEIADEN ACHILLEUS“ (leichter fällt dann die zweite Zeile: „IHN, DER ENTBRANNT DEN ACHAIERN UNNENNBAREN JAMMER ERREGTE“)<sup>8</sup> –, so kann man an sich beobachten, daß dies nicht ohne Lippenbewegungen abgeht: Wir lesen dann zwar nicht unbedingt laut, jedenfalls nicht in Gesellschaft anderer. Doch können wir diesen Text nur entziffern, wenn wir durch Lippenbewegungen (sog. Subvokalisation<sup>9</sup>) wenigstens andeutungsweise die klangliche Gestalt wiedergewinnen, die durch die Schriftzeichen dargestellt ist.

Der Akt lauten Lesens ist somit (Svenbro hat dies treffend ausgeführt) einem solchermaßen dargestellten Text gleichsam eingeschrieben, als Voraussetzung dafür, daß der Text überhaupt Existenz zu gewinnen vermag. Auf dieser Stufe der Herausbildung von Lesekompetenz im antiken Griechenland galt: Der Leser ist – als laut Lesender – notwendiges Instrument bei der Hervorbringung des Textes. Man versteht, warum das Verb *némein* bzw. *ananémein* (Grundbedeutung: ‚jemandem etwas zuteilen, etwas zukommen lassen‘) auch ‚lesen‘ bedeutet: Der Leser, indem er laut liest, ‚ver-

<sup>8</sup> Es handelt sich um den Anfang der *Ilias* in der Übersetzung von Voß.

<sup>9</sup> Vgl. Erich Schön, *Der Verlust der Sinnlichkeit oder die Verwandlungen des Lesers*, Stuttgart, 1987, S. 113 f.

teilt' die Botschaft des Textes sowohl an sich selbst als auch an andere, die zuhören.

Trotz der Erschwernisse, die die *scriptio continua* auch dann noch mit sich brachte, als die Technik alternierender Schreibrichtungen – das *boustrophedón*-Verfahren – aufgegeben war, bildete sich in der Folgezeit bei geübteren Lesern eine Routine heraus, die offenbar mindestens seit dem 5. Jh. auch die Fähigkeit stillen Lesens einschloß. Knox leitete diese Entwicklung aus dem Umgang mit zunehmend größeren Textmengen ab, Svenbro sieht im besonderen Herodot als Exponenten dieser Entwicklung. Die Abfassung von dessen Geschichtswerk sei ihrerseits mit so umfangreicher Lektüre verbunden gewesen, daß Herodot zwangsläufig zu stillem Lesen übergegangen sei<sup>10</sup>. Dies ist eine bloße Vermutung, die eben hierdurch auf ein grundsätzliches Problem verweist: Obwohl es aus allgemeinen Erwägungen durchaus wahrscheinlich ist, daß im 5. Jh., zumal in dessen letztem Drittel, als sich die Wende hin zu einer Buchkultur beschleunigte, auch das Lesen nachhaltig von diesem Prozeß erfaßt wurde, sind konkrete Zeugnisse eher spärlich und überdies – wie die Zeugnisse von Knox aus dem Bereich des griechischen Dramas – nur mittelbar.

Im folgenden soll der von Svenbro gegebene Hinweis auf Herodot in der Weise aufgegriffen werden, daß gezeigt wird, daß man über Herodot und dann bis hin zu Thukydides tatsächlich eine Linie freilegen kann, die für die Herausbildung stillen Lesens im antiken Griechenland relevant ist. Dabei kann man, was Herodot angeht, durchaus bezweifeln, daß die Abfassung seines Geschichtswerkes eine Arbeit war, bei der der Verfasser selber viel lesen mußte. Herodot schöpfte hier im wesentlichen aus der Fülle dessen, was er durch seine eigenen historischen und ethnographischen Erkundungen in Erfahrung gebracht hatte. Dieses Wissen hatte er in seinem Kopf. Aber daß Herodot klar erkannte, daß in der Zukunft der griechischen Kulturentwicklung die Rezeption von Texten im Akt des stillen, individuellen Lesens große Bedeutung erlangen würde, ist deutlich.

Bevor wir allerdings hierzu kommen, wollen wir uns zunächst noch einen Text ansehen, der fragmentarisch überliefert ist. Es handelt sich um den Anfang, genauer: den unmittelbaren Einleitungssatz einer Prosaschrift, vermutlich aus dem frühen 5. Jh.; Verfasser ist der den Pythagoreern nahestehende Alkmaion von Kroton, einer der ‚Vorsokratiker‘. Um den Text einordnen zu können, muß man wissen, daß der Name des Verfassers und das Thema des betreffenden Werkes in Prosaabhandlungen dieser Zeit (auch bei Herodot und Thukydides ist es so) nur über den ersten Satz des eigentlichen Textes vermittelt werden konnten. Es gab keinen Titelvorspann. Dementsprechend beginnt Alkmaion mit der Nennung seines Namens<sup>11</sup>:

Alkmaion aus Kroton, des Peirithoos Sohn, sagte Folgendes dem Bronminos, dem Leon und dem Bathyllos: Über das, was die unsichtbaren; über das, was das die sterblichen Dinge betrifft – darüber haben Klarheit die Göt-

10 Svenbro 1999 (Anm. 5), S. 81 u. 89.

11 Hermann Diels (Hg.), *Die Fragmente der Vorsokratiker*, 1. Bd., 6. Aufl. hg. v. Walther Kranz, Berlin, 1951, 24 B 1. – Übersetzung des Verfassers.

ter; <uns> aber, die wir Menschen sind, <ist> nur Vermuten <möglich> ...  
[Hier bricht der Text ab.]

Die Schrift des Alkmaion präsentiert sich somit – und das macht dieses Fragment zu einem hochbedeutsamen Testimonium – explizit als eine Verschriftlichung eines mündlichen Lehrvortrages, und zwar als eine nachträgliche („sagte“). Zwar kennen wir die Länge des Traktats nicht, doch kann als sicher gelten, daß sie dem einleitenden Hinweis entsprach. Auch sonst läßt sich eine solche Begrenzung des Umfanges für griechische Prosaschriften vor Herodot erschließen, sie halten in etwa das Maß eines mündlichen Logos ein. Wer sie las, hatte es also mit einer überschaubaren Textlänge zu tun, die ein gemächliches Lesetempo zuließ. Aus derartigen Texten erwuchs kein starker Impuls, zur Beschleunigung des Lesevorganges mit der überkommenen Form des lauten Lesens zu brechen. Im Gegenteil: Wer einen Text wie den des Alkmaion lesen wollte, konnte dies in der Überzeugung tun, daß eine laute Lektüre, gleichsam als ein ‚Nachspielen‘ einer ursprünglichen mündlichen Fassung, die adäquate Form der Rezeption darstelle.

Einer entsprechenden Disposition auf seiten des Lesers sperrt sich demgegenüber das Geschichtswerk Herodots auf unübersehbare Weise<sup>12</sup>. Es stellte zu seiner Zeit ein absolutes Novum in der Geschichte der griechischen Schriftkultur dar. Mit ihm brachte Herodot geradezu ein neues Medium hervor: den Großtext, bei dem jeder Bezug zu den Dimensionen mündlicher Darbietung aufgegeben war. Man hat errechnet, daß eine Gesamtzitation mindestens 50 Stunden dauern würde<sup>13</sup> – womit sie als Möglichkeit ausscheidet. Konsequentermaßen richtete sich das Werk dezidiert an künftige Leser.

Die Abfassung läßt sich ziemlich genau datieren; sie begann um den Beginn des Peloponnesischen Krieges (431 v. Chr.) und erstreckte sich dann in die allerersten Kriegsjahre hinein. Herodot sah zu diesem Zeitpunkt offenbar vorher (was ja dann auch eintrat): daß die fortschreitende Literarisierung der griechischen Kultur solchen monumentalen Texten, wie er gerade einen zu schreiben unternahm, die Grundlage bieten würde. In dieser Situation wird Herodot nicht allein zum *pater historiae* (als den Cicero ihn bezeichnet), sondern er markiert zugleich einen fundamentalen Neueinsatz der Buchgeschichte.

Das Herodoteische Geschichtswerk ist ungeachtet seiner Länge ein präzise organisierter Text. Er besitzt einen Spannungsbogen, der vom Anfang (Ursprung der Feindschaft von Griechen und Nichtgriechen) bis zum En-

12 Die im folgenden skizzierte Position ist ausführlicher dargestellt und begründet bei Wolfgang Rösler, „The *Histories* and Writing“, in: Egbert J. Bakker, Irene J. F. de Jong, Hans van Wees (Hgg.), *Brill's Companion to Herodotus*, Leiden, Boston, Köln, 2002, S. 79-94.

13 Stewart Flory, „Who read Herodotus' *Histories*?“, in: *American Journal of Philology* 101, 1980, S. 12-28, hier: S. 14. – Ein Vergleich, wie er heute möglich ist, zeigt, daß der Textumfang des Herodoteischen Geschichtswerkes dem von *Ilias* und *Odyssee* zusammen nahezu entspricht. Nach dem Befund des elektronischen *Thesaurus linguae Graecae* umfaßt ersteres 1464 KB, letztere umfassen 1552 KB. (Hierbei dürfte der Unterschied im Textumfang tatsächlich noch weitaus geringer sein, da der elektronische Text der Homerischen Epen wegen der Verszählung zahlreiche Steuerzeichen enthält, die beim Prosatext Herodots fehlen.)

de reicht (am Ende des Werkes birgt eine athenische Flottenabteilung Teile der Schiffsbrücke, auf denen Xerxes auf seinem Zug nach Griechenland den Hellespont überquert hatte, um sie in heimischen Tempeln als Weihgeschenke aufzustellen). Es handelt sich beim Herodoteischen Geschichtswerk, wie der bedeutende Althistoriker Eduard Meyer einst zu Recht urteilte<sup>14</sup>, um ein Werk „aus einem Guß“, das nach der zu erschließenden Intention seines Autors dazu bestimmt war, vom Leser im Zusammenhang gelesen zu werden. Ob laut oder leise: darüber läßt Herodot nichts verlauten – aber daß von dem Werk aufgrund seines Umfangs und seiner Struktur ein starker Impuls zugunsten einer beschleunigten und sich deshalb von der Bindung an die synchrone Artikulation lösenden Lektüre ausgehen mußte und daß Herodot selbst sich über diesen Zusammenhang nicht im unklaren war, scheint naheliegend.

Es blieb Thukydides, eine Generation jünger als Herodot, vorbehalten, im Hinblick auf sein Geschichtswerk über den Peloponnesischen Krieg nicht nur die Frage der angemessenen Rezeptionsform anzusprechen, sondern auch die sich daraus ergebenden Konsequenzen bei der konkreten Abfassung umzusetzen. Das Geschichtswerk des Thukydides ist unvollendet geblieben; doch läßt sich ungefähr abschätzen, wie lang es geworden wäre, hätte sein Verfasser es vollenden können: nämlich noch etwas länger als das Werk Herodots. Die für uns zentrale Stelle findet sich am Ende des sogenannten ‚Methodenkapitels‘ (I 22). Thukydides hat zuvor ausgeführt, daß er sich bei der Ermittlung von Fakten um größtmögliche Zuverlässigkeit in allen Einzelheiten bemüht hat, daß dies aber in Anbetracht uneinheitlicher Zeugenaussagen ein mühevolleres Unterfangen war. Nun bezeichnet er die Konsequenz, die sich daraus für die Wirkung seines Geschichtswerks ergibt<sup>15</sup>:

Und zum Zuhören wird ihr nicht mythenhaft-übertriebener Charakter [*scil.* der Ereignisse in der von mir, Thukydides, gegebenen Darstellung] wohl weniger attraktiv erscheinen. Alle jedoch, die künftig die Absicht haben, von dem, was geschehen ist, die klare Struktur zu betrachten – und das heißt: auch von dem, was gemäß der Natur des Menschen ein andermal wieder genauso oder ähnlich sein wird – : wenn diese sie [*scil.* die Ereignisse in der von mir gegebenen Darstellung] für nützlich erachten, so wird mir dies genug sein. Und so liegen sie denn da als ein Besitz für alle Zeit und nicht so sehr als ein Wettbewerbsstück für eine alsbald folgende mündliche Darbietung vor Zuhörern.

Diese Feststellungen werden seit jeher – und dies mit vollem Recht, der Autor sagt es ja ausdrücklich – als Distanzierung des Thukydides gegenüber dem traditionellen ‚Literaturbetrieb‘ verstanden, der auf mündliche Darbietungen ausgerichtet war. Dagegen setzt Thukydides (wie vor ihm schon Herodot) auf künftige Leser; deshalb kann er sein Werk mit einer berühmten Formulierung als „Besitz für alle Zeit“ bezeichnen. Mit diesem Anspruch verbindet sich eine Zielsetzung, die sich von derjenigen mündlicher Darbie-

14 *Geschichte des Alterthums* III, Stuttgart, 1901, S. 244 (= IV 1<sup>4</sup>, 1944, S. 227 Anm. 1).

15 I 22, 4. – Übersetzung des Verfassers.

tungen diametral unterscheidet. Geht es dort darum, das Publikum emotional anzusprechen, es zu ‚erfreuen‘, so hat Thukydides den mitdenkenden Leser im Auge, der sich durch das Studium des Geschichtswerkes Erkenntnisse erarbeitet, die ihn in den Stand setzen, vergleichbare Situationen in der Zukunft zu analysieren und zu verstehen.

Vor diesem Hintergrund erhält nun die Sperrigkeit des Thukydideischen Stils, die sich nicht nur jedem modernen Leser des Originaltextes leidvoll vermittelt, sondern auch vom antiken *native speaker* erfahren wurde, eine klare strategische Funktion. Ihre Kalkuliertheit wird im übrigen daraus ersichtlich, daß sie gerade an Kernstellen des Werkes – bei allgemeinen Reflexionen (wie im ‚Methodenkapitel‘), in Reden – mit besonderer Intensität auftritt. Durch sie wird der Leser zu konzentrierter gedanklicher Mitarbeit gezwungen; immer wieder muß er innehalten, das Gelesene rekapitulieren, Bezüge im Satz reflektieren. Höhepunkt, was die Retardation der Lektüre durch die *obscuritas* des Stils angeht, ist die sogenannte ‚Pathologie‘ (III 82 f.), in der Thukydides die Auswirkungen der Auseinandersetzungen zwischen Adel und Volkspartei an den Vorgängen auf der Insel Kerkyra exemplarisch darstellt. Dies geschieht in so konzentrierter, dabei eigenwilliger, von Anakoluthen und Ellipsen durchsetzter Diktion, daß die Lektüre immer wieder auf der Stelle tritt und jeweils erst nach längerem analysierendem Innehalten fortschreiten kann.

Aus dem Zitat ging hervor, daß Thukydides sich da, wo er die mit seinem Werk verfolgten Ziele benennt, von den mündlichen Darbietungen des traditionellen Literaturbetriebs absetzt. Doch ist dies, wie sich nun zeigt, noch nicht alles. Es liegt vielmehr in der Konsequenz des dezidiert antioralen Stils, den Thukydides kreiert, daß sich sein Werk nicht nur der Rezitation vor einem Publikum, sondern auch bereits dem lauten Lesen als solchem verweigert. Das Thukydideische Programm, das auf den in einem individuellen Rhythmus mitdenkenden Leser ausgerichtet ist, setzt die stille Lektüre zwingend voraus. Mit dem Geschichtswerk des Thukydides liegt ein zwar ebenfalls implizit bleibendes, dennoch klares und zugleich monumentales Zeugnis für die Etabliertheit und kreative Nutzung dieser Form des Lesens vor.

Mit dem Siegeszug der Rhetorenschule im griechischen Bildungswesen seit der hellenistischen Zeit geriet auch die Beschäftigung mit den großen Autoren der klassischen Epoche in den Sog rhetorischer Ausbildung. Für die Rezeption des Thukydides in der Rhetorenschule ist eine Abhandlung des Dionysios von Halikarnass aufschlußreich<sup>16</sup>, der in augusteischer Zeit als Lehrer der Rhetorik in Rom wirkte. Dionysios betätigte sich auch als Historiker, dies erklärt sein besonderes Interesse für Thukydides. Dionysios erfaßt nun zwar durchaus den ‚unmündlichen‘ Charakter der Thukydideischen Sprache als durchgängiges Stilprinzip (Kap. 24); er kann dann jedoch bei der konkreten Textanalyse – im Horizont des Rhetors befangen und deshalb blind für die der stilistische Entscheidung des Thukydides zugrunde liegen-

16 *Über Thukydides*. Englische Übersetzung mit Kommentar von William Kendrick Pritchett: Dionysios of Halicarnassus, *On Thucydides*, Berkeley, Los Angeles, London, 1975.

den Intentionen – nicht anders, als eben die Maßstäbe anzulegen, von denen sein Autor sich doch dispensiert hat. Besonders die ‚Pathologie‘ erregt begreiflicherweise sein Mißfallen (Kap. 28-33). Er demonstriert mittels alternativer Formulierungen, wie Thukydides hätte schreiben müssen, und rügt dabei die mangelnde akustische Eingängigkeit („unangenehm für die Ohren“ [Kap. 29]) der Thukydideischen Diktion. Was hätte Thukydides darauf geantwortet? Er hätte wohl gesagt: Das eben wollte ich erreichen!

## **Alternativen**





## Joachim Quack

### ***Die Rolle der Hieroglyphen in der Theorie vom griechischen Vokalalphabet***

Derzeit gibt es Theorien, die in der Medienwissenschaft erhebliche Resonanz erhalten haben und spezifisch intendieren, der von Griechenland ausgehenden Alphabetschrift unter Einschluß der Vokale einen einzigartigen Status in der menschlichen Kulturgeschichte zu geben. Mit einer solchen Einstufung ist natürlich auch eine Herabsetzung anderer Schriftsysteme verbunden. Mein Ziel soll sein, insbesondere anhand meines Spezialbereiches, nämlich der ägyptischen Schrift, diese Ansätze einer kritischen Prüfung zu unterziehen. Dabei werde ich, da hierfür kein spezieller Vertreter beteiligt ist, gelegentlich auch Probleme ansprechen, die mit der Bewertung des nordwestsemitischen Schriftsystems verbunden sind. Als wesentliche Etappen der Theoriebildung möchte ich drei Forscher herausgreifen, nämlich Havelock, Goody und Powell.

In der chronologischen Reihenfolge den Anfang machen werde ich mit Eric A. Havelock, dessen Ansätze zusammengefaßt in zwei Monographien greifbar sind.<sup>1</sup> Über die Hieroglyphenschrift äußert er sich darin vergleichsweise wenig, und das Wenige läßt kaum irgendeine reale Kenntnis der Sache erkennen.<sup>2</sup> Die inhaltsreichste Bemerkung findet sich noch, wo er meint, im Alten Orient habe sich über Jahrtausende langsam die Erfindung von Zeichen vollzogen, die phonetische Werte gehabt hätten, im Gegensatz zu den visuellen, die in frühen ägyptischen Hieroglyphen symbolisiert seien.<sup>3</sup> Diese Äußerung ist schon deshalb schwer zu bewerten, weil aus ihr nicht recht hervorgeht, ob Havelock mit „early Egyptian hieroglyphs“ annimmt, es habe auch eine spätere Phase ägyptischer Hieroglyphen gegeben, die nicht visuelle Werte verwendete, oder ob er damit nur ausdrücken wollte, daß die Hieroglyphen eine besonders früh entwickelte Schriftform seien.

In jedem Fall aber ist seine Bemerkung nicht zutreffend. Bereits praktisch von Anfang an, um 3000 v. Chr., werden in der Hieroglyphenschrift Zeichen

---

1 Havelock, E. A., *The Literate Revolution in Greece and its Cultural Consequences*, Princeton: Princeton University Press, 1982; ders., *The Muse learns to write. Reflections on Orality and Literacy from Antiquity to Present*, New Haven/London: Yale University Press, 1986.

2 Ägyptische Texte scheint er, sofern seine ausgesprochen seltenen Fußnotenangaben überhaupt ein Urteil erlauben, nur aus Pritchard, J. B. (Ed.), *Ancient Near Eastern Texts Relating to the Old Testament*, Princeton: Princeton University Press, 1950 zu kennen (s. Havelock, *Literate Revolution*, S. 97 Anm. 23).

3 Havelock, *Muse learns to write*, S. 59.

verwendet, in denen nicht einfach visuelle Elemente ausschlaggebend sind, sondern vielmehr phonetische Informationen gegeben werden.<sup>4</sup>

Verfehlt ist auch Havelocks andere Äußerung zum ägyptischen Schriftsystem, die Ägypter hätten ihre Hieroglyphen kaum für schriftliche Kommunikation in einer sinnvollen Weise verwenden können.<sup>5</sup> Über diese Behauptung kann man nicht diskutieren, sie ist beweisbar nur, daß Havelock Urteile fällt, ohne sich die Fakten angeschaut zu haben.

Auf Havelocks Behandlung der Keilschrift will ich hier nicht näher eingehen. Einige Worte sollte man aber über seinen Umgang mit dem nordwestsemitischen Schriftsystem verlieren. Von großem Gewicht für seine Ansätze ist nämlich, daß er unter Berufung auf Ignaz Gelb behauptet, die semitischen Schriften seien kein Alphabet, sondern ein Syllabar gewesen.<sup>6</sup> Diese Beurteilung ist in doppelter Weise unangebracht. Auf der einen Seite ist es methodisch nicht korrekt, wenn Havelock in einem Wissenschaftsbereich, bei dem ihm die Kompetenz zur eigenen Beurteilung der Argumente fehlt, sich auf Gedeih und Verderb für eine spezielle Meinung entscheidet, die keineswegs Allgemeingut des betreffenden Faches geworden ist.<sup>7</sup>

Auf der anderen Seite ist die Diskussion seltsam realitätsfern. Ob man sagt, daß in den semitischen Schriftsystemen jedes Zeichen für eine Silbe steht, die aus einem Konsonanten und einem beliebigen Vokal einschließlich der Vokallösigkeit<sup>8</sup> besteht, oder ob man sagt, daß im semitischen Schriftsystem jedes Zeichen für einen Konsonanten steht und Vokale nicht notiert werden, bedeutet für die praktische Leistungsfähigkeit des betreffenden Schriftsystems nicht den geringsten Unterschied. Gefährlich wird es nur dann, wenn man wie Havelock unter Mißverständnis des Funktionierens der Schrift behauptet, die Phönizier wären nicht fähig gewesen, das erste Wort

4 Kahl, J., *Das System der ägyptischen Hieroglyphenschrift in der 0.-3. Dynastie*, Göttinger Orientforschungen IV/29, Wiesbaden: Harrassowitz, 1994; ders., „Hieroglyphic Writing during the Fourth Millennium BC: an Analysis of Systems“, *Archéo-Nil* 11, 2001, S. 108-112; Morenz, L., *Bild-Buchstaben und symbolische Zeichen. Die Herausbildung der Schrift in der hohen Kultur Altägyptens*, Orbis Biblicus et Orientalis 205, Freiburg/Göttingen: Paulusverlag/Vandenhoeck & Ruprecht 2004; für besonders frühe Schriftzeichen, die jedenfalls nicht rein visuell gelesen werden können, s. Dreyer, G., *Umm el-Qaab I. Das prädynastische Königsgrab U-j und seine frühen Schriftzeugnisse*, Archäologische Veröffentlichungen 86, Mainz: Zabern, 1998; Deutungsvorschläge zu diesem Material bei Breyer, F. A. K., „Die Schriftzeugnisse des prädynastischen Königsgrabes U-j in Umm el-Qaab: Versuch einer Neuinterpretation“, *Journal of Egyptian Archaeology* 88, 2002, S. 53-65; Kahl, J., „Die frühen Schriftzeugnisse aus dem Grab U-j in Umm el-Qaab“, *Chronique d'Égypte* 78, 2003, S. 112-135.

5 Havelock, *Muse learns to write*, S. 65.

6 Havelock, *Literate Revolution*, S. 64-70. Gelbs Originaltheorien finden sich in Gelb, I. J., *A Study of Writing. The Foundations of Grammatology*, Chicago: Chicago University Press, 1952, 21963.

7 Eine scharfe Kritik daran bei Daniels, P., „Fundamentals of Grammatology“, *Journal of the American Oriental Society* 110, 1990, S. 727-731; ders., in: Daniels, P., Bright, W. (Eds.), *The World's Writing Systems*, New York/Oxford: Oxford University Press 1996, S. 7 f.; ders., „Syllables, Consonants, and Vowels in West Semitic Writing“, *Lingua Posnaniensis*, 42, 2000, S. 43-55; Skepsis auch bei O'Connor, N., in: Daniels, Bright (Eds.), *World's Writing Systems*, S. 88.

8 Dies ist unbedingter Bestandteil, will Gelbs Theorie auch nur die geringste Chance auf Korrektheit haben.

der Odyssee, nämlich *andra* niederzuschreiben.<sup>9</sup> Selbstverständlich konnten sie dies und hätten das Wort mutmaßlich als *'ndr* wiedergegeben.<sup>10</sup>

Die Kombination von Hochschätzung der griechischen Literatur und Verachtung älterer Leistungen anderer Völker bei mangelhafter Kenntnis der betreffenden Sprachen und Schriften hat dazu geführt, daß Havelock schon von anderer Seite stark kritisiert wurde. Insbesondere Peter Daniels hat ihm Ignoranz und Vorurteile vorgeworfen.<sup>11</sup> Moderater im Ton, aber in der Sache ebenfalls kritisch fällt das Urteil von Jan Assmann aus.<sup>12</sup> Er weist auf das Problem hin, daß Havelock etwa andere Erklärungsmöglichkeiten für die stilistischen Unterschiede zwischen mesopotamischer und griechischer Dichtung ausschließt und sich ganz auf die mediale Dimension konzentriert, ebenso sei nicht geklärt worden, ob es sich bei den herangezogenen Texten wirklich um Vertreter derselben Gattung handele. Ferner zeigt er mit Recht Havelocks schwerwiegende Fehleinschätzung der Leistungsfähigkeit der ägyptischen Schrift auf.

Hier besteht ein doppeltes Problem der Beurteilung. Havelock macht seine Geringschätzung der vorgriechischen Schriften in nicht geringem Maße an der Redundanz der Texte und der Wiederholung von Wörtern fest.<sup>13</sup> Auf den ersten Blick erscheint das als sehr objektives, weil rein an den äußeren medialen Punkten orientiertes Verfahren. Auf den zweiten Blick ist es unbrauchbar, und nicht allein deshalb, weil Havelock in der konkreten Durchführung die englische Übersetzung des Gilgamesch-Epos, nicht etwa den akkadischen Originaltext heranzieht, sondern aufgrund tiefergreifender methodischer Probleme. Einerseits operiert Havelock mit der Grundprämisse, daß eine gewisse Wiederholung bzw. wiederholende Variation in der Art des *Parallelismus membrorum* stilistisch minderwertig ist. Damit wird aber eine anhand gerade des griechischen Geschmacks ausgebildete europäische Sichtweise unzulässig verabsolutiert. Daß Homer in ihr künstlerisch qualitätvoller als ein semitischer Dichter erscheint, überrascht nicht, kann aber auch nicht als objektiv gültiges Urteil angenommen werden – immerhin gibt es auch Urteile wie das aus dem *Corpus Hermeticum*, das den Griechen Geschwätzigkeit und leere Worte vorwirft und demgegenüber die Qualitäten der ägyptischen Sprache betont.<sup>14</sup>

9 Havelock, *Literate Revolution*, S. 69. Es ist offensichtlich, daß Havelock mit seinem Urteil, die Phönizier könnten nur Silben schreiben, die mit einem Konsonanten beginnen, Gelbs Ansatz nicht verstanden hat.

10 Die Frage wäre allenfalls, ob sie das *d* als nichtphonemischen Übergangslaut zwischen *n* und *r* empfunden und deshalb in der Schrift nicht ausgedrückt hätten.

11 Daniels, in Daniels, Bright (Ed.), *World's Writing Systems*, S. 27 f.

12 Assmann, J., *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, München: C.H. Beck, 1992, S. 259-264.

13 Havelock, *Literate Revolution*, S. 70-74 u. ausführlicher S. 168-174.

14 CH XVI, 1-2, Text bei Nock, A. D., Festugière, A.-J., *Corpus Hermeticum, Tome II. Traité XIII-XVIII, Asclepius*, Paris: Les Belles Lettres, 1946; <sup>5</sup>1992, S. 231 f.; zur Interpretation s. zuletzt Thissen, H.-J., „... αἰγυριακάων τῆ φωνῆ...“ Zum Umgang mit der ägyptischen Sprache in der griechisch-römischen Antike“, *Zeitschrift für Papyrologie und Epigraphik* 97, 1993, S. 239-252, dort S. 251 f.; Broze, M., „Temps réel, temps imaginaire et temps fictionnel dans la révélation hermétique“, in: Couloubaritsis, L., Wunenburger, J. J., *Les*

Andererseits ist, gerade was die Frage der Leistungsfähigkeit der Schrift betrifft, ein erstaunlicher Befund festzuhalten. Manche Medienforscher halten den Parallelismus für ein Zeichen, daß man eben Dinge mehrfach wiederholen mußte, um Ambiguitäten auszuschalten. Tatsächlich ist diese Kunstform aber ein typisches Kennzeichen literarischer und religiöser Texte, die eher im Bereich des „entspannten Feldes“ liegen, wo ein potentiell Mißverständnis des Lesers kaum unmittelbar gefährliche Folgen gehabt hätte. Gerade im Bereich der Alltagskommunikation, wo etwa in juristischen Texten oder wirtschaftlichen Transaktionen Eindeutigkeit des geschriebenen Wortes essentiell war, tritt der Parallelismus nicht auf. Hier haben also die altorientalischen und ägyptischen Schreiber offensichtlich kein Problem gehabt, mit der ihnen zur Verfügung stehenden Schrift die Dinge so niederzulegen, daß die Benutzer damit auch ohne mehrfache Wiederholung eindeutig zurechtkamen.

Insgesamt sehe ich bei Havelock, was die Beurteilung der vorgriechischen Schriften angeht, somit weitgehend Urteile, die auf Unkenntnis und Fehlschlüssen beruhen. Die Ergebnisse sind deshalb insgesamt nicht tragfähig.

Als nächstes möchte ich auf Jack Goody eingehen, bei dem es allerdings mehr um die Folgen von Schriftlichkeit an sich als spezifisch um das griechische Vokalalphabet geht.<sup>15</sup> Vor allem kommt es bei Goody zum Tragen, daß er auch in direkter Feldforschung in Afrika gearbeitet hat. Dadurch bedingt fehlt seinem Werk die arrogant gräkozentristische Attitüde, die Havelocks Bücher vielfach so schwer erträglich macht. Zudem hat Goody sich erheblich mehr als Havelock die Mühe gemacht, sich Informationen über altorientalische und ägyptische Texte zu verschaffen.

Goody betont selbst, daß er im Gegensatz zu einer früheren Untersuchung jetzt der Einführung des Alphabetes in Griechenland nicht mehr die große Bedeutung geben würde, die er ihm früher in Übereinstimmung mit Havelock zugewiesen habe. Vielmehr müsse man auch die Errungenschaft derjenigen Völker betonen, die bereits vorher Schriftsysteme gebraucht hätten.<sup>16</sup> Hierbei kommt es ihm auch auf die damit verbundenen mentalen Prozesse an. Nach Goodys Meinung sei die geringere Flüssigkeit des Schreibvorgangs dann kein Nachteil, wenn mehr Wörter als Sprache niedergeschrieben würden. In diesem Falle sei es sogar ein Vorteil, wenn verbale Konzepte einen klaren räumlich abgegrenzten Rahmen hätten.

Obleich das Alphabet das Schreiben sicher leichter gemacht und für mehr Personen und Anwendungen zugänglich gemacht habe, sei auch die Erfindung von Syllabaren sowie „konsonantischen Alphabeten“ als Vereinfachung der sumerischen Logogramme ein Schritt in dieselbe Richtung, wenn auch mit weniger weitreichenden Folgen gewesen.<sup>17</sup> Nur am Rande sei

*figures du temps*, Strasbourg: Presses universitaires de Strasbourg 1997, S. 109-120, dort S. 117-119; von Lieven, A., *The Carlsberg Papyri 8. Grundriß des Laufes der Sterne. Das sogenannte Nutbuch*, Kopenhagen: Museum Tusulanum Press, i.Dr.

15 Goody, J., *The Domestication of the Savage Mind*, Cambridge/London/New York/Melbourne: Cambridge University Press, 1977.

16 Goody, *Domestication*, S. 75.

17 Goody, *Domestication*, S. 75.

erwähnt, daß Goody an der Fähigkeit eines nicht kursiven Systems zweifelt, komplexe historische und literarische Kompositionen aufzuzeichnen.<sup>18</sup> Das bezieht sich an der betreffenden Stelle konkret auf die sumerische Keilschrift, dürfte von ihm aber wohl gleichartig auch für die ägyptische Schrift gedacht sein. Ebenso betont er, und dies dient ihm wohl als Argument gegen die Fähigkeiten der Keilschrift, drei Viertel des keilschriftlichen Textmaterials beträfe Wirtschaftsvorgänge, vorrangig in Listenform.<sup>19</sup>

Beide Punkte sind allerdings sachlich nicht zutreffend. Einerseits ist es so, wie unten noch genauer ausgeführt wird, daß auch in Ägypten durchaus kursive Schreibsysteme mit relativ hoher Schreibgeschwindigkeit vorhanden sind.<sup>20</sup> Andererseits entspricht die Vorstellung, daß ein wirklich leistungsfähiges Schriftsystem vorrangig literarische, historische oder philosophische Texte hervorbringen müsse, vielleicht dem Bild, was uns die konventionelle klassische Altphilologie von der Antike bietet. Mit der Realität hat dies jedoch nichts zu tun, wie leicht zu beweisen ist, wenn man ein konkretes Fallbeispiel herausgreift, bei dem ein Querschnitt durch die realen Textzeugnisse einer antiken Siedlung möglich ist. Aus Oxyrhynchos in Ägypten stammen enorme Funde von Papyri, die in die Zehntausende gehen. Sie sind mit nur wenigen Ausnahmen in griechischer Sprache und Schrift gehalten. Nach einer Überschlagsschätzung sind von ihnen etwa ein Drittel literarischen Inhaltes – wobei „literarisch“ in der betreffenden Kategorisierung nicht eng die „schöne Literatur“, sondern auch die historischen und philosophischen Autoren einschließt.<sup>21</sup> Dabei ist diese Zahl mutmaßlich noch dadurch schwerwiegend verzerrt, daß literarische Papyri in den Editionen erheblich bevorzugt behandelt worden sind, somit also das wirkliche Verhältnis sich noch deutlich zugunsten der Urkunden verschieben dürfte. Es kann sein, daß es weniger als 5% der griechischen Papyri aus Ägypten wirklich literarisch sind.<sup>22</sup>

Konkret ausgedrückt bedeutet dieser Befund aber, daß der bei weitem größere Teil derjenigen Texte, die an einem Ort und zu einer Zeit in griechischer Alphabetschrift notiert wurden, Wirtschafts- und Verwaltungszwecken und ähnlicher nichtliterarischer Kommunikation dienten. Daraus kann man nur den Schluß ziehen, daß ein derartiges Zahlenverhältnis offenbar für die Bedürfnisse einer antiken Kultur unabhängig vom verwendeten Schriftsystem vorgegeben ist. Der hohe Anteil nichtliterarischer Keilschrifttafeln kann also keineswegs als Argument für eine gegenüber der Alphabetschrift geringere Leistungsfähigkeit gelten. Wenn man eine solche nachweisen will, muß man vielmehr sauber aus dem Inhalt der Texte selbst heraus argumentieren.

18 Goody, *Domestication*, S. 79.

19 Goody, *Domestication*, S. 79 f. u. 82-111.

20 Die Schreibgeschwindigkeit einer semitischen Schrift dürfte, da keine Vokale geschrieben werden, sogar höher als die der griechischen gewesen sein – bezeichnend ist, daß gerade manche heutigen Schnellschreibetechniken auf die Vokale verzichten oder sie nur durch leichte Modifikationen der Konsonanten mit ausdrücken, also semitischen Modellen (bzw. im letzteren Fall auch indischen) folgen.

21 Krüger, J., *Oxyrhynchos in der Kaiserzeit. Studien zur Topographie und Literaturrezeption*, Frankfurt u.a.: Peter Lang, 1990, S. 147.

22 So nach E-mail von Dr. Nikolaos Gonis, Oxford, 16.6.2003.

Für Ägypten sind Argumente, die vom quantitativen Verhältnis der Gattungen ausgehen, bislang nicht vorgetragen worden. Dies mag damit zusammenhängen, daß hier auch der positive Beweis schwerer zu führen ist. Aufgrund der Erhaltungsmöglichkeiten für Papyrus, der im Vergleich zur Tontafel ein erheblich empfindlicherer Textträger ist, werden nämlich Alltagstexte der Wirtschaft und Verwaltung eher benachteiligt, so daß sich ihr Überwiegen – von dem man in Ägypten grundsätzlich ausgehen kann – für die älteren Epochen schlechter konkret nachweisen läßt. In Oxyrhynchos, das ich als Beispiel für die Verteilung der Textgattung im griechischen Bereich angeführt habe, wurden übrigens auch zeitgleiche ägyptische Papyri gefunden, die ganz überwiegend als wenigstens im weitesten Sinne literarisch zu klassifizieren sind.

Im Zusammenhang mit der Besprechung der Listen erwähnt Goody die chinesische und die ägyptische Schrift als Beispiele logographischer Systeme, die immens lange Zeichenlisten brauchten.<sup>23</sup> Ohne den Widerspruch besonders zu bemerken, stellt er allerdings an anderer Stelle seines Buches fest, die alphabetische Idee sei bereits in Ägypten aufgekommen.<sup>24</sup> Auf die Frage nach dem Umfang des ägyptischen Schriftsystems werde ich noch genauer eingehen, bereits jetzt sei jedoch herausgestellt, daß Ägypten selbstverständlich nicht als Beispiel eines „logographischen“ Systems herangezogen werden darf – die meisten Wörter werden nicht einfach mit einem Zeichen geschrieben, das sie darstellt.

Da es für die Bewertung komplexerer Zeichensysteme und ihrer Ersetzung durch Alphabete (wie sie unten für Ägypten angesprochen wird) nicht ganz irrelevant ist, sei noch ein Punkt herausgegriffen. Goody behauptet, in Syrien sei das Akkadische allmählich von der Umgangssprache abgelöst worden, die Keilschrift habe aber erst durch die Erfindung des konsonantischen Alphabets ihre Stellung in der Erziehung verloren.<sup>25</sup> Diese Theorie dürfte nicht zutreffen. Tatsächlich beruht die Aufgabe der Keilschrift in der Levante auf ganz anderen Faktoren. Mit dem Zusammenbruch der spätbronzezeitlichen Herrschaftssysteme und Wirtschaftsnetze gingen diejenigen Institutionen verloren, die vorher den Gebrauch der Keilschrift sinnvoll gemacht haben. Damit entstand ein gewisses Vakuum, in dem erst die alphabetische Konsonantenschrift, die nachweislich bereits längst vorher als System in voller Leistungsfähigkeit vorhanden war,<sup>26</sup> ihre dominante Stellung erreichen konnte.

Zusammengenommen spielt die Hieroglyphenschrift in Goodys Ansatz eine relativ geringe Rolle. Stärker wird dagegen die Keilschrift in die Argumentation einbezogen. Das Zurückgreifen auf Publikationen der jeweiligen Fachspezialisten, insbesondere aus dem Bereich der Altorientalistik, gestaltet sich schon erheblich qualitätvoller als bei Havelock. Gelegentliche Lücken

23 Goody, *Domestication*, S. 83.

24 Goody, *Domestication*, S. 85.

25 Goody, *Domestication*, S. 99.

26 Zu den Zeugnissen im 2. Jahrtausend v. Chr. s. Sass, B., *The Genesis of the Alphabet and its Development in the Second Millennium B.C.*, Ägypten und Altes Testament 13, Wiesbaden: Harrassowitz 1988.

und Mißverständnisse bleiben allerdings nicht aus, so daß nicht alle Schlußfolgerungen voll gerechtfertigt sind. Dennoch dürften m.E. wesentliche Teile seines Werkes von Relevanz bleiben, auch wenn sie im vorliegenden Rahmen nicht im Detail angesprochen werden konnten.

Ein nochmals ganz eigenes Kaliber stellt Powells Buch über die Erfindung des Alphabetes im Zusammenhang mit der Abfassung der homerischen Epen dar.<sup>27</sup> Powells Grundthese besteht darin, daß eine einzelne Person – von ihm als „Adapter“ bezeichnet – dafür verantwortlich gewesen sei, das ihm vorliegende phönizische Konsonantenalphabet durch die Erfindung der Vokalzeichen für die Aufzeichnung griechischer Sprache voll funktionsfähig zu machen. Diesen einen singulären Schöpfungsakt will er mit der schriftlichen Fixierung der homerischen Gesänge verbinden. Powells Hauptthesen können hier nicht adäquat diskutiert werden, obgleich es m.E. genug darin gibt, was zum Widerspruch anregt oder a priori unplausibel erscheint.<sup>28</sup> Jedoch versucht Powell, und dies macht zu einem nicht geringen Teil den Reiz seines Buches aus, anhand konkreter Beispiele das Funktionieren frühgriechischer Inschriften im Vergleich zu voralphabetischen bzw. konsonantisch-alphabetischen Schriftsystemen zu zeigen. So finden sich kurze Beispiele ägyptischer und phönizischer Texte sowie eines griechischen, der aber in zypriotischer Silbenschrift abgefaßt ist. Es ist anzuerkennen, daß Powell sich hier ernsthaft in die betreffenden Philologien eingearbeitet hat und dadurch auch auf einem Niveau diskutiert, bei dem man im Detail argumentieren kann, statt nur zuzustimmen oder die Thesen en bloc verwerfen zu können, wie es bei Havelock der Fall ist.

Dennoch bleiben auch hier Schwächen in der Argumentation nicht aus, wie anhand der Behandlung der ägyptischen Schrift illustriert werden soll. Zunächst stellt Powell fest, das griechische Alphabet sei das erste, das den Leser unabhängig von Sprachkenntnis über den Klang der Worte informiert.<sup>29</sup> Das ist allenfalls sehr bedingt zutreffend, ja eigentlich falsch. Einerseits wird die Kapazität des Griechischen zur Wiedergabe von Lauten durch das vorhandene Phoneminventar des Griechischen stark eingeengt. Eine Umsetzung semitischer oder ägyptischer Sprache in griechische Buchstaben bringt, da etliche konsonantische Phoneme dieser Sprachen dabei verloren gehen oder zusammenfallen würden, einen erheblichen Informationsverlust mit sich und würde nur eine sehr approximative Angabe der realen Aussprache bringen.

27 Powell, B., *Homer and the Origin of the Greek Alphabet*, Cambridge/New York/Port Chester/Melbourne/Sydney: Cambridge University Press, 1991.

28 Hinsichtlich der Diskussion über die Datierung der Übernahme des Alphabetes von den Phöniziern sei immerhin auf Ruijgh, C. J., „La date de la création de l'alphabet grec et celle de l'épopée homérique“, *Bibliotheca Orientalis* 54, 1997, Sp. 533-603 hingewiesen, wo ein Frühansatz vertreten wird, der Powells Theorien deutlich zuwider laufen würde, zudem auch eine primäre Verwendung der Schrift in Griechenland für ökonomische Zwecke. Sp. 579 f. zeigt Ruijgh auch mit Recht, daß eine Schreibung des Anfangs der Ilias nach phönizischer Orthographie erheblich mehr Schriftzeichen gebrauchen würde (41 statt 24), als Powell annimmt, der einfach alles, was nach griechischer Klassifikation als Vokal gezählt wird, ersatzlos streicht.

29 Powell, *Homer*, S. 3.



Andererseits ist etwa die mesopotamische Keilschrift, da sie Vokale angibt, zur Wiedergabe des Klanges unabhängig von der Sprachkenntnis ebenfalls geeignet. Für die Hieroglyphenschrift, in der Vokale normalerweise nicht geschrieben werden, ist die Situation weniger eindeutig, doch gibt es dort spezielle Anwendungen der sogenannten „syllabischen“ Schrift, bei der in der Forschung zumindest diskutiert wird, inwieweit sie die Intention hat, auch Vokale von Wörtern approximativ wiederzugeben.<sup>30</sup> Auf jeden Fall sollte man fairerweise sagen, daß man zwar Griechisch sicher besser in griechischer als in ägyptischer Schrift wiedergeben konnte, umgekehrt aber auch ägyptische Sprache besser und eindeutiger in ägyptischer als in griechischer Schrift. Bezeichnend ist, daß es aus der Römerzeit einen ägyptischen Text gibt, der in griechischer Vokalschrift und sogar noch mit Zusatzzeichen für im Griechischen nicht existente Phoneme abgefaßt ist.<sup>31</sup> Dennoch ist die Ägyptologie von einem einhellig akzeptierten gesicherten Verständnis weit entfernt. Wäre er dagegen in einem indigen ägyptischen Schriftsystem gehalten, hätte man zweifellos weitgehende Einigkeit über sein Verständnis erreicht. Die Deutung von ägyptischsprachigen magischen Formeln, die rein in griechischer Sprache ohne Zusatzzeichen wiedergegeben sind, gestaltet sich vollends als Hasardspiel.

Hier wird man schärfer analysieren müssen. Die Griechen haben bei der Übernahme der Alphabetschrift die Notation der Vokale aufgebracht, was ein wichtiger Schritt in Richtung auf eine adäquate Verschriftlichung jeder beliebigen Sprache war. Jedoch haben sie beim Inventar konsonantischer Phoneme gegenüber dem Zustand der nordwestsemitischen Schrift einen deutlichen Rückschritt gemacht, der nur durch den vergleichsweise geringeren Bestand des griechischen Lautsystems in diesem Bereich tragbar war. Um dagegen die Alphabetschrift wirklich so verwenden zu können, daß sämtliche Phoneme angemessen dargestellt wurden, waren drei weitere Entwicklungsrichtungen möglich, die auch alle konkret begangen wurden. Der erste besteht darin, Kombinationen von zwei oder drei Buchstaben zu definieren, die für ein im Grundbestand nicht vorhandenes Phonem stehen – so wird etwa [ò] im Französischen als ch, im Englischen als sh, im Deutschen als sch und im Italienischen als sc mit nachfolgendem hellen Vokal geschrieben.<sup>32</sup> Die zweite Option besteht darin, die Buchstaben mit zusätzlichen diakritischen Markierungen zu versehen, wie es heute vor allem bei der Notation von slawischen Sprachen geschieht, sofern sie mit Ableitungen

30 Dazu s. in neuerer Zeit Zeidler, J., „A New Approach to the Late Egyptian ‘Syllabic Orthography’“, in: *Sesto Congresso Internazionale di Egitologia, Atti volume II*, Turin: Italgas, 1993, S. 579-590.

31 Osing, J., *Der spätägyptische Papyrus BM 10808*, Ägyptologische Abhandlungen 33, Wiesbaden: Harrassowitz 1976; dazu sehr kritische Rezension von Shisha-Halevy, A., *Journal of Egyptian Archaeology* 66, 1980, S. 181-186; s. auch Sederholm, V. H., *The Identity and Significance of the Enemy of Osiris in Papyrus British Museum 10808*, Dissertation Los Angeles 2001.

32 Die Variabilität der Möglichkeiten illustriert zudem ganz gut den offensichtlichen Befund, daß das griechische Alphabet bzw. die davon abgeleiteten Schriften es keineswegs ermöglichen, exakte Kenntnis der Aussprache ohne Kenntnis der jeweiligen Sprache zu gewinnen.

der lateinischen Schrift fixiert werden. Der dritte Weg geht dahin, zusätzliche alphabetische Grapheme zu definieren, wie es etwa bei der Entwicklung der armenischen, georgischen oder kyrillischen Schrift geschehen ist. Alle diese Optionen sind für die Möglichkeit, den Leser unabhängig von der Sprachkenntnis über den Klang einer Sprache zu informieren, kaum weniger relevant als die Definition der Vokalzeichen.

Hinzu muß noch eine weitere Frage kommen. Wie relevant war in der Antike einerseits an sich das Phänomen, eine Schrift, aber nicht die damit notierte Sprache zu kennen? Und weitergehend, selbst wenn jemand die griechischen Buchstaben beherrschte, die griechische Sprache dagegen nicht oder nur in geringem Umfang, welches Interesse würde es für ihn bedeutet haben, einen griechischen Text lautlich rezipieren und so seinen Klang (von Details wie dem Akzent abgesehen) approximativ richtig wahrnehmen zu können? Wer würde heutzutage schon seitenweise Finnisch lesen, nur weil die finnische Orthographie (anders als die der meisten modernen Sprachen!) realiter direkt der Aussprache folgt, wenn er kein Finnisch kann? Für die Leistungsfähigkeit einer Schrift innerhalb der sie benutzenden Kultur ist dieser Punkt ohnehin nicht relevant. Hier scheint also, wie es unten noch mehrfach gezeigt werden wird, eine unangemessene Außensicht an die Dinge herangetragen worden zu sein.

Bemerkenswert ist, wie Powell seine Hochschätzung der griechischen Schriftsysteme auch auf die gegenüber dem Alphabet weniger leistungsfähigen Stufen von Linear B und zypriotischer Silbenschrift überträgt. So meint er, Linear B sei zur Wiedergabe des Griechischen besser geeignet als die Hieroglyphen zur Wiedergabe des Ägyptischen;<sup>33</sup> im Vergleich zur zypriotischen Silbenschrift habe das Phönizische die Präzision der Schreibung bei Konsonanten übertrieben, dafür aber die Angabe der Vokale ganz ignoriert und sei deshalb weniger leistungsfähig. Tatsächlich wird dem Phönizischen speziell vorgeworfen, alle Theorien über seine Aussprache müßten auf kompliziertem Vergleichsmaterial beruhen.<sup>34</sup>

Dieser Ansatz ist kaum berechtigt. Einerseits überschätzt Powell die Unklarheit der ägyptischen Schrift ganz erheblich, andererseits ist sein Standpunkt zum Phönizischen evident falsch. Wenn, wie er selbst zugibt, die zypriotische Silbenschrift strukturell unfähig ist, zwischen den Wörtern *ἄνθρωπος* „Mensch“, *ἀίτιονος* „unveränderlich“ und *ἄτροφος* „unernährt“ zu unterscheiden,<sup>35</sup> schafft sie eindeutig Ambiguitäten, die weit über das Maß dessen hinausgehen, was in den ägyptischen oder phönizischen Schriftsystemen vorkommt. Zudem ist die Differenzierung der Konsonanten im Phönizischen keineswegs „exaggerated“, sondern vielmehr das Mindestmaß dessen, was aufgrund realer phonematischer Unterscheidungen gebraucht wird.

Der Vorwurf, man bedürfe zur Rekonstruktion der Aussprache des Phönizischen komplizierter Vergleichungsverfahren, greift daneben und wird dem

33 Powell, *Homer*, S. 68 Anm. 2.

34 Powell, *Homer*, S. 106.

35 Powell, *Homer*, S. 100.

Einsatz der Schrift nicht gerecht. Ein Phönizier, der sein Schriftsystem verwendete, wußte selbstverständlich, wie er seine eigene Sprache aussprach und man kann ihn kaum dafür tadeln, daß er nicht mit der Neugier von einigen wenigen Forschern über 2000 Jahre später gerechnet hat. Im Übrigen ist auch die genaue Aussprache des frühen Griechisch Gegenstand komplizierter Rekonstruktionsverfahren. Das reale Funktionieren der Schrift für ihre Verwender – und darauf muß es hier ankommen – hängt nicht daran, sondern einzig an der Frage, wie sehr das Fehlen von Vokalangaben Ambiguitäten geschaffen oder den Ausdruck bestimmter Form- und Gedankenelemente verhindert hat. Tatsächlich hat der Verzicht auf Vokalangaben sogar den Vorteil, daß die Lesefähigkeit über räumliche und zeitliche Grenzen hin besser gewahrt bleibt, da sie von dialektalen oder diachronen Lautverschiebungen im vokalischen Bereich nicht tangiert wird.

Um eben die Leistungsfähigkeit des ägyptischen Schriftsystems zu prüfen, wird es also gehen; und damit komme ich zu einer kritischen Beurteilung von Powells Behandlung konkreter ägyptischer Texte.<sup>36</sup> Positiv festzuhalten ist, daß er sich überhaupt die Mühe macht, einen Originaltext unter diesem Gesichtspunkt durchzuarbeiten. Negativ muß man allerdings bemerken, daß dies doch auf einem nicht voll professionellen Niveau geschieht, und damit ein unangemessenes Bild davon gezeichnet wird, wie leicht oder schwer ein ägyptischer Text für einen Ägypter war.

Als erstes behandelt Powell den orthographischen Unterschied von *s ʃh* „Orion“ und *s ʒh* „Zehe“.<sup>37</sup> Er stellt fest, das Ägyptische habe fünf Zeichen gebraucht, um sichere phonetische Informationen zu geben, und ein weiteres, um den semantischen Unterschied von „Orion“ und „Zehe“ auszudrücken, über den Klang des Wortes habe man aber keine Vorstellungen. Das Problem dieser Argumentation ist leider, daß sie den vielfältigen realen Schreibmöglichkeiten beider Wörter nicht gerecht wird, bei denen fallweise auch erheblich weniger Zeichen als ausreichende Information über die Lautform galten. Tatsächlich sind viele der Zeichen in der Schreibung beider Wörter optional. Die Frage der Aussprache nimmt wieder in einer unangemessenen Weise den Außenstandpunkt ein. Ein Ägypter wußte, wie er seine Sprache aussprach, und für die Leistungsfähigkeit des Schriftsystems ist die Frage, ob er es aus der Schrift nochmals erfährt, zweitrangig gegenüber der Frage, ob die Schrift es ihm ermöglicht, das Wort zu erkennen – und dies tut die ägyptische Schrift ganz offensichtlich. Tatsächlich tut sie es in gewissem Sinne sogar besser als die griechische oder lateinische Schrift. In der ägyptischen Schrift gibt es nämlich neben der lautlichen Komponente auch eine semantische, und diese ermöglicht es, auch Homophone distinktiv zu schreiben, also eben „Orion“ und „Zeh“ auch dann zu differenzieren, wenn die Aussprache identisch sein sollte – was eine rein phonetische Schrift nicht leisten kann.

Anschließend kommt Powell zur Besprechung eines Verses aus der Weisheitslehre des Amenemope. In der Durchführung braucht er etwas über

<sup>36</sup> Powell, *Homer*, S. 76-88.

<sup>37</sup> Powell, *Homer*, S. 79 f.

sechs Seiten englischen Text, um eine einzige Zeile Ägyptisch durchzusprechen – und das ist ein völlig inadäquates Vorgehen, denn der betreffende ägyptische Text ist sprachlich und graphisch derart simpel, daß ein gut geschulter Ägyptologe ihn in etwa 1 bis 2 Sekunden vom Blatt richtig lesen und korrekt übersetzen kann. Ich würde davon ausgehen, daß ein gebürtiger Ägypter, der in der Sprache groß geworden ist und mit der Schrift noch viel alltäglicher als jeder Ägyptologe konfrontiert wurde, es eher noch schneller geschafft hätte.

Auf philologische Probleme in den Details will ich hier nicht eingehen, nur ein Punkt sei noch bemerkt. Die Behauptung, ein moderner Forscher würde von den „semantic complements“ (schlechte Terminologie für Determinative) kaum etwas lernen, sondern suche immer nach den phonetischen Elementen, um das Wort im Wörterbuch nachschlagen zu können,<sup>38</sup> trifft nicht zu. Einerseits sind die Determinative auch für den heutigen Forscher eine wichtige Hilfe, wenn etwa die Bedeutung eines bislang unbekanntes oder selten belegten Wortes wenigstens im Groben festgelegt werden soll. Andererseits sind sie inzwischen sogar selbst zu einem Objekt forschersicher Neugier geworden, da sich daran einiges über ägyptische Klassifikationssysteme und ägyptisches Denken überhaupt lernen läßt.<sup>39</sup> Tatsächlich leistet die Orthographie, und zwar nicht nur die Determinative, sondern auch die Art der phonetischen Elemente in einem Wort, erhebliches für die Festlegung der Bedeutung. Wer nur anhand einer phonetischen Reduktion versuchen würde, einen ägyptischen Text zu lesen, würde weit mehr Irrtümer begehen als derjenige, der die Orthographie mit all ihren über eine rein phonetische Umsetzung hinausgehenden Informationen ernst nimmt.

Auffälligerweise stellt Powell sich beim Ägyptischen, ebenso wie beim Phönizischen, auf den Standpunkt eines Außenstehenden, der Ägyptisch nicht kann. Bei der Behandlung griechischer Texte nimmt er dagegen durchweg die Innensicht ein, der Griechisch als Sprache selbstverständlich ist. D.h. etwa, daß wir dort nie erfahren, wie ein Leser von der konkret geschriebenen flektierten Form auf eine im Lexikon nachschlagbare Grundform kommen könnte, obgleich eine solche Problemstellung auf demselben Niveau gewesen wäre wie das, was er bei den orientalischen Schriften thematisiert und dann dem System als Mangel ankreidet.

Bezeichnend dafür, wie Powell sein eigenes Gefühl von der Überlegenheit der griechischen gegenüber der ägyptischen oder mesopotamischen Schrift auch in die Antike zurückprojiziert, ist, daß er bereits ganz zu Anfang seines Werkes behauptet, kein Grieche habe je eine der älteren Schriften gelernt.<sup>40</sup> Eine solche Behauptung ist derart apodiktisch, daß mit ihr forschersicher schwer umzugehen ist. Tatsächlich ist es logisch stringent nicht mög-

38 Powell, *Homer*, S. 87.

39 Vgl. etwa Goldwasser, O., *From Icon to Metaphor. Studies in the Semiotics of the Hieroglyphs*, Orbis Biblicus et Orientalis 142, Freiburg/Göttingen: Universitätsverlag Freiburg/Vandenhoeck & Ruprecht 1995; dies., *Prophets, Lovers and Giraffes. Wor(l)d Classification in Ancient Egypt*, Göttinger Orientforschungen IV/38, Wiesbaden: Harrassowitz 2002.

40 Powell, *Homer*, S. 1f.

lich, den Nachweis zu führen, daß nie ein Grieche die betreffenden Schriften gelernt habe. Methodisch korrekt könnte man allenfalls feststellen, wenn es dafür keine positiven Nachweise gäbe, ließe sich als Hypothese aufstellen, daß die Griechen sich nicht um Kenntnis der älteren Schriftsysteme bemüht hätten.

Auch in dieser Form ist die Behauptung jedoch nicht zu halten. Tatsächlich gibt es sowohl literarische als auch dokumentarische Belege, die das Gegenteil zeigen. Ich beginne mit einem sehr substantiellen Fall, nämlich dem des Pythagoras.<sup>41</sup> Für ihn gibt es zahlreiche antike Berichte, daß er lange Jahre in Ägypten von den dortigen Priestern gelernt habe. Die wohl expliziteste Angabe findet sich bei Lukian, Gallus, 18, wo es heißt, daß Pythagoras nach Ägypten kam, um dort bei den Propheten zu studieren. Dabei habe er die Bücher der Isis und des Horus auswendig gelernt.<sup>42</sup> Man darf annehmen, daß ihm dies schwergefallen wäre, wenn er die ägyptischen Schriftzeichen nicht hätte lesen können. Ebenso behauptet Valerius Maximus, Pythagoras habe in Ägypten die dortigen Schriften gelernt, die Notizen der Priester früherer Zeiten studiert und so viele Himmelsbeobachtungen erfahren.<sup>43</sup> Auch Antiphon bei Diogenes Laertius VIII, 3 gibt an, Pythagoras habe Ägyptisch gelernt.<sup>44</sup> Obgleich dies diejenigen Angaben sind, die Pythagoras am explizitesten mit ägyptischer Schrift und Sprache verbinden, sind in der Antike auch sonst reichlich Überlieferungen zu fassen, die ihn als Schüler der ägyptischen Priester sehen,<sup>45</sup> so Isokrates, Busiris, 28;<sup>46</sup> Antiphon, bei Porphy. Vita. Pythag. 7-8;<sup>47</sup> Diodor, I, 69 u. 98;<sup>48</sup> Plinius,

41 Vgl. hierzu auch Froidefond, Chr., *Le mirage égyptien dans la littérature grecque d'Homère à Aristote*, Aix-en-Provence: Ophrys 1971, S. 159-161; Assmann, J., 'Pythagoras und Lucius: Zwei Formen 'ägyptischer Mysterien'', in: J. Assmann, M. Bommas (Hrsg.), *Ägyptische Mysterien?*, München: Fink 2002, S. 59-75, bes. S. 60f.; Staab, G., *Pythagoras in der Spätantike, Beiträge zur Altertumskunde* 165, München: Saur 2002, S. 37 Anm. 65 mit Verweisen. Im Folgenden verweise ich, wo möglich, auf die für Ägyptologen bequeme Zusammenstellung der Originaltexte bei Hopfner, Th., *Fontes historiae religionis aegyptiacae*, Bonn: A. Markus, E. Weber 1922-1925.

42 Harmon, A. M., *The Loeb Classical Library. Lucian with an English Translation, Volume II*, London/Cambridge, MA: Harvard University Press 1915; ND 1953, S. 206-209; Mcleod, M. D., *Luciani Opera, Tomus I, Libelli 1-25*, Oxford: Oxford University Press 1972, S. 264 Z. 9-11; Bompaigne, J., *Lucien, œuvres, tome III. Opuscules 21-25*, Paris: Belles Lettres 2003, S. 130; bei Hopfner, *Fontes* nicht aufgenommen.

43 Valerius Maximus, *Facta et dicta memorabilia* VIII, 7, 2, s. Briscoe, J., *Valerii Maximi facta et dicta memorabilia, Vol. II. Libri VII-IX*, Stuttgart/Leipzig: Teubner 1998, S. 522; Hopfner, *Fontes*, S. 781.

44 Marcovic, M., *Diogenis Laertii vitae philosophorum Vol. I. Libri I-X*, Stuttgart/Leipzig: Teubner 1999, S. 574.

45 Eine nicht ganz vollständige Liste bei Hopfner, Th., *Plutarch über Isis und Osiris, II. Teil. Die Deutungen der Sage*, Prag: Orientalisches Institut 1941, S. 88 f.

46 Mathieu, G., Brémond, É., *Isocrate, Discours, tome I*, Paris: Belles Lettres 1956, S. 195; Mandilaras, B. G., *Isocrates Opera omnia vol. II*, München/Leipzig: Saur 2003, S. 278 f.; Hopfner, *Fontes*, S. 50.

47 des Places, E., *Porphyre, Vie de Pythagore. Lettre à Marcella*, Paris: Belles Lettres 1982, S. 39; Hopfner, *Fontes*, S. 769.

48 Chamoux, F., Bertrac, P., Vernière, Y., *Diodore de Sicile, bibliothèque historique. Introduction générale, Livre I*, Paris: Belles Lettres 1993, S. 135 u. 180; Hopfner, *Fontes*, S. 119 u.

Nat. hist. XXXVI, 9 (71);<sup>49</sup> Josephus, Contra Apionem I, 2 (14);<sup>50</sup> Plutarch, De Iside 10 (354 DE);<sup>51</sup> ders., Quaest. Conv., VIII 8,2 (729 A);<sup>52</sup> Clemens Alexandrinus, Stromata I, 15, 66 u. 69;<sup>53</sup> Hippolytus, Refutatio VI, 21, 3;<sup>54</sup> Philostratos, Leben des Apollonius, VIII, 7;<sup>55</sup> Diogenes Laertius, VIII, 1, 2;<sup>56</sup> Eusebius, Constant. Orat. 9;<sup>57</sup> Porphyrius, Vita Pythagori 6f.; 11 f.;<sup>58</sup> Jamblich, De mysteriis I, 1;<sup>59</sup> ders., De vita pythagorica, 14-19;<sup>60</sup> ders.(?), Theol. Arithm., p. 40 Ast;<sup>61</sup> Libanius, Epist. 1274, 3;<sup>62</sup> Ammianus Marcellinus, Res Gestae XXII 16 (21);<sup>63</sup> Cyrillus Alex., Contra Julianum I, 15, Migne, PG 76, S. 524 f.;<sup>64</sup> Theodoret, Curatio I, 12 u. 15;<sup>65</sup> Kosmas Indikopleustes, Topo-

137 f. An letzter Stelle wird speziell angegeben, er habe dort alles über Zahlen, Geometrie und Seelenwanderung gelernt.

- 49 André, J., Bloch, R., Rouveret, A., *Pline l'ancien, histoire naturelle, livre XXXVI*, Paris: Belles Lettres 1981, S. 74 u. 181; Hopfner, *Fontes*, S. 198. Der dort genannte König Psemetepserphreus ist ungeachtet leichter Verzerrung unschwer als Psammetich II. *bfr-īb-r'* (595-589 v. Chr.) zu erkennen – was allerdings im Hinblick auf die üblicherweise angenommene Geburt des Pythagoras um 570 v. Chr. Probleme aufwirft.
- 50 Niese, B., *Flavii Iosephi Opera, vol. V. De Iudaeorum vetustate sive contra apionem libri II*, Berlin: Weidman 1955, S. 5, Z. 12; Hopfner, *Fontes*, S. 217.
- 51 Griffiths, J. G., *Plutarch's De Iside et Osiride*, Swansea: University of Wales 1970, S. 130 f.; Froidefond, Chr., *Plutarque, œuvres morales, Tome V – 2<sup>ème</sup> partie. Isis et Osiris*, Paris 1988, S. 185; Hopfner, *Fontes*, S. 224.
- 52 Frazier, F., Sirinelli, J., *Plutarque, œuvres morales, Tome IX, troisième partie. Propos de table, livres VII-IX*, Paris: Belles Lettres 1996, S. 110 u. 243 f., Hopfner, *Fontes*, S. 263.
- 53 Mondésert, C., Caster, M., *Clément d'Alexandrie, les stromates. Stromate I*, Sources chrétiennes 30, Paris: Éditions du cerf 1951, S. 98 f.; Hopfner, *Fontes*, S. 368 f.
- 54 Marcovich, M., *Hippolytus, Refutatio omnium Haeresium*, Patristische Texte und Studien 25, Berlin, New York: De Gruyter 1986, S. 229; Hopfner, *Fontes*, S. 436.
- 55 Kaiser, C. L., *Flavii Philostrati Opera, Vol. I*, Leipzig: Teubner 1870, ND Hildesheim: Olms 1964, S. 307, Z. 30 f.; Hopfner, *Fontes*, S. 447.
- 56 Marcovich, *Diogenes Laertius, Vol. I*, S. 573, Z. 14; Hopfner, *Fontes*, S. 431.
- 57 Heikel, I., *Eusebs Werke, erster Band. Über das Leben Constantins. Konstantins Rede an die heilige Versammlung. Tricennatsrede an Constantin*, Leipzig: J.C. Hinrichs 1902, S. 163, Z. 11-15; Hopfner, *Fontes*, S. 480.
- 58 des Places, *Porphyre, Vie de Pythagore. Lettre à Marcella*, S. 38 f.; 41
- 59 des Places, E., *Jamblique, les mystères d'Égypte*, Paris: Belles Lettres 1966, S. 39; Hopfner, *Fontes*, S. 497.
- 60 Dillon, J., Hershbell, J., *Jamblichus, On the Pythagorean Way of Life*, Atlanta: Scholars Press 1991, S. 40-45; Hopfner, *Fontes*, S. 495-497.
- 61 De Falco, V., Klein, U., *[Jamblich] theologumena arithmetica*, Stuttgart: Teubner 1975, S. 53; Hopfner, *Fontes*, S. 63 mit Zuschreibung an Aristoxenus Tarentinus.
- 62 Foerster, R., *Libanius, Opera, vol. XI, Epistulae 840-1544 etc.*, Leipzig: Teubner 1921, S. 350; Hopfner, *Fontes*, S. 545.
- 63 Seyfarth, W., *Ammiani Marcellini rerum gestarum libri qui supersunt, vol. I. Libri XIV-XXV*, Leipzig: Teubner 1978, S. 292; Fontaine, J., Frézouls, E., Berger, J.-D., *Ammien Marcellin, histoire, tome III. Livres XX-XXII*, Paris: Belles Lettres 1996, S. 146; Hopfner, *Fontes*, S. 553.
- 64 Hopfner, *Fontes*, S. 655. Die Neuedition durch Charbot, J.-B., Tonneau, R. M., CSCO 140 (1953) ist mir derzeit nicht zugänglich.
- 65 Canivet, P., *Théodoret de Cyr, Théopemptique des maladies helléniques*, Sources chrétiennes 57, Paris: Éditions du cerf 1958, S. 106 f.; Hopfner, *Fontes*, S. 668.

graphia christiana 3, 1;<sup>66</sup> Zacharias Scholasticus, Dial. Ammon. 174/75;<sup>67</sup> Platonscholion, In Remp. 600B;<sup>68</sup> Suda, s.v. dogmat. . . zei u. PuqagÖraj.<sup>69</sup> Von Plutarch (De Iside Kap. 10; 354 EF) wird auch die rätselhafte Natur der Hieroglyphen explizit als Vorbild der pythagoräischen Akousmata genannt.<sup>70</sup> Tatsächlich halte ich es für wahrscheinlich, daß diese Lehrsprüche reale Verbindung mit der spätägyptischen Weisheitsliteratur haben, ja Pythagoras den Begriff „Philosoph“ möglicherweise sogar aus ägyptischer Terminologie übernommen hat,<sup>71</sup> doch muß der Nachweis an anderer Stelle erfolgen, zumal dafür auch unveröffentlichte Quellen von größerer Wichtigkeit sind.

Auch der Astronom Eudoxos wird vielfach als Schüler der ägyptischen Priester dargestellt.<sup>72</sup> Man schreibt ihm sogar zu, er habe ägyptische Tiergeschichten, nämlich „Hundedialoge“, ins Griechische übersetzt.<sup>73</sup> U.a. gibt Seneca, Naturales quaestiones VII, III, 2 an, er habe aus Ägypten Bahnbeschreibungen der Planeten nach Griechenland mitgebracht;<sup>74</sup> auch Diodor I, 98, 4 gibt an, Eudoxos habe nach Meinung der Ägypter viele astrono-

- 
- 66 Wolska-Conus, W., *Cosmas Indicopleustès, topographie chrétienne, tome I (Livres I-IV)*, Sources chrétiennes 141, Paris: Éditions du cerf 1968, S. 437 f.; englische Übersetzung bei Vasunia, Ph., *The Gift of the Nile. Hellenizing Egypt from Aeschylus to Alexander*, Berkeley, Los Angeles, London: University of California Press, S. 300.
- 67 Boissonade, F., *Aeneas et Zacharias*, Paris: Firmin-Didot 1836, S. 102; Hopfner, *Fontes*, S. 678.
- 68 Hermann, C. F., *Platonis Dialogi secundum Thrasylli tetralogias dispositi*, Leipzig: Teubner 1894, S. 360; Hopfner, *Fontes*, S. 707.
- 69 Adler, A., *Suidae Lexicon, Pars II. D-Q*, Leipzig: Teubner 1931, S. 123 Z. 20 f., dies., *Suidae Lexicon, Pars IV. P-Y*, Leipzig: Teubner 1935, S. 262 Z. 20; Hopfner, *Fontes*, S. 749 u. 752.
- 70 Griffiths, *Plutarch's De Iside*, S. 130-133 u. 287 f.; Froidetfond, *Plutarque, Isis et Osiris*, S. 185 u. 261.
- 71 Zur Frage, ob Pythagoras sich tatsächlich als erster als „Philosoph“ bezeichnet hat, wie die antike Tradition einhellig angibt, s. Riedweg, Chr., *Pythagoras. Leben · Lehre · Nachwirkung*, München: C.H. Beck 2002, S. 120-128. Der Begriff φιλοσοφία bedeutet auf Griechisch „der die Weisheit liebt“, eben dies ist aber in der ägyptischen Formulierung *mr-rX* Bezeichnung des Gesprächspartners des Weisheitsgottes in einem hochwichtigen spekulativen Dialog, dem sogenannten Thotbuch, dessen Edition durch Jasnow und Zauchich bevorsteht.
- 72 Die Stellen sind gesammelt bei Lasserre, F., *Die Fragmente des Eudoxos von Knidos*, Berlin: De Gruyter 1966, S. 4-10, dort S. 139-141 zum Besuch in Ägypten allgemein; S. 100-111 Fragmente aus Eudoxos' 2. Buch (über Ägypten); englische Übersetzung Vasunia, *Gift of the Nile*, S. 298-302.
- 73 Aufenthalt in Ägypten: Diodor I, 98; Strabo XVII, 1, 29 f. (806); Seneca, Naturales Quaestiones VII 3, 2; Plinius, NH 2, 47; Plutarch, De Iside 10; Clemens Alexandrinus, Stromata I, 15, 69; Philostratos, Vita Apollonii I 34; ders., Vit. Sophist. I, 1; Jamblich, De Mysteriis I, 1; Kosmas Indicopleustes, Topographia christiana III, 1. Speziell Erwähnung der „Hundedialoge“ Diogenes Laertios VIII 8, 3 (89) (nicht bei Hopfner, *Fontes*). S. dazu Yoyotte, J., Charvet, P., Gompertz, St., *Strabon, le voyage en Égypte*, Paris: NiL édition 1997, S. 130f.; Knight, M., *A Geographic, Archaeological, and Scientific Commentary on Strabo's Egypt (Geographika, Book 17, Sections 1-2) with an Appendix on the Libyan Chapters*, Dissertation New York 1998, S. 235 f. u. 240 f.; speziell zur Übersetzungstätigkeit von Bissing, F. W., „Eudoxos' von Knidos Aufenthalt in Ägypten und seine Übertragung ägyptischer Tierfabeln“, *Forschungen und Fortschritte* 25, 1949, S. 225-230; Griffiths, J. G., „A Translation from the Egyptian by Eudoxus“, *The Classical Quarterly* NS 15, 1965, S. 75-78.
- 74 Oltramare, P., *Sénèque, questions naturelles, tomes II (Livres IV-VIII)*, Paris: Belles Lettres 1929, S. 303; Hine, H. M., *L. Annaei Senecae naturalium quaestionum libros*, Stuttgart/Leipzig: Teubner 1996, S. 285.

mische Erkenntnisse von ihnen zu den Griechen gebracht.<sup>75</sup> Kompetenz im Lesen ägyptischer Schriften wird hier offenbar als selbstverständlich vorausgesetzt.

Derselbe Seneca gibt nat. quaest. VII, III, 3 vom Astronomen Konon an, er habe die von den Ägyptern beobachteten Sonnenfinsternisse zusammengestellt. Auch das dürfte ohne Kenntnis des ägyptischen Schriftsystems nicht vorstellbar gewesen sein.

In einem literarischen Text findet sich nicht nur Pythagoras, sondern auch ein Neupythagoräer als Kenner ägyptischer Schrift und Sprache. Lukian berichtet im „Lügenfreund“ (Philopseudeis, 31)<sup>76</sup> von einem Pythagoräer Arignotos, der in großer Menge ägyptische Bücher über Geister besitzt und dann konkret einen Geist in ägyptischer Sprache beschwört und damit auch Erfolg hat. Wenig später im selben Text (Philops. 34)<sup>77</sup> erfährt man, daß er bei einem ägyptischen Magier namens Pa(n)krates<sup>78</sup> gelernt habe, der selbst nur mittelmäßig griechisch spricht.

Nun sind all das literarische Überlieferungen, bei denen man im Einzelfall darüber streiten mag, wie vertrauenswürdig oder nicht sie sind.<sup>79</sup> Für die vorliegende Fragestellung ist aber weniger jeder Einzelfall wesentlich, sondern eher die mentalitätsgeschichtliche Frage. Es ist ganz offensichtlich und nicht zu bezweifeln, daß griechisch und lateinisch schreibende Autoren nicht das geringste Problem mit der Vorstellung hatten, daß große Geister ihrer Kulturen bei den Ägyptern gelernt und sich für diesen Zweck auch Kenntnisse der ägyptischen Schriftsysteme angeeignet haben.

Warum sollten sie auch zweifeln, kann man hinzufügen. Tatsächlich ist es zumal in der Ptolemäerzeit in Ägypten kaum ein sensationeller Fall gewesen, daß ein herkunftsmäßiger Grieche ägyptische Sprache und Schrift gelernt hat. Vielmehr gab es eine Vielzahl von Kontakten zwischen den Bevölkerungsgruppen, bei denen auch sprachlicher und schriftlicher Austausch stattfand.<sup>80</sup>

75 Chamoux, F., Bertrac, P., Vernière, Y., *Diodore de Sicile, bibliothèque historique. Introduction générale, Livre I* Paris: Belles Lettres 1993, S. 180 f.

76 Harmon, A. M., *The Loeb Classical Library. Lucian with an English Translation, Volume III*, London/Cambridge, MA: Harvard University Press 1921; ND 1947, S. 366-369; Macleod, M. D., *Luciani Opera tomus II. Libelli 26-43*, Oxford: Oxford University Press 1964, S. 194 f.; Ebner, M., Gzella, H., Nesselrath, H.-G., Ribbat, E., *Lukian, Die Lügenfreunde oder: Der Ungläubige*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2001, S. 96-99; bei Hopfner, *Fontes* nicht aufgenommen.

77 Macleod, *Luciani Opera II*, S. 196; Ebner u.a., *Lukian*, S. 100 f.

78 Die erhaltenen Handschriften haben die Form ναυκράτης, mutmaßlich ist dies eine Deviation der Überlieferung, die den Namen als griechisches „Allstarker“ deutet, als realer Name des Originals ist \*νακρατης = äg. p j - (n) - h r d „der des göttlichen Kindes“ anzusetzen. Vgl. auch Graf, F., *Gottesnähe und Schadenzauber. Die Magie in der griechisch-römischen Antike*, München: C.H. Beck 1996, S. 82 u. 231 Anm. 3.

79 Pythagoras' Reise nach Ägypten wird in neuerer Zeit etwa von Kingsley, P., „From Pythagoras to the Turba Philosophorum: Egypt and Pythagorean Tradition“, *Journal of the Warburg and Courtauld Institute* 57, 1994, S. 1-13 sehr ernst genommen, auch Riedweg, *Pythagoras*, S. 20 f. u. 76-78 neigt dazu, die Berichte nicht einfach abzutun.

80 Zu den Kontakten und Übersetzungen ägyptischer Texte ins Griechische s. zuletzt Chauveau, M., „Bilinguisme et traductions“, in: Valbelle D., Leclant, J. (Éds.), *Le décret de Memphis. Colloque de la fondation Singer-Polignac à l'occasion de la célébration du bicen-*



Der eklatanteste Fall findet sich im kurzen griechischen Brief UPZ I 148.<sup>81</sup> Darin schreibt eine Frau dem Empfänger (eventuell ihrem Sohn), sie freue sich darüber, daß dieser die ägyptische Schrift lerne, da er dadurch gute Berufsaussichten habe, weil er sich davon realen Gewinn versprochen hat, und zwar speziell im medizinischen Bereich. Ein anderer Beleg ist weniger sicher, doch könnte die Verwendung eines typisch griechischen Schreibrohres in einem demotischen Brief der Ptolemäerzeit ein mögliches Indiz dafür sein, daß der Schreiber Grieche war.<sup>82</sup>

Auch generell ist es so, daß in der Ptolemäerzeit etliche Personen, auch höhere Beamte, die herkunftsmäßig wenigstens zur Hälfte Griechen waren, sich für ägyptische Kultur interessiert und teilweise auch Inschriften in ägyptischer Sprache hinterlassen haben.<sup>83</sup> Ansonsten sei daran erinnert, daß es aus dieser Zeit auch etliche zweisprachige Archive gibt, bei denen es schwerfällt, den Eigentümer schematisch als Griechen oder Ägypter zu kategorisieren, aber durchaus im Alltagsgebrauch beide Schriften nebeneinander als sinnvolles Medium angesehen wurden.<sup>84</sup>

Schließlich soll Kleopatra VII. Ägyptisch gekonnt haben (Plutarch, Antonius 27, 4 f.),<sup>85</sup> und sie wird mutmaßlich nicht nur analphabetisch rein die Sprache beherrscht haben.

Als Ergebnis dieses Überblickes kann man das Fazit ziehen, daß die Griechen keineswegs grundsätzlich darauf verzichtet haben, die älteren Schriftsysteme zu lernen. Für die Hieroglyphenschrift ist es klar auszumachen, daß es einerseits berühmte griechische geistige Größen gab, für die das Er-

---

*tenaire de la découverte de la Pierre de Rosette*, Paris : De Boccard 1999, S. 25-39; Clarysse, W., „Ptolémées et temples“, in: Valbelle/Leclant (Éds.), *Le décret de Memphis*, S. 41-65; Quack, J. F., „Ich bin Isis, Herrin der beiden Länder“. Versuch zum demotischen Hintergrund der memphitischen Isisaretologie“, in: *Egypt, Temple of the Whole World*, hg. v. Meyer, S., Leiden: Brill 2003, S. 319-366, dort S. 326-332. S. auch die Beiträge von Rochette, B., „Traducteurs et traductions dans l'Égypte gréco-romaine“, *Chronique d'Égypte* 69, 1994, S. 313-322; ders., „Sur le bilinguisme dans l'Égypte gréco-romaine“, *Chronique d'Égypte* 71, 1996, S. 153-168, die von der ägyptologischen Seite her ziemlich ergänzungs- und korrekturbedürftig sind.

81 Wilcken, U., *Urkunden der Ptolemäerzeit (Ältere Funde), Erster Band. Papyri aus Unterägypten*, Berlin/Leipzig: De Gruyter 1927, S. 635 f.; s. auch Rémondon, R., „Problèmes du bilinguisme dans l'Égypte lagide (U.P.Z. I, 148)“, *Chronique d'Égypte* 39, 1964, S. 126-146; Thissen, *Zeitschrift für Papyrologie und Epigraphik* 97, S. 241.

82 Sosin, J. D., Manning, J. G., „Paleography and Bilingualism: P.Duk.inv. 320 and 675“, *Chronique d'Égypte* 78, 2003, S. 202-210, bes. S. 207 f., dort S. 208 auch zu UPZ I 148.

83 S. etwa Vittmann, G., „Beobachtungen und Überlegungen zu fremden und hellenisierten Ägyptern im Dienste einheimischer Kulte“, in: *Egyptian Religion. The Last Thousand Years*, Part II. OLA 85, hg. v. Clarysse, W., Schoors, A. & Willems, H., Leuven: Peeters 1998, S. 1231-1250; Guermeur, I., „Le syngenes Aristonikos et la ville de To-Bener (Statue Caire JE 85743)“, *Revue d'Égyptologie* 51, 2000, S. 69-78, T. XIII.; Collombert, Ph., Religion égyptienne et culture grecque: L'exemple de Dioskour. . . dhj, *Chronique d'Égypte* 75, 2000, S. 47-63; Coulon, L., „Quand Amon parle à Platon (la statue Caire JE 38033)“, *Revue d'Égyptologie* 52, 2001, S. 85-112, T. XV-XXI.

84 Depauw, M., *A Companion to Demotic Studies*, Papyrologia Bruxellensia 28, Brüssel: Fondation Égyptologique Reine Élisabeth 1997, S. 155-159.

85 Ziegler, K., *Plutarchi vitae parallelae, Vol. III, fasc. 1*, Leipzig: Teubner 1971, S. 87; Flacelière, R., Chambry, É., *Plutarque, vies, tome XIII. Démétrios – Antoine*, Paris: Belles Lettres 1977, S. 124.

lernen dieser Kompetenz als wichtiges Mittel für Kenntnisk Gewinn verstanden wurde (und mutmaßlich auch real stattfand). Andererseits ist gerade für das Ägypten der Ptolemäerzeit mit einem ganz realen Erlernen der ägyptischen Schriftsysteme durch Griechen unbedingt zu rechnen. Die alten Griechen selbst waren somit diesem Kommunikationsmittel gegenüber weit weniger abschätzig als manche modernen Gräzisten.

Somit sind auch bei Powell etliche falsch oder schief beurteilte Phänomene festzuhalten, die sein Urteil über die Leistungsfähigkeit der vorgriechischen Schriftsysteme trüben und zu einer tendenziell zu negativen Einschätzung führen, auch wenn das Ausmaß der Detailbehandlung und -kenntnis als erheblicher Fortschritt gegenüber Havelock angesehen werden muß.

Zum Abschluß meines Beitrages möchte ich, nachdem bislang hauptsächlich Positionen anderer Forscher kritisiert wurden, noch ein wenig positiv herausarbeiten, was die ägyptische Schrift leisten kann. Ich kann hier nicht auf die Details eingehen, da dies eine umfangreiche eigene Arbeit erfordern würde, aber einige für die gegenwärtige Diskussion wichtige Fakten sollen dennoch zur Sprache kommen.

Das Besondere der ägyptischen ebenso wie der semitischen Schrift ist, daß sie primär nur die Konsonanten ausdrücken. Dies ist teilweise als Schwäche angesehen worden. Tatsächlich ist es aber aus der Struktur der betreffenden Sprachen kein unsinniges Vorgehen. Die Grundbedeutung einer Wurzel hängt an den Konsonanten, Modifikationen können durch Affixe sowie durch Vokaländerungen ausgedrückt werden. Eine rein konsonantische Schrift ermöglicht es, eine Wurzel unabhängig von der jeweiligen Vokalisation gleich zu schreiben, was durchaus eine echte Erleichterung darstellt,<sup>86</sup> und zwar noch spezifischer in der ägyptischen Schrift, die oft Einheiten von mehr als einem Laut hat, die nur dadurch innerhalb einer Wurzel identisch auftreten können. Zudem sollte man nicht vergessen, daß dahinter eine erhebliche Abstraktionsleistung steht, die auch voraussetzt, daß der Unterschied von Vokalen und Konsonanten den Erfindern der Schrift voll bewußt war.

Es ist übrigens kaum ein Zufall, daß gerade das Ägyptische, in dem die Modifikationen einer Wurzel durch Vokalisationsänderungen (sowie auch die tendenzielle Vokalverflüchtigung in unbetonten Silben) eine große Rolle spielte, eine Schrift erfand, die von den Vokalen abstrahierte, während die etwa zeitgleiche Erfindung der mesopotamischen Keilschrift, ausgehend vom Sumerischen, in dem als agglutinierender Sprache Affixe an feste Wortkerne antraten, eine Silbenschrift mit einer zusätzlichen ideographischen Komponente, aber mit fester Angabe der Vokale geschaffen hat.

86 Daniels, in: *The World's Writing Systems*, S. 25, will den Wert einer solchen Argumentation abschwächen, indem er auf das Akkadische verweist, das, obwohl eine semitische Sprache, eine Schrift mit Vokalen verwendet habe. Dies ist insofern nicht schlagend, als das Akkadische beim Schriftsystem keine neue Schöpfung entwickelt, sondern diejenige der vorangehenden sumerischen Kultur übernimmt, das Sumerische als agglutinierende Sprache aber mit einem Schriftsystem aus Silben- und Wortzeichen unter fester Angabe der Vokale gut bedient war.

Oft wird, ausgehend von der Bildform der Hieroglyphen, davon ausgegangen, die ägyptische Schrift sei eine Bilderschrift, in der jedes Zeichen ein Wort darstelle – so wird sie auch als piktographisch klassifiziert. Das ist geeignet, das tatsächliche Wesen der Schrift völlig zu verdecken. Zunächst ist es keineswegs so, daß die Bilder der Hieroglyphen bildlich „wörtlich“ zu nehmen sind. Die Zeichen stehen in der Hauptsache für lautliche Einheiten, deren Relation zu ihrem Bild nicht qualitativ anders ist als diejenige der semitischen (und der von diesen abgeleiteten griechischen) Buchstaben zu Objekten, aus denen z.B. über Akrophonie ihr Lautwert abgeleitet wurde.

„Piktographisch“ ist m.E. kein sonderlich sinnvoller Begriff der Analyse. Die ägyptische Schrift ist es auch nur bedingt. Primär piktographisch ist die Monumentalform der Hieroglyphen, bei der die benutzten Zeichen weitestgehend als Bilder konkreter Objekte erkennbar sind. Dagegen ist die davon abgeleitete Kursivschrift, das Hieratische, nur bedingt oder gar nicht piktographisch, und mehr noch gilt dies für eine ab dem 7. Jhd. v. Chr. entwickelte noch kursivere Schriftform, nämlich das Demotische. Die Funktionsweise der „piktographischen“ und der nicht-piktographischen Schriften des Ägyptischen ist aber grundsätzlich dieselbe, was eben zeigt, daß dieser Begriff keinen geeigneten Ausgangspunkt für eine Analyse der Leistungsfähigkeit darstellt.

Wenn man eine Schrift, deren Formen ursprünglich auf konkrete Bildformen zurückgeht, als „piktographisch“ bezeichnet, ist die griechische und lateinische Schrift ebenso piktographisch wie die ägyptische, da ihre semitischen Vorläufer ebenfalls auf Bilder zurückgehen. Man könnte somit etwa den ersten Vers von Homers Ilias auf „piktographisch“ schreiben, ohne daß sich an der Funktionsstruktur etwas ändert, wie es hier einmal versucht sei.<sup>87</sup>



So ungewohnt das Bild auch aussehen mag, so ändert sich doch am Informationsgrad über die Aussprache nichts gegenüber einer Notation in grie-

87 Zur praktischen Durchführung habe ich die von Powell, *Homer*, S. 65 unternommene Rekonstruktion der ursprünglichen Orthographie übernommen, die dort angesetzten Schriftzeichen über die Zeichenformen der Sinaiainschriften in ihre zugrundeliegenden Bilder umgesetzt und diese Bilder mit Hilfe eines Hieroglyphenprogrammes ausgedruckt. Einzige Modifikation ist das Zeichen für c, das ich hier durch die Folge der Zeichen für k und h ersetzt habe.

chischen Majuskeln, wie man sie für die Erstniederschrift ansetzen kann. Lediglich die Schreibgeschwindigkeit dürfte geringer sein, da die genaue Wiedergabe der Zeichenformen mehr Zeit braucht.

Umgekehrt ist zwar die monumental bildliche Form der Hieroglyphenschrift das, was heutigen Europäern am ehesten präsent ist, für das reale kulturelle Leben in Ägypten und für die Weitergabe von Texten und Traditionen waren jedoch tatsächlich vorwiegend kursive Schriftformen relevant.<sup>88</sup> Die von Powell diskutierte Passage aus der Lehre des Amenemope etwa sieht im tatsächlichen Schriftbild so aus:

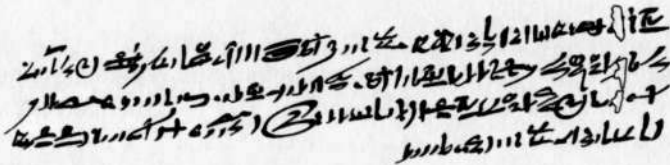


ABB. 1: EINE ZEILE DER WEISHEITSLEHRE DES AMENEMOPE. DURCHZEICHNUNG DES ORIGINALEN SCHRIFTBILDES.  
ZEICHNUNG JOACHIM FRIEDRICH QUACK.

Dabei handelt es sich um eine vergleichsweise sehr sorgfältige Buchschrift. In administrativen Texten konnten die Ägypter noch sehr viel mehr abstrahieren, so daß sehr viel abgekürztere Formen entstanden, so etwa in einem Text, in dem Aussagen von Verdächtigen im Zusammenhang mit der Plünderung von Gräbern notiert werden.<sup>89</sup>

Man kann also festhalten, daß die Ägypter kursive Schriften zur Verfügung hatten, mit denen sie beträchtliche Schreibgeschwindigkeiten erreichen konnten, die dem, was man mit der griechischen Schrift erreichen konnte, nicht wesentlich unterlegen waren – ganz abgesehen davon, daß die Schreibgeschwindigkeit für die Produktion von literarischen Texten kaum ein relevantes Kriterium ist, da die Textkomposition, nicht die reine Niederschrift,

88 Dieser fundamentale Punkt wird oft übersehen, zuletzt etwa von Vasunia, *Gift of the Nile*, S. 159-176, dem zwar die Existenz der Kursive an sich bekannt ist, der sie aber in ihrer Funktionalität nicht diskutiert, obgleich gerade sie, nicht etwa die Monumentalschrift, diejenige ist, die im Zusammenhang der von ihm diskutierten berühmten Stelle im Phaidros (274c-275b) über die Schrift als Mittel zur Speicherung von Wissen relevant ist; zu dieser s. zuletzt Polleichtner, W., „Thamou, der Pharao, und Sokrates, der Mythenerfinder: Ein dramaturgischer Kunstgriff Platons“, *Würzburger Jahrbücher für die Altertumswissenschaft* NF 27, 2003, S. 21-38; Morenz, L., in diesem Band. Entsprechend ist auch die von Barry Powell in seinem Eröffnungsvortrag dieser Tagung als Beispiel gewählte Szene mit hieroglyphischer Inschrift aus dem Grab der Nofretari für das Funktionieren der ägyptischen Schrift alles andere als repräsentativ, ganz abgesehen davon, daß er sie auch in einer eher einseitigen Weise interpretiert hat. Konzeptionen von magischer Wirksamkeit von Schrift sowie gemeinsames Wirken von Schrift und Bild kann man ebenso gut in Alphabetschriften finden – zahlreiche antike magische Zeichnungen mit griechischer Schrift sollten als Beleg ausreichen sein.

89 Das konkrete Beispiel stammt aus Peet, T. E., *The Mayer Papyri A & B*, London: Egypt Exploration Society 1920, page 9, line 9-12.

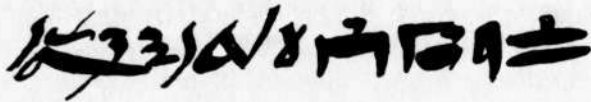


ABB. 2: AUSSCHNITT AUS EINEM VERHÖR VON GRABRÄUBERN IM ORIGINALEN SCHRIFTBILD.

NACH T. E. PEET, „THE MAYER PAPYRI A & B“, LONDON: EGYPT EXPLORATION SOCIETY 1920, PAGE 9, LINE 9-12.

die Hauptzeit in Anspruch nimmt. Auch die Lesegeschwindigkeit dürfte in Ägypten nicht zu gering gewesen sein – allerdings sehe ich keine Quellen, mit denen man diese Frage verlässlich behandeln kann. Ich kann hier nur von meinem eigenen Tempo bei der Lektüre ausgehen. Dies ist natürlich je nach Schwierigkeitsgrad der Texte unterschiedlich, aber nicht langsamer als bei der Lektüre von griechischen Texten. Zugegeben bin ich in das Ägyptische besser eingelese als in das Griechische, aber ein alter Ägypter war natürlich in einem noch viel höheren Grad eingelese bzw. mit Vokabular und Idiomatik in einer Weise vertraut, die heute unerreichbar ist.

Wir können somit feststellen, daß Schreib- und Lesegeschwindigkeit der ägyptischen Schrift nicht in einem solchen Ausmaß der griechischen Schrift unterlegen waren, daß daraus ein entscheidender Quantensprung abzuleiten ist. Ferner sollte betont werden, daß jedes Wort der ägyptischen Sprache auch eine Orthographie hat bzw., sobald das Bedürfnis der Verschriftung auftritt, eine solche erhalten kann; d.h. alles, was im Ägyptischen denkbar war, war auch schreibbar.

Die entscheidende Frage kann also nur sein, in welchem Ausmaß die ägyptische Schrift schwerer erlernbar als die griechische war. Daß hier ein echter Unterschied vorlag, sei nicht bestritten. Die ägyptische Schrift umfaßt zum einen nicht nur einkonsonantige Werte, sondern auch solche mit zwei oder drei Konsonanten, daneben auch Wortzeichen sowie Determinative als semantische Indikatoren. Das bedingt natürlich einen sehr viel höheren Zeichenbestand als in unseren vertrauten Schriften. Im Allgemeinen rechnet man für die älteren Epochen mit einem Bestand von etwa 700 Zeichen.<sup>90</sup> Dieser Wert ist potentiell etwas zu niedrig angesetzt, andererseits bleiben

90 Die sehr viel höheren Werte der Spätzeit (teilweise werden 5000 Zeichen angegeben) brauchen hier nicht zu interessieren. Einerseits handelt es sich um Sonderbedingungen einer Zeit, in welcher der Kreis der Schriftkundigen abnahm, die Komplexität des Systems dagegen (damit zusammenhängend) bewußt gesteigert wurde. Andererseits ist die Zahl dadurch zu hoch gegriffen, daß es sich vielfach nur um paläographische Abarten von Zeichenformen ohne realen Funktionsunterschied handelt, außerdem die Zahl durch Abzählen heutiger Drucktypen gewonnen ist, bei denen öfters nur Ligaturen oder Zeichenkombinationen auftreten, die man nicht separiert drucken kann, die für das Verständnis aber keinen zusätzlichen Lernbedarf bedeuten. Vgl. Leitz, Chr., *Quellentexte zur ägyptischen Religion I. Die Tempelschriften der griechisch-römischen Zeit*, Münster: LitVerlag 2004, S. 9-11 für eine realistische Beschreibung des Schriftsystems – er geht von nicht mehr als etwa 1500 Hieroglyphen in der griechisch-römischen Zeit aus.

davon etliche als Determinative so intuitiv begreifbar, daß man sie auch ohne spezielle Erläuterung versteht.

Dennoch ist die Komplexität des Schriftsystems erheblich größer, so daß zum Beherrschen der Schrift an sich mehr Lehrzeit als heute nötig war. Allerdings führt das ägyptische Ausbildungssystem<sup>91</sup> dazu, daß jemand, der die Schrift wirklich beherrscht, dabei auch schon viel an Wissen aus den behandelten Texten mitgenommen hat. Insofern dürfte die Schulzeit an sich in Ägypten nicht relevant länger als in Kulturen mit alphabetischen Schriftsystemen gewesen sein.

Vielleicht der wesentlichste Unterschied ist, daß durch die Komplexität des Schriftsystems der Kreis der Teilhabenden weniger leicht erweiterbar war als beim Vorliegen einer simplen Alphabetschrift – egal ob diese griechisch, lateinisch oder semitisch ist. Der Kreis derjenigen, die an der Schriftkultur potentiell hätten partizipieren können, ist also mutmaßlich geringer als in Griechenland<sup>92</sup> – auch wenn ich bezweifle, daß der Prozentsatz derjenigen, die dies real mitgemacht haben und kulturell präsent waren, so erheblich niedriger gewesen ist.

Schätzungen des Literalisierungsgrades der ägyptischen Bevölkerung sind naturgemäß mit großen Schwierigkeiten behaftet, so daß hier noch kein anerkanntes und definitives Ergebnis vorliegt. Erste Ansätze zu einer Quantifizierung kamen zu ziemlich niedrigen Werten von etwa 1% der Bevölkerung.<sup>93</sup> Bei der in diesem Ansatz zugrunde gelegten geschätzten Einwohnerzahl für Ägypten von 1 Million sind das immer noch 10.000 Individuen. Andererseits ist diese Zahl, obgleich oft übernommen, von anderen Seiten auch kritisiert worden.<sup>94</sup> An einem konkreten Beispiel, nämlich der Siedlung der Arbeiter, die das Königsgrab aushuben und dekorierten, konnte ein konkreter Gegentest durchgeführt werden. Ging die ursprüngliche Schätzung hier von nur 5-7,5% Schriftkundigen aus,<sup>95</sup> so ergab eine fundierte Nachprüfung stattdessen eine deutlich höhere Zahl, möglicherweise bis zu 40%, dabei auch eine nicht vernachlässigbare Literalizität von Frauen.<sup>96</sup>

Vor allem muß man bei solchen Überlegungen auch berücksichtigen, daß es nicht nur eine einfache Opposition zwischen literat und illiterat gibt, sondern durchaus Abstufungen, für die etwa mit dem Modell der Semiliteralizi-

91 Zu ihm s. Brunner, H., *Altägyptische Erziehung*, Wiesbaden: Harrassowitz 1957, was heute in vielem deutlich erweitert werden könnte.

92 Dabei sollte man aber methodisch korrekt den Prozentsatz der gesamten Bevölkerung heranziehen, nicht etwa nur die männliche freie Stadtbevölkerung.

93 Baines, J., Eyre, C. J., „Four Notes on Literacy“, *Göttinger Miszellen* 61, 1983, S. 65-96; Baines, J., „Literacy and Ancient Egyptian Society“, *Man* (NS) 18, 1983, S. 572-599.

94 Besonders Lesko, L., „Some Comments on Ancient Egyptian Literacy and Literati“, in: *Studies in Egyptology presented to Miriam Lichtheim*, hg. v. Groll, S., Jerusalem: Magness Press 1992, S. 656-667, allerdings ohne wirklich präzise Argumente oder Gegenmodelle.

95 Baines, Eyre, *Göttinger Miszellen* 61, S. 86-91.

96 Janssen, J. J., „Literacy and Letters at Deir el-Medīna“, in: *Village Voices. Proceedings of the Symposium „Texts from Deir el-Medīna and their Interpretation“*, Leiden, May 31 - June 1, 1991, CNWS Publications 13, hg. v. Demarée, R. J., Egberts, A., Leiden: CNWS 1992, S. 81-94.

tät gearbeitet wird<sup>97</sup> – jedenfalls muß man verschiedene Grade der Lese- und Schreibkompetenz veranschlagen. Dabei ist zu berücksichtigen, daß es aus Ägypten zahlreiche Graffiti gibt, in denen auch vergleichsweise einfache Personen ihre Namen und Titel, teilweise auch noch kurze Formeln in Stein geritzt oder aufgemalt haben.<sup>98</sup> So etwas deutet darauf hin, daß zumindest Grundkenntnisse weiter in der Bevölkerung verbreitet waren. In jedem Fall werden auch diejenigen, die nicht lesen und schreiben konnten, im täglichen Leben etwa aufgrund von Steuerzahlungen u.ä. so ständig mit Schrift in Berührung gekommen sein, daß die ägyptische Kultur als schriftdominiert betrachtet werden muß. Vor allem war die gesamte Elite und mutmaßlich auch Mittelschicht voll literat, ja Schriftkenntnis sogar der Königsweg für sozialen Erfolg.

Nach meinen eigenen Erfahrungen in der Aufarbeitung der Reste einer ägyptischen Tempelbibliothek würde ich davon ausgehen, daß wenigstens in den städtischen Zentren ein merklicher Prozentsatz der erwachsenen männlichen Bevölkerung literat war, jedenfalls wäre die hohe Zahl individuell verschiedener Schreiberhände aus einem doch recht kleinen Ort anders nicht erklärbar. Die Tatsache, daß aufgrund einer in Ägypten üblichen Art von Teilzeitarbeit viele Leute alle vier Monate im Tempeldienst tätig waren, den Rest der Zeit aber privat gearbeitet haben, wobei im Tempeldienst wenigstens rudimentäre Schriftkenntnisse erwartet werden müssen, dürfte auch zu einer weiteren Verbreitung beigetragen haben.

Die Frage, welche Inhalte man geschrieben hat oder auch nicht, hängt dabei im Gegensatz zu dem, was ein Medienwissenschaftler gern zu denken gewillt ist, nicht an den Grenzen der Leistungsfähigkeit der ägyptischen Schrift. Begrenzender Faktor ist vielmehr die soziale Struktur.<sup>99</sup> Hier gilt einfach, daß Ägypten immer ein autoritärer und meist auch ein zentralisierter Staat war, der eine ganz andere Art von Kontrolle ausübte, als in Griechenland üblich war, das meist in Kleinstaaten zerfallen und politisch viel freierlicher organisiert war. Das gab einfach andere Möglichkeiten, Gedanken zu entwickeln, die anderswo nicht möglich gewesen wären. Es ist kein Zufall, daß gerade die bedeutendsten literarischen und philosophischen Werke aus Zeiten großer persönlicher Freiheiten stammen. Man stelle sich etwa als Gedankenspiel die Frage, wie Platons Staat, in dem alle bisherigen Regierungsformen verworfen und eine radikal neue konzipiert wird, in einem autoritären und von seinen eigenen Trägern als normativ angesehenen System überhaupt schreib- und verbreitbar gewesen wäre – unabhängig von der Frage der zur Verfügung stehenden Schrift.

Umgekehrt wird man auch die Frage aufwerfen müssen, ob nicht gerade die relative Schwierigkeit der ägyptischen Schreibsysteme, welche die

97 Vgl. etwa der Manuelian, P., „Semi-Literacy in Egypt: Some Erasures from the Amarna Period“, in: *Gold of Praise. Studies on Ancient Egypt in Honor of Edward F. Wente*, Studies in Ancient Oriental Civilisations 58, hg. v. Teeter, E., Larson, J. A., Chicago: University of Chicago Press 1999, S. 285-298.

98 Peden, A. J., *The Graffiti of Pharaonic Egypt. Scope and Roles of Informal Writing (C. 3100 - 332 BC)*, Probleme der Ägyptologie 17, Leiden/Boston/Köln: Brill 2001.

99 Vgl. in diese Richtung Assmann, *Kulturelles Gedächtnis*, S. 267-272.

Zugänglichkeit einschränken, in diesem Sinne durchaus von den Herrschenden so gewollt war, da sie einer eingeschränkten Elite ermöglichte, die Dinge unter sich und unter Kontrolle zu halten.

Schließlich sollte man auch die Frage nach dem Niedergang des ägyptischen Schriftsystems gegenüber dem griechischen ansprechen. Wer die Alphabetschrift für unbedingt leistungsfähiger hält, wird leicht darin verfallen, in der letztlichen Verdrängung der indigenen Schriftsysteme durch die griechische Schrift in Ägypten einen Beweis zu sehen, das eben das Bessere sich durchsetzte, ebenso wie auch die heutige Dominanz der Lateinschrift, die tendenziell andere Schriftsysteme (wie etwa die indischen) verdrängt, gerne als Beleg dafür herangezogen wird, diese Art des Vokalalphabetes sei besonders leistungsfähig.

Tatsächlich ist es in diesen Fällen aber so, daß keineswegs die Qualität der Schrift unter medialen Gesichtspunkten bei derartigen Ausleseprozessen die Hauptrolle spielt, sondern vielmehr ganz andersartige Prozesse relevant sind, bei denen vorrangig wirtschaftliche und politische Dominanz sowie soziale Prozesse entscheidend sind. In Ägypten begann die Verdrängung der einheimischen Schrift zunächst im Zuge der Eroberung durch Alexander den Großen und die daran anschließende Herrschaft der Ptolemäerdynastie. Sie führte dazu, daß die Verwaltung in den höheren Ebenen das Griechische als Sprache und Schrift verwendete. Allerdings blieb die ägyptische Schrift dennoch vielbenutzt, für die Aufzeichnung von ägyptischer Sprache wurde sie sogar fast allein verwendet. In der Römerzeit ging durch politischen Druck der Gebrauch der ägyptischen Schrift deutlich zurück, aber nicht etwa aufgrund ihrer inhärenten Schwächen, sondern nur, weil für rechtsverbindliche Geschäfte von der Regierung der Gebrauch des Griechischen vorgeschrieben wurde.<sup>100</sup> Dahinter dürfte eindeutig der Wunsch stehen, die Dinge bequemer selbst unter Kontrolle haben zu können, nämlich durch Verwalter, die Griechisch beherrschten, aber nicht zusätzlich im Ägyptischen geschult werden mußten. Das Verfahren richtete sich offensichtlich nicht gegen eine Schrift, sondern gegen die amtliche Verwendung einer Sprache. Evident zeigt sich dies auch darin, daß Urkunden in ägyptischer Sprache und Schrift zunächst keineswegs durch solche in ägyptischer Sprache und einer auf dem griechischen Vokalalphabet beruhenden Notation abgelöst werden. Vielmehr wird zunächst allein das Griechische als Sprache der Urkunden dominant, während die Aufzeichnung ägyptischer Sprache in griechischer Schrift sowie einigen Zusatzbuchstaben (also das Koptische) zwar bereits im 1. Jhd. n. Chr. beginnt, aber erst etwa zwei Jahrhunderte später wirklich an Gewicht gewinnt. Ihr Aufkommen und damit auch der endgültige Untergang der traditionellen ägyptischen Schreibsysteme hängt auch mit einem anderen Prozeß zusammen, der gewaltige soziale und auch machtpolitische Umwälzungen mit sich zieht, nämlich dem

100 Zauzich, K.-Th., „Demotische Texte römischer Zeit“, in: *Das römisch-byzantinische Ägypten, Akten des internationalen Symposions 26.-30. September 1978 in Trier*, Aegyptologia Treverensia 2, Mainz: Zabern 1983, S. 77-80; Lewis, N., *The Demise of the Demotic Document: When and Why*, *Journal of Egyptian Archaeology* 79, 1993, S. 276-281.



Sieg des Christentums über die traditionellen Religionsformen Ägyptens.<sup>101</sup> Das ägyptische Schriftsystem ist also keineswegs in einem freien Wettbewerb aufgrund geringerer Leistungsfähigkeit untergegangen, sondern weil es von politisch und sozial dominierenden Schichten nicht gewollt wurde.

Ganz gleiches gilt übrigens auch etwa für die Situation in Indien, wo die indischen Schriften keineswegs aus sich heraus weniger leistungsfähig als die Lateinschrift sind (dieser sind sie mit etwa in der Devanagari-Schrift 32 konsonantischen und 12 vokalischen Phonemen, die im Grundbestand der Zeichen darstellbar sind, sogar deutlich überlegen), sondern aufgrund der wirtschaftlichen und politischen Macht des Westens (für Indien insbesondere der USA und Großbritanniens) ins Hintertreffen geraten.

Daß bei entsprechenden politischen Konstellationen auch das angeblich so ideale Vokalalphabet verdrängt werden konnte, läßt sich ebenfalls belegen. Nach der arabischen Eroberung weiter Bereiche Vorderasiens und Nordafrikas wurde die dort vorher allgemein verbreitete griechische bzw. im westlichen Nordafrika lateinische Schrift in fast allen Anwendungen durch die arabische Schrift, also eine üblicherweise unvokalisierte konsonantisch-alphabetische Schrift mit Angabe lediglich der Langvokale ersetzt.

---

101 Hierzu s. Frankfurter, D., *Religion in Roman Egypt. Assimilation and Resistance*, Princeton: Princeton University Press 1998.

# Ludwig Morenz

## ***Frühe Schriftpromotion und frühe Schriftkritik. Stimmen aus Altägypten, dem Alten Orient und dem klassischen Griechenland<sup>1</sup>***

### ***Der Erinnerung an Karl Schefold***

#### **I. Der Brief und der Indianer, oder: Von der Verlorenheit des Analphabeten in der Welt der Schriftlichkeit**

„... bewunderte das göttliche Papier“  
(J. Wilkins, 1641)

Nabatäische Hirten hinterließen vor zwei Jahrtausenden an vielen Stellen, u.a. auch an abgelegenen Weideplätzen, zahlreiche Graffiti. Diese enorme Verbreitung schriftlicher Zeugnisse deutet auf eine hohe Literarisierungsrate des Handelsvolks<sup>2</sup> und damit eine bemerkenswerte Ausnahme im Altertum. Völlig oder auch nur weitgehend literate Gesellschaften blieben nämlich bis in die Gegenwart rar gestreut<sup>3</sup>.

Mehrheitliches Analphabetentum ist in noch stärkerem Maße für die Kulturen Altägyptens oder Mesopotamiens, also die beiden ältesten bekannten Schriftkulturen, anzusetzen<sup>4</sup>. Für das pharaonenzeitliche Ägypten wird je nach Periode mit einer Literarizitätsrate von unter einem bis maximal 10%

1 Diese Überlegungen stehen in engem Zusammenhang mit meiner Untersuchung der Herausbildung der Schrift im 4. und frühen 3. Jt. v.Chr.: L.D. Morenz, *Bild-Buchstaben und symbolische Zeichen. Die Herausbildung der Schrift in der hohen Kultur Altägyptens; Orbus Biblicus et Orientalis*, Freiburg und Göttingen 2004. Für Hinweise und kritische Lektüre bin ich Erich Bosshard-Nepustil und Elena Demke verbunden. Außerdem danke ich den Organisatoren für eine ausgesprochen inspirierende Tagung.

2 Eine instruktive Darstellung bietet E.A. Knauf, *Die Herkunft der Nabatäer*, in: M. Lindner (Hrsg.), *Petra, Neue Ausgrabungen und Entdeckungen*, München u.a., 1986, S. 74-86.

3 Noch im Jahre 1957 waren nach einem UNESCO-Report ungefähr 43-45% der Weltbevölkerung völlige und 65-70% funktionale Analphabeten, zitiert bei R. Jakobson, *Semiotik* (Hrsg.: E. Holenstein), Frankfurt 1992, S. 299, Anm. 12.

4 Gelegentlich wird zwar für Alteuropa eine Schrift noch höheren Alters postuliert (etwa H. Haarmann, *Universalgeschichte der Schrift*, Frankfurt, New York 1912), doch steht der Nachweis, dass es sich dabei tatsächlich um Schrift handelt, zumindest noch aus. Mit M.M. Winn, *Pre-Writing in Southern Europe, The Sign System of the Vinca Culture*, ca. 4000 B.C., Alberta 1981, handelt es sich eher um eine Form von pre-writing.

gerechnet, während für Mesopotamien in bestimmten Phasen der Geschichte bis zu 25% Schriftkompetenz angenommen werden<sup>5</sup>. Wegen des Überlieferungszufalls können dies selbstverständlich nur grobe Richtwerte sein.

Die Mehrheit der Bevölkerung nahm in diesen Kultursystemen allenfalls vermittelt durch Spezialisten, die „Schreiber“<sup>6</sup>, an der Welt der Schriftlichkeit teil. Die Kulturtechnik Schrift war nicht nur Werkzeug, sondern zugleich auch Zeichen einer exklusiven hohen Kultur. Als entsprechend prestigeträchtig galt der Umgang mit Schrift und speziell Bücherbesitz. So wird in einer ägyptischen Wundererzählung aus der Mitte des 2. Jt. v.Chr. der residenzferne Weise *Djedi* aus dem Provinzort *Djed-Snofru*<sup>7</sup> gewissermaßen *en passant* charakterisiert:

Da sagte *Djedi*:

„Lass mir ein Schiff geben, dass es mir die Kinder nebst meinen Büchern bringe.“

Man stellte ihm zwei Schiffe mit ihrer Mannschaft bereit.<sup>8</sup>

Die Bücher konnotieren die für kulturelle Kontinuität sorgende herausragende Bildung dieses fernab der Residenz lebenden Weisen auf seiner Reise zum Hof des Herrschers. Vergleichbar zu dieser *Djedi* als gelehrt charakterisierenden kleinen Episode diente auch in der arabischen Kultur Bücherbesitz als ein Bildungstopos. Je mehr Bücher ein Mann mit auf Reisen nahm, als desto gebildeter galt er. So wird von dem Gelehrten Qazwini aus dem 11. Jh. berichtet, dass er mit 10 bücherbeladenen Kamelen in Bagdad einzog<sup>9</sup>. Darüber hinaus wurde das Buch, ja das Lesenkönnen, in prozentual überwiegend illiteraten Gesellschaften als Wunder bestaunt und mitunter in seiner „magischen“ Potenz und Aura auch gefürchtet<sup>10</sup>. Immerhin ist in Rechnung zu stellen, dass in semiliteraten Gesellschaften auch Mitglieder der Elite bis hin zu den Herrschern selbst illiterat sein konnten, aber durch

5 J. Baines, C. Eyre, Four Notes on Literacy, in: Göttinger Miszellen 61, 1983, Sp. 65-96; C. Wilcke, Wer las und schrieb in Babylonien und Assyrien. Überlegungen zur Literalität im Alten Zweistromland, Sitzungsberichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, München 2000.

6 J. Baines, Schreiben, in: Lexikon der Ägyptologie V, 1984, Sp. 693- 698, W. Schenkel, Schreiber, in: Lexikon der Ägyptologie V, 1984, Sp. 698- 700.

7 Zur Bedeutung dieser zentrumsfernen Verortung des Weisen: L.D. Morenz, Beiträge zur Schriftlichkeitskultur der Mittleren Reiches und der Zweiten Zwischenzeit, Ägypten und Altes Testament 29, Wiesbaden 1996, S. 118 f. (*Djedi* als Außenseiter bzw. als Schelm.)

8 P. Westcar 8, 3-4. Diese Passage zeigt die für P. Westcar typische dreiteilige Erzählstruktur mit a) Einführung des Sprechers, b) wörtliche Rede, c) Bericht/Kommentar des Erzählers.

9 Eine Büchermenge wurde im arabischen Kulturkreis gelegentlich in Kamelladungen gemessen (A. Rufai, Über die Bibliophilie im älteren Islam, Istanbul 1935, S. 11). Von einem Mann wird berichtet, dass er ein hohes Staatsamt ausschlug, weil sein Umzug mit 400 Kamelladungen theologischer Literatur zu schwierig sei und von einem anderen wird erzählt, dass er für seinen Umzug 63 Körbe und zwei Kisten für seine Bücher benötigte, V. Enderlein, Die Miniaturen der Berliner Baisanqur-Handschrift, Leipzig 1969, S. 30.

10 Hier genügt ein Hinweis auf das europäische Mittelalter, in dem lesende und schreibende Denker wie Albertus Magnus wegen ihres Kontaktes mit der Welt der Schriftlichkeit gelegentlich geradezu als Magier konzipiert wurden.

die Vermittlung der Gruppe der Schreiber in die Welt der Schriftlichkeit einbezogen waren<sup>11</sup>.

Schrift diente nicht nur als Kommunikationsmittel, sondern gerade wegen ihrer sozialen Exklusivität fungierte sie immer wieder auch als Machtmittel. Die Schriftlosigkeit der Naturvölker bildete in diesem Sinn im kolonialen Diskurs ein wichtiges Argument für die kulturelle Überlegenheit der Weißen<sup>12</sup>. In diesem Kontext steht die von dem englischen Gelehrten John Wilkins im Jahre 1641 erzählte Anekdote von einem Indianersklaven. Danach musste der illiterate Indianer für seinen Herren einen Korb Feigen samt Brief austragen, aber „unterwegs aß er einen Großteil seiner Fracht und übergab den Rest seinem Adressaten. Als dieser den Brief gelesen hatte und nicht die darin genannte Anzahl Feigen vorfand, beschuldigte er den Sklaven, die übrigen gegessen zu haben, und hielt ihm vor, was der Brief gegen ihn aussagte. Aber der Indianer leugnete die Tat hartnäckig und verfluchte das Papier als einen falschen, lügenhaften Zeugen. Später sollte er erneut eine solche Sendung austragen, wieder mit einem Brief, der die genaue Anzahl abzuliefernder Feigen nannte; aber wieder verschlang er [...] unterwegs einen großen Teil der Früchte. Bevor er zu essen begann, steckte er jedoch den Brief unter einen großen Stein – fest überzeugt: wenn der ihn nicht beim Essen der Feigen sähe, könne er ihn auch nicht verraten. Heftiger angeklagt als zuvor, gestand er jedoch seine Schuld, bewunderte das göttliche Papier und versprach, künftig immer ehrlich zu sein.“<sup>13</sup> Für unsere Belange kann offen bleiben, ob die Geschichte sich so oder ähnlich zugetragen hat, und wie weit sie ein literarisches Konstrukt darstellt. Das zentrale Motiv, der (aus Perspektive der Schriftkundigen) absurd ahnungslose Umgang mit einem Schriftdokument, indiziert eindrücklich die soziale Ausgeschlossenheit des Analphabeten aus bestimmten Bereichen der Kultur. Obschon solche Erzählungen über (im Kontakt mit der Schrift) hilflose Analphabeten für den altägyptischen oder altorientalischen Bereich fehlen, greift ein Aspekt der Anekdote Wilkins' für alle nur partiell literarisierten Gesellschaften: Schriftkompetenz hatte nicht nur einen großen Nutzwert, sondern stellte auch ein kulturelles Kapital mit hohem Prestige dar.

11 D.M. Lewis, *The Persepolis Tablets: Speech, Seal and Script*, in: A.K. Bowman, G. Woolf (eds.), *Literacy and Power in the Ancient World*, Cambridge 1952, S. 17-32.

12 Für dieses komplexe Thema genüge stellvertretend ein Hinweis auf S. Greenblatt, *Wunderbare Besitztümer. Die Erfindung des Fremden: Reisende und Entdecker*, Berlin 1994, und T. Todorov, *Die Eroberung Amerikas. Das Problem des Anderen*, Frankfurt 1985.

13 Zitiert nach U. Eco, *Zwischen Autor und Text, Interpretation und Überinterpretation*, München 1996, S. 47 f. Eco illustriert anhand dieser Geschichte die verschiedenen Lesemöglichkeiten eines Textes.

## II. Alte Konzeptionalisierungen der Schriftentstehung, oder: Das Wunder Schrift und seine mythischen Erfinder

„... vorher war das Schreiben von Botschaften auf Ton noch nicht entwickelt“  
(Enmerkar und der Herr von Aratta, sumerischer literarischer Text)

Die Schrift wurde in alten Gesellschaften als ein erklärungsbedürftiges Wunder gesehen, und ihre Erfindung wurde mytho-historischen Herrschern wie Enmerkar, Kulturheroen wie Palamedes oder auch Göttern zugeschrieben. Mitunter erscheinen Erinnerungsspuren mytho-anekdotesch zu bestimmten Gestalten geformt. So ist in der Figur des Schriftvermittlers Kadmos die Erinnerung an phönizisch-griechische Kulturkontakte im längerfristigen Prozess der Schaffung des griechischen Alphabets verdichtet<sup>14</sup>. Den Ägyptern galt kein Mensch, sondern der ibisköpfige Gott Thot (Abb. 1) als Erfinder der Schrift, als „Herr der Gottesworte“ und als Berufsgott



ABB. 1: GOTT THOT

der Schreiber<sup>15</sup>. Die aus moderner historischer Perspektive langwierige,

14 In Herodot V 58 wird Kadmos als Übermittler der φοινικα γραμματα gefeiert. Im Personennamen dieses Kulturheroen steckt wahrscheinlich die semitische Wurzel QDM – „Westen“ (Alternativableitung von der kret. Glosse Kádmos) –, K. Meister, Kadmos, in: Der Neue Pauly 6, Stuttgart und Weimar, 1999, S. 129–131.

15 D. Kurth, Thot, in: Lexikon der Ägyptologie VI, 1986, Sp. 497-523.

vielschichtige Schriftentstehung<sup>16</sup> wurde im Rückblick also nicht als ein Prozess konzipiert, sondern als eine einmalige und perfekte, göttliche Setzung verstanden. Ganz in diesem Sinn wurden die Hieroglyphen seit dem Alten Reich als „Gottes-Worte“ (*md.w ntr.w*) bezeichnet<sup>17</sup>.

Demgegenüber assoziierte der anonyme Autor des sumerischen Epos Enmerkar und der Herr von Aratta die Erfindung der Schrift mytho-historisch mit dem aus verschiedenen Quellen bekannten historischen König Enmerkar von Uruk:

„Der Herr von Kulaba (= Enmerkar) formte Ton und setzte darauf die Worte wie auf der Tafel – vorher war das Schreiben von Botschaften auf Ton noch nicht entwickelt.“<sup>18</sup>.

Ausgerechnet dieser Figur „Schrifterfinder“ wurde in einem anderen Text vorgehalten, keine dauerhaften inschriftlichen Monumente errichtet zu haben<sup>19</sup>. Hieraus kann man folgern, dass die Monumentalschrift als eine spätere, die Archivalschrift ergänzende Erfindung konzipiert wurde. Diesen Motiven der Schrifterfindung zwecks Überwindung der räumlichen Distanz durch die Tontafeln und der zeitlichen durch die Monumente liegt ein medienbewusster Blick zu Grunde. Außerdem bezeugen sie ein stärker historisierendes Interesse an der Schrifterfindung. Da gerade Uruk bei der Herausbildung der Schrift eine wichtige Rolle spielte, könnte in dieser Zuschreibung der Kommunikation mittels Tontafeln an Enmerkar eine anekdotisierte Erinnerung an die historischen Wurzeln der Schrift stecken<sup>20</sup>. Im vorderorientalischen Bereich wurde darüber hinaus auch mit dem Motiv der Monumentalschrift auf steinernen Textträgern gespielt. So heißt es im Gilgamesch-Epos:

16 L.D. Morenz, Bild-Buchstaben, 2004.

17 Einen Vorläufer dieses Sprachgebrauchs bietet die Inschrift des Prinzen Nefer-maat aus der IV. Dynastie, in der die Bilder und die Hieroglyphen als *ntr.w* bezeichnet wurden, W. Spiegelberg, *ntr.w „Götter“ = „Bilder“*, in: Zeitschrift für Ägyptische Sprache und Altertumskunde 65, 1930, S. 119-121.

18 Enmerkar and the lord of Aratta, Z. 503 f., J. Goodnick-Westerholz, Writing for Posterity: Naramsin and Enmerkar, in: Tel Aviv I, kinattutu ša darati, GS R. Kutscher, Tel Aviv 1993, S. 205-218, 214, zu Enmerkar auch G. Komoróczy, Zur Ätiologie der Schrifterfindung im Enmerkar-Epos, in: Altorientalische Forschungen 3, Berlin 1975, S. 19-24, und zuletzt G. Selz, Irano-Sumerica, in: Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes 91, 2001, S. 259-267.

19 Von diesem Text liegen mehrere Versionen vor, vgl. J. Goodnick-Westenholz, Legends of the Kings of Akkade, 1997: In der mittelbabylonische Edition steht: „[En]merkar did not inscribe a stela(?) for me“ (S. 284 f., 2'), während die standard-babylonische Rezension die Variante: „on a stela he did not write ...“ (S. 306 f., 29 f.) bietet. In der standard-babylonischen Rezension heißt es weiter, dass er sich deshalb keinen „Namen“ (*šumu*) gemacht habe.

20 Noch weitergehend, vermutete G. Selz (Irano-Sumerica, 2001) in der Figur des Enmerkar eine Spiegelung mesopotamisch-iranischer Beziehungen in literarisch verarbeiteter Erinnerung, doch reizt dies den möglichen historischen Gehalt des fiktionalen Textes sehr weit aus. Wir wissen zu wenig Sicheres über die Quellen der Autoren und die Spuren der Erinnerung. In Enmerkar und der Herr von Aratta wird das Thema der Sprachentwischung verhandelt, was eine voraufgehende Sprachtrennung voraussetzt (C. Uehlinger, Weltreich und „eine Rede“, Orbis Biblicus et Orientalis 101, Freiburg und Göttingen 1990). In dem Enmerkar-Epos werden also medienbewusst sowohl Probleme der Sprach- als auch der Schriftentstehung verhandelt.

Bis er (Gilgamesch, LM), heimgekehrt, seine Taten auf/in Stein  
meißeln ließ.

Hier wird das Motiv der heroische Taten schriftlich in Stein verewigen-  
den Königsinschrift gewissermaßen zitiert, wobei der überlieferte literari-  
sche Text Gilgamesch-Epos gerade nicht in Stein, sondern auf Tontafeln ge-  
schrieben wurde. Damit wird dem vielschichtigen Text von stark fiktionalem  
Charakter im Pakt von Autor und Leser/Hörer eine besondere Historizität als  
eine Art Königsinschrift zugeschrieben.

### **III. Alte Konzeptionalisierungen der zweiten Revolution der Schriftlichkeit, oder: Literar-anekdotische Begründungen der Niederschrift „schöner Worte“ (= *belles lettres*) aus der ersten Hälfte des 2. Jt. v.Chr.**

„Und er wandelte also das, was der Vorlesepriester  
Neferti sagte, in Geschriebenes.“  
(Vorhersage des Neferti, altägyptischer  
literarischer Text)

Schöne Literatur wurde im frühen Mittleren Reich – und damit Jahrhun-  
derte nach der Herausbildung der Schrift im 4. und frühen 3. Jt. v.Chr. – als  
Nische zwecküberhöhten Nutzens der Schrift nahe am Erzählen ausgebaut.  
Mit zwei ägyptischen Begriffen kann dies als Zusammenspiel von „Erheite-  
rung des Herzens“ und „intellektueller Erkundung“ gefasst und in dem von  
Zwängen des Alltag entspannten Feld, in dem sich „das Gesicht entspannt“,  
verortet werden<sup>21</sup>.

Die niedergeschriebene Erzählung wurde durch Verfremdung bzw.  
Parodierung nichtliterarischer Texttypen enger an zweckgebundene schrift-  
sprachliche Genres angelehnt, eine Strategie zur spielerischen Legitimation  
der schönen Literatur. So erschließt sich die Sinuhe-Dichtung als Textform  
gegen den Hintergrund einer besonderen sakralen Textform. Seit dem  
Alten Reich wurden in der ersten Person verfasste Texte über Verstorbene,  
genauer deren sozialen Rang und ihren *cursus honorum*, monumental in  
deren Gräber geschrieben. Diese sehr funktionalen Texte sollten als Selbst-  
Präsentation persönliche Existenz und Präsenz des Gestorbenen für die  
Ewigkeit und die Nachwelt festschreiben<sup>22</sup>. Dieser für die funeräre Kultur

21 Zu diesen Begriffen und ihrer Bedeutung für unser Verständnis der schönen Literatur Al-  
tägypens: L.D. Morenz, Zum Oasenmann – „Entspanntes Feld“, Erzählung und Geschich-  
te, in: *Lingua Aegyptia* 8, Göttingen 2000, S. 53–82, bes. 53–59.

22 In der Ägyptologie werden diese Texte noch häufig als Autobiographien bezeichnet, doch  
sind sie in aller Regel keine Biographien im herkömmlichen Sinn und zudem stimmen Autor  
und Actor nur in äußerst wenigen Fällen mehr oder weniger nachweisbar überein. Deshalb  
habe ich dafür den stärker deskriptiven Begriff Selbst-Präsentation (*presentation of self*)  
vorgeschlagen, L.D. Morenz, Tomb-inscriptions: The case of the „I“ versus autobiography,  
in: *Human Affairs. A Postdisciplinary Journal for Humanities & Social Sciences*, Slovak  
Academy of Sciences 13, 2003, S. 179–196.

Altägyptens zentrale Texttyp wurde in der Sinuhe-Dichtung<sup>23</sup> parodiert. Analog können auch andere literarische Texte als Verfremdungen verschiedener funktionaler Texte verstanden werden. Bei ägyptischen Fahrten ins Ausland insbesondere zur Gewinnung von Rohstoffen war es seit dem Alten Reich üblich, Expeditionsinschriften an Felswänden oder auf Stelen zu hinterlassen<sup>24</sup>. Dies wurde in der Geschichte des Schiffbrüchigen<sup>25</sup> literarisiert. Eine Anlehnung an das Genre Brief bietet die Rechtserzählung vom Oasenmann<sup>26</sup>, während prophetische Texte als verfremdeter Hintergrund der Vorhersage des Neferti erscheinen<sup>27</sup> und ein Mythos in der sogenannten Hirtengeschichte parodiert ist<sup>28</sup>. Die nach verbreiteter Meinung der neueren Forschung erst im frühen Mittleren Reich herausgebildete schöne Literatur Ägyptens<sup>29</sup> war in ihrem Ursprung also eine Literatur zweiten Grades<sup>30</sup> und kann im Sinne des französischen Literaturwissenschaftlers G. Genette als eine Palimpsestliteratur beschrieben werden<sup>31</sup>. Dabei gelten für die wichtigsten Vertreter dieser Literatur also die folgenden Korrelationen:

<i>Hypertext/Parodie</i>		<i>Hypotext/Ausgangstyp</i>
Sinuhe-Dichtung	an	(funeräre) Selbst-Präsentation
Geschichte des Schiffbrüchigen	an	Expeditionsbericht
Rechtserzählung vom Oasenmann	an	Brief
Mahnworte des Ipu-wer und		
Vorhersage des Neferti	an	Prophetischer Text
sogenannte Hirtengeschichte	an	Mythos

23 Deutsche Übersetzung: E. Blumenthal, Die Erzählung des Sinuhe, in: Texte aus der Umwelt des Alten Testaments III, 5, Gütersloh 1995, S. 884-911.

24 E. Eichler, Untersuchungen zum Expeditionswesen des Alten Reiches, Göttinger Orientalforschungen IV/26, Wiesbaden 1993.

25 L.D. Morenz, Gottesunmittelbarkeit und ein skandalöses Suffixpronomen – Zum 13. Kapitel des Schiffbrüchigen, in: Göttinger Miscellen 141, S. 77-80; deutsche Gesamtübersetzung bei G. Burkard, Überlegungen zur Form der altägyptischen Literatur, Ägypten und Altes Testament 22, Wiesbaden 1993.

26 E. Blumenthal, Der Vorwurf an Rensi. Gott und Mensch in den Klagen des Bauern, in: Zeitschrift für Ägyptische Sprache und Altertumskunde 131, 2004, S. 1-22; neueste deutsche Gesamtübersetzung: D. Kurth, Der Oasenmann, eine altägyptische Erzählung, Mainz 2003.

27 Aus dem Alten und Mittleren Reich sind solche Texte zwar nicht direkt bezeugt, doch kann ihre Existenz erschlossen werden. Texte wie die Vorhersage des Neferti sind nicht ohne sie als Hintergrund denkbar, L. Morenz, Beiträge, 1996, 201f.; deutsche Gesamtübersetzung und Interpretation: E. Blumenthal, Die Prophezeiung des Neferti, in: Zeitschrift für Ägyptische Sprache und Altertumskunde 109, 1982, S. 1-27.

28 Aus dem Alten und Mittleren Reich sind solche Texte zwar nicht direkt bezeugt, doch kann ihre Existenz erschlossen werden, da ein Text wie die sogenannte Hirtengeschichte sonst unverständlich wäre; zu diesem Text: L. Morenz, Beiträge, 1996, S. 124-141, Übersetzung: S. 125-130.

29 R. Parkinson, Poetry and Culture in Middle Kingdom Egypt. A Dark Side to Perfection, London 2002. Vom selben Autor stammt auch ein Band mit hervorragenden Übersetzungen dieser Texte: The Tale of Sinuhe and other Ancient Egyptian Poems 1940-1640 BC, Oxford 1997.

30 L.D. Morenz, Literature as a Construction of the Past in Middle Kingdom Egypt, in: J. Tait (ed.), „Never Had the Like Occured“. Egypt's View of its Past (Encounters with Ancient Egypt), London 2003, S. 101-117.

31 G. Genette, Palimpsests, La littérature au second degré, Paris 1982.



Diese Anlehnung bedeutet keine einfache Transposition eines bestimmten Genres in schöne Literatur, sondern wir müssen für jeden literarischen Text mit einem komplexen Intertext und Bezügen zu mehr als nur einem Ausgangstyp rechnen<sup>32</sup>. Da diese mehr oder weniger fiktionalen Texte situationsabstrakt waren, liefert der Einleitungstext in der Regel verschiedene Schlüssel für die Lektüre und generiert einen Pakt mit dem Leser<sup>33</sup>. Dies sollen die folgenden beiden Beispiele zeigen. So wird der Prozess der Textentstehung selbst in besonderem Maße in dem paratextuelle Vorspann zu der Vorhersage des Neferti literaranekdotisch thematisiert:

"Da streckte er (König Snofru) seine Hand zum Kasten des Schreibbedarfs aus,  
Da griff er sich Papyrus (šfdw) und Schreibpalette (gstj)  
Und er wandelte also das, was der Vorlesepriester Neferti sagte,  
in  
Geschriebenes."

(Neferti, E 15-17)<sup>34</sup>.

Auffällig wirkt die Umkehrung der üblichen Konstellation, gemäß derer der Höhere diktiert und der Niedere schreibt<sup>35</sup>, während hier Pharao selbst die Worte seines Untergebenen aufschreibt. In *willing suspension of disbelief* soll der Leser/Hörer den Text als unter königliches Patronat gestellt annehmen. Dabei konnte der Autor davon ausgehen, dass zumindest sein Modell-Leser – und wahrscheinlich auch der empirische Leser – die historisierende Fiktion als solche durchschauten.

Eine spezielle Konstellation zeichnet der Paratext zu der Rechtserzählung vom Oasenmann. Die neun kunstvollen Reden des *bon sauvage* vom Rand der ägyptischen Zivilisation nämlich werden dem fernen König als Briefe geschickt:

„Möge uns seine Rede<sup>36</sup> als Schrift gebracht werden, damit wir sie hören.“

Hören setzt die Auflösung der zuvor zu Schrift geronnenen Rede, deren erneute Aktualisierung, voraus:

32 Auf komplexe Intertextualität der ägyptischen literarischen Texte weist R. Parkinson, *Poetry and Culture*, 2002, S. 17-18, hin.

33 „The victim (= der Leser/Hörer, LM) must agree in advance to participate in trickery (= bei der Rezeption des Textes, LM)“, J.G. Blair, *The Confidence Man in Modern Fiction*, London 1979, S. 12.

34 C. Eyre, *Why was Egyptian Literature*, in: *Sesto Congresso Internazionale di Egitologia, Atti II*, Turin 1993, S. 115-120, 115, wies darauf hin, dass die Überführung der face-to-face-Kommunikation in Schrift wahrscheinlich ein vielschichtiges (u.a. „urheberrechtliches“) Problem darstellte. Nicht zuletzt zwecks Legitimation wurde sie durch dieses Motiv unter königliches Patronat gestellt.

35 In Ägypten ist dies die Re-Thot-Konstellation, gemäß derer Thot auf Diktat des Re schreibt. So heißt es auf der Stele Louvre C 286, Z. 24 aus der XVIII. Dynastie lakonisch: „Re, er sagt; Thot, er schreibt“. Man vgl. bezüglich des alten Israel Jer. 36,4: „Und Baruch schrieb auf seine Schriftrolle alle Worte des Herrn, die er zu Jeremia gesagt hatte, wie Jeremia sie ihm sagte“.

36 Überliefert ist dies nur in der Handschrift R 17, 7.

Sprechsituation	Sprecher	Sprechhandlung	Ø
Sprechsituation'	Ø	Sprechhandlung'	
Hörer			

#### MODELL DER TEXTENTSTEHUNG (NACH R. EHLICH<sup>37</sup>)

Sowohl in der Vorhersage des Neferti als auch in der Geschichte vom beredten Oasenmann wurde eine Anekdote der Textentstehung und der Überführung von Mündlichkeit in Schrift in den fiktionalen Text selbst eingeflochten. Gerade dieses literarische Spiel mit Modellen der Textentstehung und zugleich ihrer sozialen Verortung im Rahmen der hohen Kultur<sup>38</sup> kann in der Rückschau als eine Frühform medienarchäologischen Interesses gelesen und mit der gegenüber dem 3. Jt. v.Chr. enormen funktionalen und auch sozialen Ausweitung des Gebrauchs von Schrift in der ersten Hälfte des 2. Jt. v.Chr. erklärt werden.

#### IV. Schriftskepsis und konservative Kulturkritik

„Darum wird jeder ernsthafte Mensch über ernsthafte Dinge sicher nie etwas schreiben ...“  
(Siebenter Brief Platons)

In einer gewissen Schriftskepsis gründen dürfte, dass in verschiedenen Kulturen einige herausragende Lehrer-Figuren wie Sokrates oder Jesus nicht schreibend, sondern mündlich lehrend konzipiert sind. Erst von ihren direkten oder indirekten Schülern wie Platon oder Paulus und den Evangelisten wurden ihre Worte und Ideen in schriftlicher Form festzuhalten und zu verbreiten gesucht<sup>39</sup>. Dabei stehen diese Texte dicht an der Mündlichkeit (Dialogform bzw. vielfache wörtliche Rede und Lehrbrief). In der abendländischen Kultur ist Kritik an der Schrift durch Sätze wie neutestamentlich

37 R. Ehlich, Text und sprachliches Handeln. Die Entstehung von Texten aus dem Bedürfnis nach Überlieferung, in: A. und J. Assmann und C. Hardtmeier (Hrsg.), Schrift und Gedächtnis, München 1983, S. 24-43.

38 Die Autoren spiegelten diese ihnen ureigene Thematik im Text selbst. Als weiteres Zeichen solcherart Selbstbezüglichkeit der Autoren erscheint die Figur des Neferti, mit welcher der Autor einen ihm selbst etwa entsprechenden Typ entwarf. Der Sozial- und Bildungsstatus des Neferti wird durch seinen Haupttitel „Vorlesepriester“ und dazukommend „Schreiber“ sowie die Ehrentitel „Gelehrter“, „Bürger“ und „Edler“ charakterisiert. Vergleichbare mehr oder weniger ausgeprägte Darstellung der Autoren/Sänger in ihrem Werk begegnet häufiger in Literaturen der Welt, z.B. in der Odyssee. Die textinterne Darstellung der Rhapsoden in der Odyssee behandelte W. Burkert, Die Leistung eines Kleophylos, in: Museum Helveticum 29, 1972, S. 74-85.

39 So wurde dies auch von dem Religionsstifter Mani im 3. Jh. n.Chr. reflektiert. Er stellte es nämlich als sein besonderes Verdienst heraus, seine Lehre selbst schriftlich fixiert und damit vor Verfälschungen durch Nachfolger gesichert zu haben.

„Der Buchstabe tötet, der Geist aber macht lebendig“ (2. Kor 3,6) vertraut, wobei es Paulus um die Gegenüberstellung von Altem und Neuem Bund – also zumindest nicht um primäre Schriftkritik<sup>40</sup> – ging. Vor allen anderen Denkern gilt Platon als grundsätzlicher Kritiker der Schrift<sup>41</sup>. R. Ferber verstand Platons Schriftkritik ausschließlich als eine „Kritik der Publikation für weitere Kreise“<sup>42</sup>. Dies fasst aber Platons Schriftkritik zu eng, so sehr ein wichtiger und von Platon auch explizit thematisierter Aspekt getroffen ist. Platon kritisierte die Schrift gerade wegen ihrer fehlenden Dialogizität<sup>43</sup> mehrfach radikal<sup>44</sup>; etwa folgendermaßen:

„Denn dieses Mißliche, Phaidros, hat eben die Schrift an sich und ist darin der Malerei ähnlich. Auch deren Erzeugnisse stehen ja wie lebendige Wesen; wenn du sie aber etwas fragst, dann schweigen sie sehr erhaben still. . .“

Dies ist Sokrates' Kommentar zu dem zuvor erzählten, die Schrift diskreditierenden literar-anekdotischen Theut-Mythos mit seinem ägyptischen Korlorit. Dabei stehen hinter seinen Figuren Theut und Thamus der ägyptische Schreiber-gott Thot sowie vermutlich der Sonnen- und Urgott Atum. Dieser Thamos sagt:

„. . . Kunstvoller Theut, der eine hat die Fähigkeit, das hervorzu-bringen, was zu einer Kunst gehört, der andere vermag zu beur-teilen, welches Maß von Schaden oder Nutzen sie denen bringt, die sie anwenden wollen. Du, der Vater der Buchstaben, sagest nun aus Voreingenommenheit gerade das Gegenteil von dem, was sie bewirken. Denn diese Erfindung wird die Lernenden in ihrer Seele vergeßlich machen, weil sie dann das Gedächtnis nicht mehr üben; denn im Vertrauen auf die Schrift suchen sie

40 In den Auslegungen der europäischen Theologie des 19. und 20. Jh. kann allerdings eine deutlich platonische, schriftkritische Lesart dieser Passage festgestellt werden, Hinweis Christoph Demke.

41 T.A. Szlezák, Platon und die Schriftlichkeit der Philosophie, Berlin, New York 1985, H.G. Gadamer, Unterwegs zur Schrift?, in: ders., Plato im Dialog, Tübingen 1991, S. 258-269.

42 R. Ferber, Die Unwissenheit des Philosophen oder Warum hat Platon die „ungeschriebene Lehre“ nicht geschrieben?, Sankt Augustin 1991, bes. S. 23-25. Ähnlich klagte Martin Luther über das Problem der Druckerei, sofern nämlich die Aussagen, die an konkrete Personen gerichtet wären, von anderen auch gegen den Willen und die Intention des Autors verwendet werden könnten – etwa seine Aufrufe an die Fürsten, mit denen er sich fälschlich für die Bauern(kriege) instrumentalisiert fühlte. Damit dachte er deutlich „platonisch“. Diese Kritik an der Verbreitung der Schrift ist besonders deshalb bemerkenswert, weil Luthers Bibelübersetzung und Johann Gutenbergs Buchdruck in ihrem historischen Zusammenwirken bekanntlich eng verknüpfte, zentrale Phänomene der Reformation sind.

43 Genau wie die Schrift ist auch das nicht-dialogische und im Kern unverständige Sprechen Ziel von Platons dezidierten Angriffen, insbesondere im Dialog Ion das monologische Rezitieren des Rhapsoden.

44 Hier müssen wenige Hinweise genügen: T.A. Szlezak, Platon und die Schriftlichkeit der Philosophie, Berlin, New York 1985, M. Erler, Platons Schriftkritik in historischem Kontext, in: Der Altsprachliche Unterricht 28/4, 1985, S. 27-41, ders., Der Sinn der Aporien in den Dialogen Platons. Übungsstücke zur Anleitung im philosophischen Denken (Untersuchungen zur antiken Literatur und Geschichte 25), Berlin, New York 1987, Teil 1, S. 21-96.

sich durch fremde Zeichen außerhalb, und nicht durch eigene Kraft in ihrem Inneren zu erinnern. Also nicht ein Heilmittel für das Gedächtnis, sondern das Wiedererinnern hast Du gefunden. Deinen Schülern verleihst Du aber nur den Schein der Weisheit, nicht die Wahrheit selbst. ...<sup>45</sup>

Im Horizont der alten Schriftkultur Ägyptens und in parodischer Abwandlung der ägyptischen mythologischen Konstellation, dass Thot für den Sonnen- und Schöpfergott schreibt, charakterisiert Platon die Schrift als eine problematische Neuerung, die das lebendige Wort und das Denken gefährdet und die deshalb sehr bewusst nur als ein technisches Hilfsmittel verwendet werden sollte. Die Verortung des Thot bei der griechischen Handelsniederlassung Naukratis (περὶ Ναυκρατίου, 273c)<sup>46</sup> und die Rede einfach von Buchstaben (γράμματα) statt spezifischer von den ägyptischen nichtalphabetischen Schriftzeichen könnten darauf deuten, dass Sokrates-Platon mit dem πατήρ ὡν γραμμάτων hier die griechische Alphabetschrift im Blick hat, die von dem weise urteilenden Ägypter Thamos zurückgewiesen wird.

Jedenfalls verfasste Platon im Phaidros, im Philebus (18b) und im siebenten Brief<sup>47</sup> (340b- 345a<sup>48</sup>) eine ausdrückliche, fundierte Schriftkritik mit so pointierten – und zudem geradezu selbstironisch wirkenden (Platon selbst als Autor und Schreiber der Dialoge!) – Formulierungen wie: „Darum wird jeder ernsthafte Mensch über ernsthafte Dinge sicher nie etwas schreiben und damit seine Sache der Menschen Neid und Unverstand ausliefern.“<sup>49</sup> Nach Platon weiß also der Autor mehr als sein Text<sup>50</sup>, soll deshalb idealerweise Rede und Antwort stehen können und dem Niveau des Lesers gemäß sprechen.

Immerhin schätzte auch Platon die Bedeutung der Schriftlichkeit für die geschichtliche Überlieferung und beschrieb sie als eine Voraussetzung einer Hochkultur. So lässt er im Timaios (21e ff.) einen ägyptischen Priester erzählen:

„... Was nun immer jemals Herrliches oder Großes oder sonst irgend besonders Hervortretendes sich ereignet hat, *findet sich bei uns von alters her in schriftlichen Urkunden in den Tempeln niedergelegt und vor dem Untergang bewahrt.* Anders bei

45 Übersetzung O. Gigon, Platon, Meisterdialoge, Zürich und München 1958, S. 258 f.

46 Einen Überblick bietet A. Möller, Naukratis, in: Der Neue Pauly 8, Stuttgart, Weimar 2000, Sp. 747-749.

47 Die Zuweisung des siebenten Briefes an Platon selbst ist nicht unumstritten. Man hat auch seinem nächsten Umkreis Verfasserschaft zugeschrieben. Zweifellos aber werden hier platonische Gedanken artikuliert.

48 Vgl. etwa: „... wegen der Schwäche des sprachlichen Ausdrucks; darum wird also kein Vernünftiger es wagen, in diese schwache Sprache das von ihm Gedachte zu kleiden, und erst recht nicht in die unbewegliche Form, wie sie dem mit Lettern Geschriebenen eigen ist.“

49 So in Platons siebentem Brief.

50 Dies steht in einem wohl unauflösbaren Spannungsverhältnis zu dem hermeneutische Axiom, dass der Text klüger als sein Autor sei.

euch und den übrigen Völkern: *kaum nämlich, daß es da bis zur Entstehung des Schriftwesens und alles dessen, was sonst die städtische Kultur erfordert, gekommen ist, da ergießt sich schon wieder in periodischer Wiederkehr wie eine Krankheit die Regenflut des Himmels über euch und läßt nur Leute mit dem Leben davonkommen, die vom Schriftwesen nichts verstehen und aller Bildung ledig sind...* (Hervorhebungen LM)<sup>51</sup>.

Hier wird jene die kulturelle Kontinuität stiftende Speicherfunktion der Schrift am Beispiel der für die Griechen so auffälligen wie ehrwürdig-alten Schriftkultur und im Sinne Platons traditionsstarken, veränderungsfeindlichen Kultur Ägyptens<sup>52</sup> gefeiert. Im Anschluss an Platons dezidierte Schriftkritik entfaltete sich in der Antike eine hermeneutische Debatte, denn auch Isokrates sah gewisse Beschränkungen der Schrift<sup>53</sup>, argumentierte aber – gegen Platon – für die Autarkie des Textes<sup>54</sup>. Indem Platon die Bedeutung des Kontaktes Autor – Leser so außerordentlich hoch schätzt, wirkt er modern, auch wenn man heute die Schrift nicht als (schlechteres) Abbild der parole ansieht<sup>55</sup>. So unterstrich J. Derrida, dass die Sprache ähnlich imperfekt wie die Schrift ist, keine Kommunikation frei von Missverständnissen und Ambiguitäten funktioniere und Platon selbst seine Schriftkritik unterminierte, sofern er für das Gedächtnis Metaphern der Schriftlichkeit wie etwa die „leere Wachstafel“<sup>56</sup> gebrauchte<sup>57</sup>. Platons Schriftkritik aus der ersten Hälfte des 4. Jh. v.Chr. entstammt einer Zeit, als sich in Athen der Schriftgebrauch und das Buch weitgehend durchgesetzt hatten und bekommt von daher eine romantische und kulturkonservative Note<sup>58</sup>.

51 Übersetzung O. Gigon, Platon, Spätdialoge, Zürich und München 1969, S. 199.

52 Zu dieser Sicht Platons auf die altägyptische Kultur J. Assmann, Ein Gespräch im Goldhaus über Kunst und andere Gegenstände, in: I. Gamer-Wallert, W. Helck, Gegengabe, FS E. Brunner-Traut, Tübingen 1992, S. 43-60.

53 Dies konzentriert sich auf zwei Punkte: man glaubt Gesprochenem mehr als Geschriebenem und außerdem könnte der Autor selbst Missverständnisse ausräumen.

54 M. Erler, Hilfe und Hintersinn. Isokrates Panathenaios und die Schriftkritik im Phaidros, in: L. Rossetti (ed.), Understanding the Phaedrus, Sankt Augustin 1992, S. 122-137.

55 Für Platon bedeutete die Sprache ein Abbild der Ideen und die Schrift ein Abbild der Sprache. Entsprechend entfernt schien ihm die Schrift von den Ideen (nämlich als Abbild eines Abbildes). Gegenwärtig wird die Schrift sehr viel stärker als ein eigenwertiges System wahrgenommen. Die Differenz zwischen Geschriebenem und Gesprochenem betonte C. Hagège, Der dialogische Mensch – Sprache – Weltbild – Geschichte, Hamburg 1987, S. 72-99; die Thematik spielt eine große Rolle im Werk von R. Barthes, vgl. Die Körnung der Stimme, Frankfurt 2002, passim. Zwar kann Schrift mit R. Jakobson durchaus noch immer als ein Ersatz für gesprochene Sprache gelten, doch bietet sie zugleich ein eigenwertiges System und eine gegenüber dem Sprechen eigenständige Symbolform, in dem das Medium, die Zeichen und verschiedene soziale Konventionen einen gewissen Einfluss auf die Sprache ausüben und entsprechend besondere Regeln und Interesselagen gelten, die stark auf die Sprache einwirken können.

56 Diese Metapher bespricht H. Weinrich, Lethe. Kunst und Kritik des Vergessens, München 1997, S. 35 f.

57 J. Derrida, Plato's Pharmacy, in: Dissemination, Chicago 1981, S. 61-171.

58 Besonders weit wurde die in eine allgemeine Zivilisationskritik eingebettete Schriftskepsis im alten China geführt, sofern es im Dao de-jing, Kap. 80 heißt: „...das Schreiben schafft

Zwar ist aus dem Bereich des Alten Orients Platons Überlegungen vor-derhand nichts Gleichartiges an die Seite zu stellen, doch wurden in diesen Kulturen einzelne schriftkritische Aspekte thematisiert, auch die fehlende Lebendigkeit der verschrifteten Botschaft. In diesen Texten ging es weniger um eine spezifische Schriftproblematik, sondern vielmehr um generelle Probleme der Kommunikation, insbesondere Verrat und Fiktion im Medium Schrift<sup>59</sup>. Diese Aspekte werden in den nächsten beiden Kapiteln aufgerollt.

## V. Schrift als Mittel verdeckter Denunziation. Bedrohliche Briefe

„...und gab ihm mit verhängnisvolle Zeichen“  
(Bellerophon-Episode der Ilias)

Briefe können in besonderer Weise als geronnene Mündlichkeit im Dienst der Fernkommunikation gesehen werden<sup>60</sup>. Briefe und briefähnliche Kommunikation<sup>61</sup> bildeten im Altertum ein wesentliches Betätigungsfeld der schriftlichen Kommunikation.

In spezifischer Weise problematisiert das Motiv des denunziatorischen Briefes die Instrumentalisierung des Fernkommunikationsmittels Schrift zur vor anderen geheimgehaltenen und der sozialen Kontrolle entzogenen – boshaften – Botschaft. Wie im Folgenden gezeigt werden soll, kann dieses folk-tale-Motiv<sup>62</sup> in seinem Ursprung mit hoher Wahrscheinlichkeit konkret in Mesopotamien und damit einer der beiden ältesten Schriftkulturen verankert werden. Die in der abendländischen Tradition berühmtesten Fälle des

---

ab, lehrt die Menschen wieder «Knotenschrift» ...». Diese Problematik im weiteren Kulturvergleich genauer aufzufächern, bedeutete eine sicher lohnende Herausforderung.

- 59 Es gehört zur Emanzipation der Schrift von der primären Datenübermittlung – insbesondere Eigennamen, Objektsbezeichnungen und Zahlen –, dass allmählich auch Lügen und andere Fiktionen graphisch materialisiert wurden. Eigennamen, Objektsbezeichnungen und Zahlen sind sowohl in Ägypten als auch in Mesopotamien die ältesten von der Schrift erfassten Wortarten. Dies verstehe ich als Stadium der Frühschrift, während in der entwickelten Schrift auch Verben und grammatikalische Elemente wie Partikel und Pronomina fixiert wurden. Erst damit wurde die Niederschrift kohärenter Texte möglich, und damit stieg das autoreflexive Potential der Sprache in der Schrift (und somit auch die Fähigkeit zu Lüge und Fiktion) dramatisch an. Eine historische Unterscheidung dieser Schriftstufen erarbeitet L. Morenz, *Bild-Buchstaben*, 2004, 278-292.
- 60 Wie stark diese Perspektive schon in den Alten Kulturen relevant war, zeigt das in Kap. III besprochene Szenarium aus der Rechtserzählung von dem beredten Oasenmann. Dabei kann für unser jetziges Anliegen auf einem anderen Blatt stehen, dass einem Brief durch die Verräumlichung der Sprache besondere Potenzen innewohnen, er z.B. mehrfach gelesen und bedacht werden kann.
- 61 In einem gewissen Sinn sind z.B. auch Grabinschriften briefartig, L.D. Morenz, *Geschichte(n) der Zeit der Regionen (Erste Zwischenzeit) im Spiegel der Gebelein-Region – Eine fragmentarische dichte Beschreibung*, Habil., Tübingen 2001 (wird zum Druck vorbereitet), Kap. IIIb.1.e) *Layout der Steintafeln – (Schein-)Tür oder monumentalisierte „Brief“*.
- 62 S. Thompson, *Motive Index of Folk-Tale Literature 1 – 6*, Kopenhagen 1955-58, Band 4, 303, K 511; 359 K 978; 369 K 1087.

denunziatorischen Briefes stellen neben Hamlet<sup>63</sup> aus der Hebräischen Bibel Uria's Tod und aus der Ilias Bellerophon's Kämpfe dar. Beide stammen aus der ersten Hälfte des 1. Jt. v.Chr.<sup>64</sup> In 2. Sam 11 heißt es lakonisch:

„Am anderen Morgen schrieb David einen Brief an Joab und sandte ihn durch Uria. Er schrieb aber in dem Brief: Stellt Uria vorne hin, wo der Kampf am härtesten ist, und zieht euch hinter ihm zurück, dass er erschlagen werde und sterbe.“

Der biblische Text schildert einen mittels der Schrift inszenierten Mord, dessen Perfidie noch wesentlich dadurch gesteigert ist, dass der Betroffene selbst als Überbringer der Botschaft instrumentalisiert wird. Seine üble Verwendung lässt das ansonsten in der Hebräischen Bibel neutral oder positiv konnotierte Medium Schrift – hier genügt ein Hinweis auf das Konzept des selbst schreibenden Gottes<sup>65</sup> – eher zwielichtig erscheinen und zeigt zumindest, dass man sich der Möglichkeit schlechter Verwendungsweisen von Schrift bewusst war. Deutlicher explizit wird die Schriftproblematik in der Bellerophon's Episode der Ilias. Der gegen den scheinbaren Ehebrecher Bellerophon's – eine Inszenierung des Potiphar-Motivs – erzürnte Proitos

„sandte ihn auf nach Lykien und gab ihm mit verhängnisvolle Zeichen (σηματα λυγρα), eingravierend (γραθα“) viele zerstörerische Dinge in ein gefaltetes Doppeltäfelchen“ (VI, 168-9).

Der Held erweist sich aber in der gefährlichen Situation als ein gottbegnadetes Glückskind mit dem Todesbrief<sup>66</sup> und überlebt. Mit Blick auf den orientalischen Kontext der Bellerophon's-Sage<sup>67</sup> steht im Hintergrund der „verhängnisvollen Zeichen“ m.E. deutlich die Vorstellung von einer echten Schrift. Allerdings sollte in diesem Doppelvers an für die Griechen fremde, semitische Schrift gedacht werden, eventuell Keilschrift oder noch eher

63 So etwa bei Saxo Grammaticus, bei Shakespeare erscheint die Szene etwas verkürzt.

64 Die Episode um Bathseba, Uria und David steht in 2. Samuel 11, wobei hier nicht näher auf das komplexe Problem der literarischen Wachstumsstufen der Samuelbücher eingegangen werden kann. Es genügt festzuhalten, dass die Episode zwar wohl vordeuteronomistisch (also vorexilisch) ist, andererseits aber gegen P. Frei, Die Bellerophon'ssage und das Alte Testament, in: B. Janowski, K. Koch, G. Wilhelm (Hrsg.), Religionsgeschichtliche Beziehungen zwischen Kleinasien, Nordsyrien und dem Alten Testament, Orbis Biblicus et Orientalis 129, Freiburg 1993, S. 39-65, nach der neueren alttestamentlichen Forschung kaum in das 10. Jh. v.Chr. datiert werden kann. Am Ende des 7. Jh. wurde der 6. Gesang in die Ilias eingefügt, wobei das Bellerophon's-Thema wohl auf ein verlorenes Gedicht des Eumelos von Korinth zurückgeht (P. von der Mühl, Kritisches Hypomnema zur Ilias, 1952, 112 ff.). Danach wurde es in der attischen Tragödie aufgegriffen.

65 Eine Untersuchung von E. Bosshard-Nepustil zu dieser Problematik ist in Vorbereitung.

66 J. Schick, Das Glückskind mit dem Todesbrief 1 und 2, Berlin 1912 und Leipzig 1932. Dies ist eine großartige Materialsammlung zu dem Motiv aus verschiedensten Kulturen der Welt.

67 Für den nichtgriechischen Namen des Helden liegt bisher keine sichere Etymologie vor und selbst die Herkunftssprache des Elementes „Bello“ muss derzeit als ungeklärt gelten, Diskussion bei P. Frei, Die Bellerophon'ssage, 1993, S. 49 mit Anm. 36.

Luwisch bzw. Lykisch (Verortung des Bellerophon!), während ein gelegentlich angenommener Bezug auf das Linear B<sup>68</sup> im Blick auf den unten ausführlicher zu diskutierenden Anatolienbezug der Bellerophon-Geschichte historisch sehr viel weniger wahrscheinlich ist. Die umschreibende Rede von diesen „verhängnisvollen Zeichen“ könnte die Perspektive des illiterat zu denkenden, als Griechen aus dem heroischen Zeitalter konzipierten Bellerophon indizieren, der selbst die Botschaft nicht entziffern konnte. Im Nahkontext der metaphorischen Rede von den „verhängnisvollen Zeichen“ (σηματα λυγρα) fällt ein Wortspiel zwischen λυκια – „Lykien“ – und λυγρα – „verhängnisvoll“ – auf. Hier dürfte die geographische Situierung die Wortwahl λυγρα beeinflusst haben, wobei Phonetik und Semantik besonders eng ineinander spielen<sup>69</sup>. Das Motiv des Proitus-Briefes steht in der ganzen archaischen Epik auffällig isoliert<sup>70</sup> und weist in den Orient. Die griechische Version des Bellerophon-Textes stammt aus einer Zeit, in der die Griechen mehr oder weniger mit Schrift bekannt waren, wobei die Wortwahl ganz deutlich auf eine Fremdheit, ja Gefährlichkeit dieses Zeichensystems verweist. Man könnte in dem Motiv sogar einen Abglanz der Zeit der Begegnung der noch illiteraten Griechen mit den schriftkundigen Semiten sehen, wobei der Grieche Proitus die Schrift direkt oder indirekt durch seine lykische Frau gelernt haben könnte. Bellerophon gerät jedenfalls mit Blick auf den Brief in eine ähnliche Rolle wie der eingangs zitierte Indianer aus der Geschichte von J. Wilkins.

Die Bedeutung, die die Griechen selbst dem Briefmotiv in der Bellerophon-Geschichte zuschrieben, zeigt sich in der Vasenmalerei der klassischen Kunst. Bellerophon wurde mit einem Brief in seiner Hand sowohl beim Abschied von Proitos (Abb. 2)

als auch beim Luftritt auf dem Pegasos zum Palast des Iobates (Abb. 3) gezeigt, und auch das Lesen des Briefes in Lykien wurde dargestellt<sup>71</sup>. Durch die bildlichen Darstellungen wird deutlich, dass zumindest die Griechen der klassischen Zeit an einen „normalen Brief“ dachten.

Den bisher ältesten Beleg für das Motiv des denunziatorischen Briefes bietet die sumerische Sargon-Legende aus dem 3. Jt. v. Chr. Demnach versuchte Ur-Zababa, der Herrscher der Stadt Kisch, nach einem ersten misslungenen Anschlag auf Sargon diesen unaufhaltsam aufsteigenden Liebbling der Göttin Inanna mittels einer brieflichen Botschaft an Lugal-zagesi, den Herrscher von Uruk, aus dem Weg zu räumen.

68 Etwa G.S. Kirk, *The Iliade, A Commentary*, Vol. II, books 5-8, Cambridge 1990, S. 181 f.

69 Solche Wort-Sinn-Spiele waren gerade auch im Alten Orient einschließlich Ägyptens ausgesprochen verbreitet und bildeten ein wichtiges rhetorisches Stilmittel.

70 Dies führte zu Bewertungen wie der von A. Heubeck, *Schrift*, in: *Archaeologica Homerica III*, Kap. X, Göttingen 1979, S. 146: „die in Griechenland neu gewonnene Kunst des Schreibens muß den Dichter der Ilias fasziniert haben; nur so scheint es erklärbar, daß er diesem epochemachenden Phänomen einen Platz in seiner Dichtung gegeben hat“. Da, wie im Folgenden gezeigt wird, das Motiv selbst aber sehr viel älter ist und aus dem Alten Orient übernommen wurde, kann aus dieser Passage keine irgendwie sichere Datierung der griechischen Schrift in Bezug auf Homer abgeleitet werden.

71 K. Schefold, *Die Urkönige, Perseus, Bellerophon, Herakles und Theseus in der klassischen und hellenistischen Kunst*, München 1988, S. 123 f.





ABB. 2: BELLEROPHON BEIM ABSCHIED VON PROITOS

Im Blick auf das Briefmotiv sind bis in den sprachlichen Bereich hinein enge Beziehungen zu dem oben besprochenen, älteren Enmerkar Epos zu konstatieren. Auch hier wird eine medientechnische Innovation poetisch thematisiert, nämlich der Briefumschlag<sup>72</sup>. Dabei wird mit dem Szenarium<sup>73</sup> gespielt, dass seit der Schrifterfindung Enmerkars Tontafeln noch ohne Hülle verschickt wurden, dass aber den Ur-Zababa die Not erfinderisch gemacht habe und er zur Täuschung des Sargon den die böse Botschaft buchstäblich verhüllenden Briefumschlag erfand. Im historischen Rückblick ist allerdings anzumerken, dass entgegen dieser mytho-historischen Konstruktion im Alten Orient eine Art Briefumschläge bereits in der noch protoschriftlichen Zeit verwendet wurden. Trotzdem zeigt sich hier ein Bewusstsein und Interesse für mediengeschichtliche Entwicklungen. Beide in der sumerischen Literatur mit Entwicklungen der Schriftlichkeit verbundene Herrscher, Enmerkar und Ur-Zababa, sind in den literarischen Texten als trickreich und zumindest ambivalent konzipiert<sup>74</sup>. Einen sicher nicht unwichtigen historischen

72 Ich schließe mich der philologischen Interpretation von B. Alster, A Note on the Uriah Letter in the Sumerian Legend, in: Zeitschrift für Assyriologie 77, 1987, S. 169-173, an.

73 Diese Briefepisode ist nach der Sargon-Episode bereits der zweite Anschlag auf das Leben des Sargon. Zuvor sollte er in einem Schmelzofen umkommen. Auch dies ist als folk-tale-Motiv bekannt, V. Afanasjeva, Das sumerische Sargon-Epos. Versuch einer Interpretation, in: Altorientalische Forschungen 14, 1987, S. 237-246.

74 Für Enmerkar wird dies besonders in der Gutäer-Legende (J. Goodnick-Westenholz, Legends, 1997) deutlich. Die aus der Zeit des Enmerkar selbst überlieferten Texte aus dem Bereich der Administration und Repräsentation bieten für diese Charakterisierung keine Anhaltspunkte. Da nur ein Bruchteil überliefert ist, können wir keine genaueren Aussagen darüber treffen, wie sehr historische Figuren fiktionalisiert bzw. wie stark historische Erinnerungen aufgriffen wurden.



ABB. 3: BELLEROPHON BEIM LUFTRITT AUF DEM PEGASOS ZUM PALAST DES IOBATES

Hintergrund des tückischen Briefes von Ur-Zababa an Lugal-zagesi bietet die seit dem 3. Jt. in Mesopotamien geübte Praxis der diplomatischen Korrespondenz zwischen den Staaten. Anders als bei verschiedenen kulturell unspezifischen und mehr oder weniger allgemein menschlichen Märchenmotiven kann deshalb der Ursprungsbereich des schriftkritischen Motivs mit ziemlicher Sicherheit bestimmt werden: der Alte Orient als Kernland der frühen Schrift im 3. Jt. v.Chr. Andererseits besteht sogar die Möglichkeit, dass der anonyme Autor der Sargon-Legende das Motiv geschöpft haben könnte. Schließlich kann ein Rückgriff auf eine noch etwas ältere Tradition zumindest nicht ausgeschlossen werden, doch fehlen irgendwelche Indizien in diese Richtung.

Darüber hinaus können wir aus der Überlieferung in Ilias und Hebräischer Bibel mit hoher Wahrscheinlichkeit auf eine nicht erhaltene eisenzeitliche anatolische Version<sup>75</sup> schließen und die folgende Überlieferungskette rekonstruieren:

3. Jt.	*ältere Vorläufer des Briefmotivs in nicht erhaltenen Erzählungen aus Mesopotamien? <sup>76</sup>
	↓
3./2. Jt.	Sumerisch überlieferte Sargon-Legende (Briefmotiv aus einem Kernland der Schriftlichkeit) <sup>77</sup>
	↓
2. Jt.	*unbekannte Zwischenglieder des Briefmotivs

<sup>75</sup> Das lykische Kolorit des Bellerophon(tes)-Stoffes ist immer wieder in der Forschung gesehen worden, P. Frei, Die Bellerophontessage, 1993. Für Uria ist darauf hinzuweisen, dass er als „Hethiter“ bezeichnet wurde, also von dem Autor dieser Passage des 2. Samuelbuches mit Kleinasien verbunden wurde (Hethiter im alttestamentlichen Sprachgebrauch unterscheidet sich von den historischen Hethitern des 2. Jt. v.Chr. und bezieht sich auf deren Nachfolger im 1. Jt. v.Chr.)

	aus Mesopotamien? <sup>78</sup>
	↓
2./1. Jt.	*anatolische eisenzeitliche Version des Briefmotivs <sup>79</sup>
	↓
erste Hälfte 1. Jt.	Uria <sup>80</sup> Bellerophon *Eumelos von Korinth *nicht erhaltene VI. Gesang der Ilias bzw. noch nicht bekannte Texte attische Tragödie
	↓
bis Gegenwart	zahlreiche Belege in Erzählungen und nicht zuletzt auch Märchen aus verschiedenen Kulturen <sup>81</sup>

Im konkreten Einzelfall bleibt immer wieder kritisch zu eruieren, ob das Briefmotiv eine literarische Fiktion darstellt, oder ob dahinter eventuell doch eine konkrete Praxis stand. Die Fortwirkung von Texten wie Ilias und Hebräischer Bibel dürfte wesentlich zur Verbreitung des Motivs denunziatorischer Brief in verschiedene Texte – insbesondere in Märchen – geführt haben. Das Todesbrief-Motiv jedenfalls wurde in verschiedenen Texten immer wieder in den Kontext von Herrschaft und Macht gestellt. Dabei wird die Schrift als ein illegitim eingesetztes Machtmittel charakterisiert, und ein entsprechendes Zwielficht fällt auf sie. Ein naher Verwandter des denunziatorischen Briefes ist der gefälschte Brief. Die klassischen Tragiker entwarfen das Szenarium des sich an Palamedes rächenden Odysseus. Danach soll er im Zelt des Palamedes einen gefälschten Brief und Gold versteckt haben, der einen geplanten Verrat an die Trojaner vortäuscht<sup>82</sup>. Als einem möglichen historischen Hintergrund dieses Motivs kann entweder an eine echte oder vorgebliche verräterische Korrespondenz von Griechen und Persern im 5. Jh. v.Chr. gedacht werden, da dieses Thema die zeitgenössische Diskussion sehr beschäftigte. Aufgrund dieser List des Odysseus wird Palamedes von den Griechen gesteinigt. Mit dem Verrat-Motiv wird die Schrift gegen ihren Erfinder-Heros gekehrt<sup>83</sup> – dies zeigt ein offen kritisches bzw. mindestens supplementär subversives Auge der Dichter für diese Kulturtechnik.

82 C.W. Müller, Der Palamedesmythos im „Philoktet“ des Euripides, in: Rheinisches Museum 133, 1990, S. 193-209; zur bildlichen Überlieferung: K. Schefold, Die Sagen von den Argonauten, von Theben und von Troia in der klassischen Kunst, München 1989, S. 162 f.

83 Palamedes als Schrifterfinder bereits bei Stesichoros (fr. 34 schol. in Dionys Trac. 185, 6), oder später auch Hyg. fab. 277, Tacitus, Annalen 11, 14; weitere Belege bietet F. Dornseiff, Das Alphabet in Mystik und Magie, Leipzig 1925, S. 8, Anm. 3.

## VI. Schrift und Lüge. Darstellungen im Horizont der Ewigkeit

„Wer von Euch für diese gefälligen Worte noch  
zu jung ist ...“

(Selbst-Präsentation des Henku,  
spätes 3. Jt. v.Chr.)

Die heimtückische Verwendung von Schrift konnte am Motiv des denunziatorischen Briefes bis in die zweite Hälfte des 3. Jt. v.Chr. zurückverfolgt werden. Ähnlich weit reicht der Fiktionalitätsverdacht zurück, der in Ägypten insbesondere im Rahmen von Grabinschriften thematisiert wurde.

Seit dem späten Alten Reich, also der zweiten Hälfte des 3. Jt. v.Chr., wurde in der ägyptischen funerären Kultur grundsätzlich mit kritischen Lesern gerechnet. Ihnen versuchten die Autoren mit paratextuellen sprach- und schriftreflexiven Kommentaren zu begegnen. Veranlaßt von der wachsenden Narrativierung der funerären Selbst-Präsentationen schlich sich offenbar allmählich ein Fiktionalitätsverdacht ein, dem durch Fiktionalitätsbehauptungen entgegengearbeitet wurde. Dazu gehört insbesondere die Wahrheitsbeteuerung<sup>84</sup>. Seit dem späten Alten Reich schließen monumental in Gräber geschriebene Selbst-Präsentationen gelegentlich mit Beteuerungen wie:

„Ich spreche in wahren Worten, Nicht sage ich es als Großmaul  
(*c3 r c*)“<sup>85</sup>.

Einmal wird der Actor sogar ganz dezidiert gegen andere Sprecher abgesetzt, die gleich eingangs der Selbst-Präsentation als unglaubwürdig hingestellt werden:

„Was alle Leute prahlen ist Lüge, ist, was sie gar nicht getan haben. Alles aber, was ich getan habe vor jedermanns Augen steht leuchtend vor (der Stadt) Assiut“<sup>86</sup>.

Im Kontrast gegen die anderen wird ein besonderer Pakt zwischen Autor und Leser zu stiften und besondere Glaubwürdigkeit zu generieren versucht. Solche Formeln besagen aber gerade nicht notwendig, dass das Behauptete auch wirklich wahr sein muss, sondern die Glaubwürdigkeit hängt wesentlich an dem Vertrauen, das Leser und Hörer dem Sprecher/Schreiber entgegenbringen. Die Wahrheit einer Lebensdarstellung können bestenfalls Zeitgenossen genauer beurteilen, weshalb Henku den späteren Generationen ihre „Väter“ als Hermeneuten seiner Selbst-Präsentation empfiehlt:

84 L. Coulon *Véracité et rhétorique dans les autobiographies égyptiennes*, in: *Bulletin d'Institut Française d'Archéologie Orientale* 97, 1997, S. 109-138.

85 Selbst-Präsentation des „Pepi-anch, der Mittlere“ in seiner Grabinschrift aus Meir, nach K. Sethe, *Urkunden des Alten Reiches*, Leipzig 1933, S. 224, Z. 18.

86 Selbst-Präsentation des Chety, Assiut, Grab V, Z. 1 f.

„Wer von Euch für diese gefälligen (*ndm*) Worte noch zu jung ist – dein Vater (*jt*) kann es dir erklären (*dd*)“<sup>87</sup>.

Das Wort „Vater“ (*jt*) rekurriert hier primär auf die unmittelbare Bezeugung durch das noch selbst Erlebte, während auf zweiter Ebene zugleich stärker metaphorisch ein Hoffen auf Tradition inhäriert wird, die weit über die eigene Lebenszeit hinaus in die Kette der Generationen reicht. In den Varianten der Wahrheitsbezeugung<sup>88</sup> zeigt sich ein ausgesprochen reflektiertes Verhältnis zum geschriebenen Wort<sup>89</sup>, und gelegentlich wurde wie bei Henku artikuliert, dass das Geschriebene im Sinne von Platons Kritik an der Schriftlichkeit der Auslegung bedürfe. Mindestens implizit steckt darin die Annahme, dass ein Text nicht nur vom Autor sondern wesentlich auch vom Rezipienten konstruiert wird<sup>90</sup>. Mit den Mitteln der Schrift wird in den Wahrheitsbeteuerungen noch über die Grenzen der Schrift – in diesem Fall den Fiktionalitätsverdacht – hinauszukommen versucht. Dies zeigt, wie bewusst sich zumindest manche altägyptische Autoren sowohl der Möglichkeiten als auch der Grenzen des Mediums Schrift waren.

## Abschließende Überlegungen

„Ihre Namen wären vergessen –

aber die Schrift veranlasst, dass man sich ihrer erinnert“ –

so wird von acht zentralen kulturstiftenden Weisen der Vergangenheit in einem Text aus dem ägyptischen Neuen Reich gesagt<sup>91</sup>. Die Möglichkeit, Ideen zu fixieren und Sprache abzubilden, erscheint im distanzierten Rückblick sowohl auf die Herausbildung der Schrift als auch die verschiedenen

87 Selbst-Präsentation des Henku in der Grabinschrift aus Deir el Gebrawi, Z. 17 = K. Sethe, *Urkunden des Alten Reiches*, Leipzig 1933, S. 78, Z. 1-3.

88 Ähnliche Formulierungen bieten auch Texte des Mittleren Reiches. So heißt es in der Selbst-Präsentation des Generals Ni-su-Menthu (Louvre C 1) aus der frühen XII. Dynastie:

„Was betrifft die Worte dieses Denksteins:  
Das Bezeugte ist es von dem, was geschehen ist,  
Ohne Ruhmrednerei, ohne Lüge dabei.“  
(L. Morenz, *Beiträge*, 1996, S. 32 f.).

Die Beteuerung wahren Berichtens setzte sich in Ägypten auch in Texten des Neuen Reiches fort, A. Hermann, *Die Stelen der thebanischen Felsgräber der 18. Dynastie*, Ägyptologische Forschungen 11, Glückstadt, Hamburg, New York 1940, S. 143 f.

89 Nach einer allgemeineren anthropologischen Hypothese ist die Beteuerung von Wahrheit und Wirklichkeit typisch für die Oralität und drang erst sekundär und verhältnismäßig spät in die Welt der Archive und Bibliotheken ein, Z. Baumann, *Story Performance and Event: Contextual Studies of Oral Narrative*, Cambridge 1986, S. 20 f., 28, 99-101.

90 U. Eco, *Lector in Fabula. Die Mitarbeit der Interpretation in erzählenden Texten*, München 1990, ders., *Zwischen Autor und Text. Interpretation und Überinterpretation*, München 1996.

91 Papyrus Chester Beatty IV, Verso 3, 10-11. Diese mytho-historisch konzipierten Figuren können weitgehend mit historischen Personen geglichen werden.

Reformen und Neuansätze – nicht zuletzt die phönizisch-griechische, das Hauptthema dieser Tagung – als ein geradezu dramatisches medientechnologisches Ereignis im Rahmen eines komplexen kulturellen Prozesses. Für die an den Anfängen unmittelbar Beteiligten dürften die weitreichenden Folgen unabsehbar gewesen sein. Wie etwa die ersten Züchter der Kulturpflanzen verfielen auch die ersten Schöpfer und die frühen Reformatoren der Schrift der Vergessenheit der Nachwelt. In einem vom Phänomen Schrift faszinierten Rückblick konstruierte sich diese Nachwelt aber ihre Erfinder-Heroen wie in Mesopotamien den mytho-historischen König Enmerkar von Uruk oder auch ihre kulturstiftenden Götter wie in Ägypten Thot selbst. Die Schrift war, wie im ersten Teil ausgeführt, dominant positiv konnotiert. Nur im Rahmen dieser außerordentlich hohen Wertschätzung sind die hier diskutierten mehr oder weniger schriftkritischen Stimmen aus dem Alten Orient, Ägypten oder Griechenland zu vernehmen und bekommen erst in diesem Kontext ihre spezifische Bedeutung. Dies gilt auch für das Palamedes von den Tragikern zuge dachte Schicksal. Dieser als Schrifterfinder konzipierte Kulturheros erscheint spezifisch mit den eigenen Waffen geschlagen, wurde er doch ausgerechnet aufgrund eines gefälschten Briefes gesteinigt. Dieses schriftkritische Motiv macht deutlich, wie zweischneidig viele bahnbrechende technologische Erfindungen sind und dass aller menschlichen Kommunikation nicht nur ein potentiell es Scheitern, sondern auch radikale Gefährdung innewohnen.



## Eva Cancik-Kirschbaum

### „Der Anfang aller Schreibkunst ist der Keil“<sup>1</sup>

Das ‚Alphabet‘ ist ein komplexes kulturtechnisches Phänomen, seine Episteme seit der Antike Gegenstand wissenschaftlicher Forschung wie spekulativer Betrachtung. Die Bedeutung des griechischen Schriftsystems und seiner Derivate für die jüngere europäische Schrift- und Schriftkulturgeschichte ist evident. Wird jedoch ebendiese Wirkungsgeschichte zum Maßstab der allgemeinen Schrift-, gar Kulturgeschichte erhoben, entsteht leicht ein einseitiges Bild. Zwei Beispiele aus der jüngeren Forschungsgeschichte seien hier herausgegriffen.

1. Richard Harder schreibt in seiner *Die Meisterung der Schrift durch die Griechen* betitelten Abhandlung zur Kulturbedeutung der griechischen Schrift: „Indem der griechische Erfinder aus den orientalischen Systemen mit rücksichtsloser Folgerichtigkeit die reine Buchstabenschrift entwickelte, ersetzte er eine schlecht gebastelte, schwerfällig knarrende Luxusmaschine durch ein taugliches Werkzeug von überzeugender Einfachheit.“<sup>2</sup>
2. In Eric A. Havelocks Werk *Schriftlichkeit. Das griechische Alphabet als kulturelle Revolution* heißt es: „Die Erfindung des griechischen Alphabets, anders als alle früheren Systeme einschließlich des phönizischen, stellte ein Ereignis in der menschlichen Kulturgeschichte dar, dessen Bedeutung immer noch nicht vollständig erfasst ist. Sein Erscheinen trennt alle vorgriechischen Zivilisationen von den nachgriechischen. Auch wenn man berücksichtigt, dass frühere Schriftsysteme relativ erfolgreich waren und dass die griechische Erfindung zu einem gewissen Grad aus ihnen hervorgegangen ist, gilt nichtsdestoweniger, dass es im griechischen System zum ersten Mal möglich wurde, alle möglichen Formen linguistischer Aussagen flüssig zu dokumentieren und flüssiges Wiedererkennen zu erreichen, das heißt flüssiges Lesen des Geschriebenen, und zwar für die Mehrheit der Bevölkerung.“

1 Mesopotamische Lehrerweisheit, überliefert in sumerischer und akkadischer Sprache.

2 Harder, Richard, *Die Meisterung der Schrift durch die Griechen*, in: Das neue Bild der Antike I, hg. von H. Berve, Leipzig, 1942, S. 91-108, auch in: *Richard Harder, Kleine Schriften*, hg. von Walter Marg, München 1960, S. 81-97. Hier zitiert nach dem Abdruck bei Gerhard Pfohl, *Das Alphabet. Entstehung und Entwicklung der griechischen Schrift*, Darmstadt, 1968, 271. Dort auch S. 279-280: "Ein vereinbartes System von Zeichen ist sachgemäß, wenn es größte Eindeutigkeit mit größter Sparsamkeit vereint. Dies Ziel ist durch den griechischen Schrifterfinder, und erst durch ihn, erreicht. Nicht als wäre seine Lösung theoretisch makellos; aber für den praktischen Gebrauch ist sie eine Endlösung, der Triumph eines Denkens von mathematischer Klarheit und technischer Prägnanz."



Auf dieser Möglichkeit beruhen die Grundlagen jener beiden Formen des Wissens: Literatur im nachgriechischen Sinne und Wissenschaft ebenfalls im nachgriechischen Sinn.<sup>3</sup>

Harder wie Havelock verweisen zwar auf die altorientalischen Wurzeln des griechischen Alphabets. Doch ist es griechischer Geist, der aus den umständlichen, auf Schreibereliten zugeschnittenen Schriftsystemen des orientalischen Despotismus jenes demokratische Medium von genialer Schlichtheit formte und damit wirkliche Literatur und Wissenschaft erst möglich gemacht hat.

Nun ignoriert eine solche Sehweise in vieler Hinsicht nicht nur die zahlreichen nicht minder leistungsfähigen und folgenreichen Schriftsysteme außerhalb Europas.<sup>4</sup> Sie verkennt auch die historische Situation des griechischen Alphabetes selbst: die Übernahme der linearen Buchstabenschrift ist Teil umfangreicher und bereits viele Jahrhunderte währender kultureller Transferbeziehungen auf den Gebieten von Handel, Literatur, Wissenschaft, Kunst und Religion. Der enge Kontakt mit den Kulturen des Alten Vorderen Orients und Ägyptens war ein wichtiger Beitrag zur Entwicklung der jungen Kulturen des östlichen Mittelmeerraumes. Die Epen Homers und Hesiods sind ein Beispiel für die Lebendigkeit und Fruchtbarkeit dieser Beziehung.<sup>5</sup>

## 1. Keil-Schrift-Kulturen

[1] Mit dem Alten Vorderen Orient wird ein Schriftraum in den Blick genommen, der im Laufe von etwa dreieinhalb Jahrtausenden verschiedene Schriftsysteme und eine beeindruckende Schrift-Kultur hervorgebracht hat. Die Ausbildung der unterschiedlichen Schriftsysteme erweist sich in der historischen Synopse immer wieder als Reaktion auf gesellschaftliche Bedürf-

3 Havelock, Eric A., *Schriftlichkeit. Das griechische Alphabet als kulturelle Revolution*, Weinheim, 1990, 77-78 (engl. Originalausgabe *The Literate Revolution and its Cultural Consequences*, Princeton, 1982). Ders., *The Muse learns to write. Reflections on Orality and Literacy from Antiquity to Present*, New Haven / London, 1986. Mit einem besonderen Akzent auf der Bedeutung des griechischen Alphabets für die Verschriftung der homerischen Epen s. Powell, Barry P., *Homer and the Origin of the Greek Alphabet*, Cambridge / New York / Port Chester / Melbourne / Sydney, 1991.

4 Unter den kritisch zu erörternden Punkten sei hier nur auf das Problem Schrift und Literalität hingewiesen, das im Rahmen dieses Beitrags nicht behandelt werden kann. William M. Senner warnt zu Recht vor einer allzu raschen Gleichsetzung 'Alphabet' = 'Demokratie': „(...) one should carefully consider the hypothesis that the invention and acquisition of the alphabet brought about the democratization of writing for the masses and ensured the foundations for universal literacy. The examples provided by Chinese, a nonalphabetic script which spawned one of the most literate cultures of the world, and Ogham, an alphabetic script which remained exclusive property of a handful of scribes, raise some important questions about preconditions and presumptions. . . .“, in: „Theories and Myths on the Origins of Writing: A Historical Overview“, in: *The Origins of Writing*, Lincoln / London, 1989, S. 8-9.

5 Einen nützlichen Einblick in den Stand der Debatte auf dem Gebiet der Literatur bietet Walter Burkert, *Die Griechen und der Orient. Von Homer bis zu den Magiern*, München, 2003.

nisse, die sich im Laufe der Zeit verändern.<sup>6</sup> Die Lösungen, die gefunden bzw. verworfen werden, sind zunächst auf diesem Hintergrund zu sehen und nicht als historische Etappen auf dem Weg zu einem wie immer gearteten Schriftideal.

Die Benennung „Keilschrift(en)“ erfasst mehrere, typologisch heterogene Schriften, die seit dem ausgehenden vierten Jahrtausend v.Chr. bis in das erste nachchristliche Jahrhundert in den Regionen des Vorderen Orients in Gebrauch waren – eine Zeitspanne, die das griechische Alphabet und seine Derivate erst mit dem Eintritt in das vierte nachchristliche Jahrtausend erreichen werden. Gemeinsam ist den Keilschriften ein äußerliches Kriterium, nämlich die Komposition der einzelnen Schriftzeichen (Grapheme) aus ‚keilförmigen‘ Elementen (lateinisch *cune*). {Abb. 1} Die formalen Charakteristika dieser Schriftart sind bedingt durch ihr ursprüngliches und wichtigstes



ABB. 1: TONTAFEL MIT KEILSCHRIFT

(SEIPEL, W.: *Der Turm zu Babel: Ursprung und Vielfalt von Sprache und Schrift*. (AUSSTELLUNGSKATALOG). WIEN, 2003.)

Beschreibmaterial, den Ton, und die hierfür entwickelte Schreibtechnik. Mit Hilfe eines speziell zugerichteten ‚Griffels‘ (meist) aus Rohr erzeugte man Einkerbungen und Eindrücke in dem lederharten Material. Die ausgeprägt keilförmigen Zeichen, die zu der modernen Benennung der Schriftart als „Keilschrift“ führten (im Unterschied bspw. zu Linear-Schrift oder Knoten-

6 „Die Schrift als menschliche Kulturleistung soll nicht als von den handelnden Aktanten abgetrenntes Resultat cartesianisch zum Objekt sui generis isoliert, sondern als Ausdruck gesellschaftlich-geschichtlicher Praxis menschlicher Subjekte gesehen werden“. Ehlich, Konrad, „Schriftentwicklung als gesellschaftliches Problemlösen“, in: *Zeitschrift für Semiotik* 2, 1980, S. 335-359, zit. S. 336.

Schrift), sind freilich das Ergebnis schrifttechnischer Evolutionsprozesse. Die Geschichte der Keilschrift zeigt, dass dieser Keilschrift im strengen Sinne eine Reihe von sehr viel stärker linear geprägten Vorstufen vorausgingen. {Abb. 2} Diese paläographischen Vorläufer der Keilschrift sind jedoch erst re-

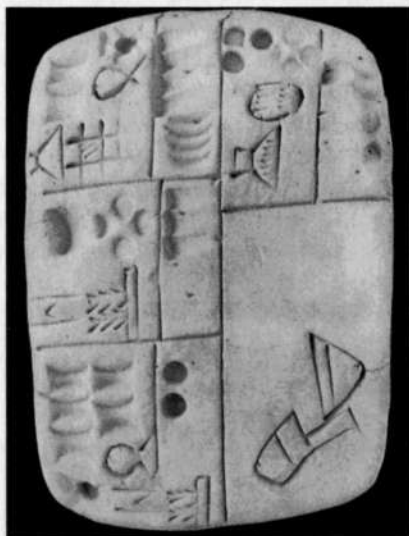


ABB. 2: TONTAFEL MIT KURVILINEARER SCHRIFT AUS URUK, ENDE 4. JT. V.CHR.  
(HROUDA, B.: *Der Alte Orient*. GÜTERSLOH, 1991.)

lativ spät, zu Beginn des 20. Jahrhunderts n.Chr. entdeckt worden. Namengebend waren daher die deutlich keilförmigen Zeichen der monumentalen Stein- und Ziegelinschriften, die mit der Wiederentdeckung der altorientalischen Kulturen seit dem 17. Jahrhundert n. Chr. verbunden sind.

Neben flachen, meist rechteckigen Tontafeln wurden für spezielle Textgattungen besondere Formate aus Ton erzeugt und als Schriftträger genutzt, z.B. Tonzylinder oder Tonprismen. Diese, wie auch viele wertvolle Bibliothekstafeln, wurden gebrannt, während die Texte des Alltagsgebrauches gewöhnlich nur getrocknet wurden. Auch wenn die Keilschrift ursprünglich an und für das Material Ton entwickelt worden ist, hat man auch andere Beschreibmateriaien genutzt, von denen jedoch nur Texte auf Stein und Metall die Zeiten überdauert haben. Anderes wie z.B. Holztafeln oder Leder werden in den Schriftquellen erwähnt, auch haben sich durch glückliche Umstände einige mit Wachs beschichtete Holz- bzw. Elfenbeintafeln erhalten.

[2] Das durch konkrete Funde bezeugte Verbreitungsgebiet der Keilschrift reicht von Inneranatolien bis hinunter zum Persischen Golf und von der Levanteküste bis nach Ägypten und Iran. Der weiten geographischen Erstreckung der Keilschrift entspricht dabei ein nicht weniger eindrucksvoller Verwendungszeitraum: Von den ersten Texten (in den Vorformen der Keilschrift) im ausgehenden 4. Jahrtausend *vor* Chr. bis zu den jüngsten datierten Texten im letzten Viertel des 1. Jahrhunderts *nach* Chr. überblicken

wir heute mehr als drei Jahrtausende Keilschriftkultur. Keilschriftliche Systeme wurden für die Notation verschiedener Sprachen gebraucht, namentlich folgende: semitische Sprachen – das Akkadische und das Ugaritische; indoeuropäische Sprachen – das Hethitische, das Luwische und das Altperische; kaukasische Sprachen – das Hurrische und das Urartäische. Hinzu kommen wenigstens drei Sprachen, deren Affiliation bislang unklar ist – das Sumerische, das Elamische und das Hattische.

[3] Unter den Keilschriften (= Schriftart) sind drei verschiedene Sprache-Schrift-Beziehungen (=Schrifttypen) vertreten: logographische Typen, syllabographische Typen und phonographische Schriften alphabetischen Typs.<sup>7</sup> Allerdings sind – von den frühesten Schriftstufen abgesehen – alle keilschriftlichen Systeme schrifttypologisch als Mischsysteme zu klassifizieren. Der jeweilige Anteil logographischer, syllabographischer oder phonographischer Bestandteile variiert.

Die Kenntnis dieser keilschriftlichen Schrifttypen nimmt ihren Anfang mit der gelungenen Entzifferung erster keilschriftlich notierter Textpassagen im Jahre 1802 n.Chr.<sup>8</sup> Bis zu diesem Zeitpunkt waren die altorientalischen Schriftkulturen fast vollständig in Vergessenheit geraten. Die Hinweise auf den Alten Orient bzw. auf Ägypten im Zusammenhang mit den Spekulationen griechischer und lateinischer Autoren über den Ursprung der (griechischen) Schrift waren widersprüchlich und schwer zu deuten. Erst im 17. Jh. n.Chr. brachten Orientreisende Abschriften von Originaltexten und beschriftete Objekte, die sie in den Ruinen des Zweistromlandes und Persiens entdeckt hatten, nach Europa.<sup>9</sup> Typus und Funktionsweise dieser Schrif-

7 Die Nomenklatur der Schrifttypen und der Schrift-Sprache-Relationen ist wenig konsequent. So wird gelegentlich der Begriff *Alphabet* bzw. *alphabetisch* auf das griechische Alphabet und seine Derivate beschränkt, aber auch in einem allgemeinen stärker schrifttypologischen Sinne auf alle ‚Buchstabenschriften‘ angewendet – wobei der Ausdruck *Buchstabenschrift* wiederum von den linearen Alphabetschriften her gedacht ist, und andere – z.B. keilschriftliche – Alphabetschriften terminologisch ausschließt. Helmut Lütke weist in seinem Artikel über „Die Alphabetschrift und das Problem der Lautsegmentierung“, in: *Phonetica* 20, 1969, 153 den Alphabetschriften den Begriff ‚pseudophonetisch‘ zu und charakterisiert sie als „Teilmengen des Schallkorrelates von Monemen (die gleichzeitig Teilmengen von Silben sind)“. Lütkes Definition ist insofern wichtig, als sie deutlich macht, dass auch alphabetische Schriften keineswegs das volle Phoneminventar einer Sprache abbilden, sondern immer dieses stets generalisieren. Im Rahmen dieses Beitrages soll der Begriff ‚phonographisch‘ die extreme Verdichtungsleistung von Schriften alphabetischen Typs beschreiben; er grenzt schrifttypologisch die spezifische – auf artifizielle Lautsegmentierung zurückgehende – Laut-Zeichen-Beziehung dieser Schriften von *syllabographischer* und *logographischer* Schreibweise ab. Als übergreifende Bezeichnung für all jene Schriften, die phonologische Einheiten notieren – also auch Silbenschriften – wird der Ausdruck *phonemisch* verwendet.

8 Noch immer nützlich: Friedrich, Johannes, *Entzifferung verschollener Schriften und Sprachen*, Berlin / Göttingen / Heidelberg, 2. Aufl. 1966. Einen guten Überblick über die Entzifferungsgeschichte der altorientalischen Schriften bietet ferner der Artikel „Entzifferungen I. Alter Orient und Ägypten“ (Eckhart Frahm), in: *Der Neue Pauly*, 13, 1999, S. 956-962.

9 Eine Chronik der Entdeckungsgeschichte der Keilschrift(kultur)en seit dem 12. bzw. 16. Jahrhundert bietet Pallis, Svend A., *Early Exploration in Mesopotamia. Det Kongelige Danske Videnskabernes Selskab, Historisk-filologiske Meddelelser* 33/6, Kopenhagen, 1954. Zu den verschiedenen Interessen, welche die Forschungen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts motivierten vgl. Kucklick, Bruce, *Puritans in Babylon*. Princeton 1996, sowie

ten blieben jedoch lange unklar. Ein Beispiel für die seinerzeit angestellten Überlegungen bieten die Aufzeichnungen des englischen Orient-Reisenden Sir Thomas Herbert, der in den zwanziger Jahren des 17. Jahrhunderts im Dienste des britischen Botschafters in Persien unterwegs war. Mit Blick auf die keilschriftlichen Inschriften notierte er: „The Characters are of a strange and unusual shape; neither like Letters nor Hieroglyphicks; yea so far from our deciphering them that we could not so much as make any positive judgement wether they were words or Characters; albeit I rather incline to the first, and that they comprehended words or syllables, as in Brachyography or Shortwriting we familiarly practise.“<sup>10</sup>

In den folgenden Jahrzehnten wurden mehr oder weniger alle zur damaligen Zeit bekannten Schriften vom Chinesischen über die Ogham-Schrift bis hin zu den ägyptischen Hieroglyphen zum Vergleich herangezogen, doch Grundlage (d.h. die zugrunde liegende(n) Sprache(n)) wie Struktur (d.h. der Schrifttypus) der Keil-Schrift(en) blieben umstritten. Während die einen vor allem aus der Anschauung der Originale argumentierten, stützten sich andere auf Hinweise in sekundären Quellen. So wendet sich Johann Gottfried Herder in einem kleinen Exkurs in dem Abschnitt *Babylon. Assyrien. Chaldäa* seines 1784 erschienen universalhistorischen Werkes *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit* gegen die Vorstellung, man habe im Vorderen Orient – wie in Ägypten – möglicherweise eine hieroglyphische Schrift gebraucht:

„Auch an den Schriftcharakteren nehmen die Assyrer und Babylonier Teil; ein Eigentum, das die Nomadenstämme des vordern Asiens von undenklichen Zeiten her unter ihre Vorzüge gerechnet haben. Ich lasse es dahingestellt sein, welchem Volk eigentlich diese herrliche Erfindung gebühre; genug aber, alle Aramäischen Stämme rühmten sich dieses Geschenkes der Vorwelt und hassten mit einer Art von Religionshass die Hieroglyphen. Ich kann mich daher nicht überreden, dass die Babylonier Hieroglyphen gebraucht haben(...) Auch die Schrift des Schicksals, die jenem schwelgenden Belsazar erschien, bestand in Sylbenworten, die nach Art der morgenländischen Schreibkunst ihm in verschlungenen Zügen vorkamen; nicht aber in Bildern. Selbst jene Gemälde, die Semiramis auf ihre Mauern setzte, die Syrischen Buchstaben, die sie dem Felsen zu ihrem Bildnis einhauen ließ, bestätigen in den ältesten Zeiten den Hieroglyphenfreien Gebrauch der Buchstaben unter diesen Völkern.“<sup>11</sup>

Larsen, Mogens T., *The Conquest of Assyria. Excavations in an antique Land 1840-1860*, London / New York, 1996.

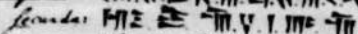
10 Herbert, Thomas, *Some Years Travels into Divers Parts of Asia and Afrique*, revised and enlarged London, 1638, S. 141.

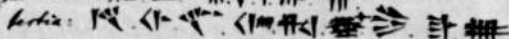
11 Herder, Johann G., *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit* III, 12, I, zitiert nach der Ausgabe Werke in 10 Bänden, hg. von Martin Bollacher et al. Bd. 6, Frankfurt am Main, 1989, S. 473-474.

2.

respondent, ut adeo, eas intellectus genero, ceterorum quoque san-  
 san novorinus; Utraq; illa, quae de Cylis (Recueil  
 d'antiquités T. V. pl. XXX) publicavit, verum eorum ordinem  
 respicit. Ut igitur clarum, quae inscriptionum genero  
 sub prima, secunda, tertia scriptura nominibus intelli-  
 gan, ipsam unam inscriptionem, ex comparatione Niebdr.  
 Tab. XXX. G. S. E. vid. & <sup>de Praga</sup> Tab. 131. f. li. 6. et B. li.  
 3. & 9. C. li. 3. f. 8. & 8. mod. enodatas, apporo.

Scriptura prima: «» (Ka. Te. I. T. E. F.)

secunda: 

tertia: 

San facile quisque animadvertet, inscriptiones Niebdr. (Tab. III.)  
 Tab. 131. G. S. E. ~~Tab. 131. G. S. E.~~ ad primam, ~~Tab. 131. G. S. E.~~ ad secundam,  
 ad secundam, ~~Tab. 131. G. S. E.~~ ad tertiam scriptu-  
 ram pertinere. Inscriptiones A. respondentibus scripturis ce-  
 teris, ut eadem ~~Tab. 131. G. S. E.~~ ad secundam ~~Tab. 131. G. S. E.~~ ad tertiam  
 scripturam referunt, si fallor, tertia scriptura inscriptioni A. & inscriptioni  
 J. secunda scriptura inscriptioni K. Inscriptiones Tab. 131. G. S. E.  
 exhibet: & inscriptiones ex cist. lapideis 2. 137. si est inscrip-  
 tionis 2. 138. scriptura tertia, quam & Chardis. Tab. 131. G. S. E.  
 & Kämpfer p. 347. designavit. Inscriptiones vero in tale-  
 ris regis pluribus 2. 133. quam <sup>de Praga</sup> Tab. 275. ex digres-  
 sionis membri se recomposuisse affirmat, non male con-  
 posita est, ut fragmenta duorum diversarum inscriptionum  
 nam trilingua, quae ex comparatione Niebdr. Tab.  
 131. G. S. E. & G. S. E. facile restitui possunt, in u-  
 nam corpus coalescant. Superiores enim quatuor li-  
 neae primum trilingua inscriptionem continent, eaque  
 ita ligata sunt, ut a quarta linea fieri incipiam, &  
 tertia quarta, altera tertia, prima secunda sequatur.  
 Eodem fere modo fragmenta quaedam alterius inscriptionis  
 trilinguae composita sunt, ut primum linea septima, deinde  
 octava quinta sextaque, hinc fere fere quatuordecim legi debent.  
 3. Inscriptionum illarum, quae explorandas mihi proposui,  
 figura non verba vel syllabae, ut Brasilius et Popponius,  
 sed litterae, ut restitutum, designant.  
 Si, quod facile est observare, in inscriptionibus primae ordinis  
 quibusvis obliqua, et in secunda scriptura inscriptionibus, quibusvis rectae voca-  
 bulorum fere designant.

ABB. 3: AUSSCHNITT AUS GROTEFENDS PRAEVIA, IM OBEREN DRITTEL DIE DREI  
 KEILSCHRIFTVARIETÄTEN.

(BORGER, R. ET AL.: Die Welt des Alten Orients, Keilschrift-Grabungen-Gelehrte.  
 (AUSSTELLUNGSKATALOG). GÖTTINGEN, 1975.)

[4] Es ist kein Zufall, dass die Entzifferung der Keilschrift durch den Göttinger Gymnasiallehrer Georg Friedrich Grotefend im Jahre 1802 ihren Anfang bei jener Schriftart nimmt, die den geringsten Zeichenbestand aufwies. Grotefend hatte eine Gruppe von Texten aus Persepolis zur Verfügung, die in drei verschiedenen Sprachen, nämlich elamisch, babylonisch und altpersisch abgefasst und in der jeweils zugehörigen Form der Keilschrift niedergeschrieben worden war. {Abb. 3} Aus dem Erscheinungsbild der Texte hatte Grotefend geschlossen, dass zumindest eine der drei Schriften eine Buchstabenschrift sein müsste, die nicht nur konsonantische sondern auch vokalische Grapheme verwandte.<sup>12</sup> Seine Ergebnisse erfuhren mit der Erschließung weiteren Materials Korrekturen und Ergänzungen, doch seine Pionierleistungen auf dem Gebiet der Keilschriftforschung können nicht hoch genug eingeschätzt werden. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts hatte man Kenntnis von phonographischen und syllabographischen Keilschriften; ferner wusste man bereits um die Existenz keilschriftlicher Logogramme, da diese in den genannten Schriften in unterschiedlichem Umfang zum Einsatz kamen. Doch erst sehr viel später, zu Beginn des 20. Jahrhunderts, fand man jene Dokumente, die den Anfang der Schriftgeschichte des Vorderen Orients markieren.

## 2. Schriften und Sprachen im Zweistromland

[1] Die Anfänge der Schriftentwicklung verbinden sich in Mesopotamien nach heutiger Kenntnis mit protoschriftlichen Notationssystemen in Gestalt kleiner und kleinster dreidimensionaler Objekte aus ungebranntem Ton, die als *tokens* und *calculi* bezeichnet werden. Diese dreidimensionalen Tonkörper weisen ein Formenspektrum auf, das sich – zumindest teilweise – nach formalen Kriterien gruppieren lässt. Neben Ovoiden, Walzen, Scheiben, Kegeln und anderen ‚abstrakten‘ Formen finden sich gegenständliche Körper wie z.B. Gefäßformen en miniature oder Tierköpfen. {Abb. 4} Diese Objekte sind an zahlreichen prähistorischen Siedlungsorten im gesamten Alten Orient anzutreffen und dienten offenbar als System, mit Hilfe dessen Sachverhalte dauerhaft niedergelegt und kommuniziert werden konnten.<sup>13</sup> Die Komposition der Zeichen zu Aussagegruppen (Texten) unterliegt ebenso wie ihre weitere Entwicklung bestimmten Gesetzmäßigkeiten und ist das Ergebnis verschiedener Systematisierungsprozesse. Die Bedingungen und

12 *Die Welt des Alten Orients. Keilschrift – Grabungen – Gelehrte. Zum 200. Geburtstag Georg Friedrich Grotefends 9. Juni 1775 - 15. Dezember 1853*, bearb. von Rykle Borger et al., 2. Aufl. Göttingen, 1975, S. 161-168.

13 Schmandt-Besserat, Denise, *Before Writing. From Counting to Cuneiform*, Austin/Texas, 1992. Glassner, Jean-Jacques, *Écrire à Sumer. L'invention du cunéiforme*, Paris, 2000, 50ff. Kritisch Michalowski, Piotr, „Tokenism“, in: *American Anthropologist* 93, 1993, 997. Jasmin, J. A. Oates, Joan, „Early Tokens and Tablets in Mesopotamia. An Archaic Recording System and the Origins of Writing“, in: *World Archaeology* 17, 1986, S. 348-362. Die Systematik des Übergangs zur Schrift stellt überzeugend Konrad Ehlich, „Schriftentwicklung als gesellschaftliches Problemlösen“, in: *Zeitschrift für Semiotik* 2, 1980, S. 339-341 dar.

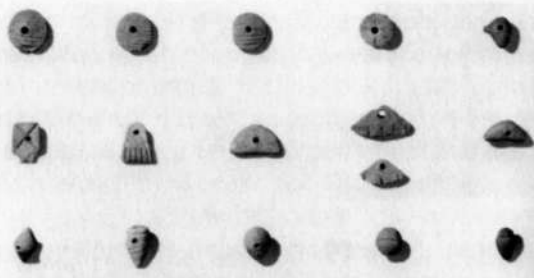


ABB. 4: VERSCHIEDENE MINIATUR-OBJEKTE AUS TON, SOG. TOKENS, DIE ALS BEDEUTUNGSTRÄGER EINES VORSCHRIFTLICHEN ZEICHENSYSTEMS ANGESEHEN WERDEN.

(TALON, P.: *En Syrie aux origines de l'Écriture*. (AUSSTELLUNGSKATALOG). BRÜSSEL, 1997.)

Wege, die seit dem 8. vorchristlichen Jahrtausend zur Entwicklung dieser Repräsentanten und im Laufe der zweiten Hälfte des 4. Jahrtausends zu den piktographischen Vorläufern der Keilschrift auf Tontafeln geführt haben, werden in der Forschung kontrovers diskutiert. Etwa um 3200 v.Chr. liegt in den sogenannten archaischen Texten, die in großer Zahl unter anderem in der südmesopotamischen Stadt Uruk gefunden wurden, ein Schriftsystem vor, das mit einem Bestand von etwa 1200 Zeichen komplexe Realitäten darstellen konnte. Die Entwicklung der Schrift im Zweistromland und den benachbarten Räumen erfolgte im Rahmen der Wirtschaftsadministration und antwortete auf die Bedürfnisse einer zunehmend ausdifferenzierten Gesellschaft.<sup>14</sup>

Diese frühe Schrift erfährt in den folgenden Jahrhunderten Veränderungen formaler wie struktureller Natur, deren Dynamik – im Unterschied zum Zeitpunkt der Errichtung des Systems selbst – nun durch systeminterne Notwendigkeiten bestimmt wird. So wandelt sich das äußere Formenrepertoire der Zeichen in ständiger Anpassung an das Beschreibmaterial und den Schreibprozess. Daneben stehen strukturelle Veränderungen, die zum einen durch die Ausweitung der Schriftverwendung und zum anderen durch eine stärkere Berücksichtigung der sprachnotierenden Funktion angeregt werden. Da es sich zunächst offenbar um ein gänzlich logographisches Schriftsystem handelt, lassen sich bezüglich der Sprache der Verfasser dieser protoschriftlichen Notate und frühesten Texte nur Vermutungen anstellen. Ab etwa 2900 v.Chr. finden sich in den Texten Hinweise auf die Darstellung

14 S. z.B.: Nissen, Hans J., Damerow, Peter, Englund, Robert.K., *Frühe Schrift und Techniken der Wirtschaftsverwaltung im alten Vorderen Orient. Informationsspeicherung und -verarbeitung vor 5000 Jahren*, Bad Salzdetfurth, 1990. Krebernik, Manfred, Nissen, Hans, „Die sumerisch-akkadische Keilschrift“, in: *Schrift und Schriftlichkeit* (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 10.1), hg. v. Hans Günther, Otto Ludwig, Berlin, New York, 1994, S. 274-288. Glassner, Jean-Jacques, *Écrire à Sumer. L'invention du cunéiforme*, Paris, 2000. Krebernik, Manfred, „Von Zählensymbolen zur Keilschrift“, in: *Materialität und Medialität von Schrift* (Schrift und Bild in Bewegung 1) hg. v. Erika Greber et al., Bielefeld, 2002.



morphophonemischer Elemente. Das heißt, es werden nicht nur die semantischen Einheiten in Form von Logogrammen dargestellt, sondern diese werden mit zusätzlichen Informationen, z.B. grammatischen Merkmalen versehen. Diese Morpheme weisen ebenso wie die Kontinuität der verwendeten Zählsystematik auf das Sumerische; es ist somit durchaus wahrscheinlich, dass zumindest auch die unmittelbar ältere Schriftstufe in Mesopotamien im sumerischen Sprachkontext ausgebildet wurde.<sup>15</sup>

[2] Wenn nun in der Schrift phonetische Realitäten dargestellt werden, ist nicht nur die Korrelation von Sprache und Schrift bewusst; der Aufbau von Sprache aus Lauten wird konzeptionell im Schriftsystem umgesetzt. Die Phonetisierung der frühen Keilschrift zielte jedoch nicht alleine, ja möglicherweise nicht einmal primär auf die lautlich exakte Wiedergabe von gesprochener Sprache. Viel bedeutsamer dürfte das Problem einer möglichst geringen Ambiguität der kommunizierten Aussagen gewesen sein.<sup>16</sup> Als Gründe für diese erste Phonetisierung des logographischen Schriftsystems werden neben einem wachsenden Einfluss semitischsprachiger Bevölkerungsgruppen in Mesopotamien, vor allem die Ausweitung der Schriftverwendung auf komplexere Inhalte und die Wiedergabe fremdsprachiger Begriffe wie z.B. Eigennamen angenommen. Zur Darstellung dieser nicht-semantischen Elemente bediente man sich derselben Graphen wie für die Semanteme selbst. Da nämlich die sumerische Sprache zahlreiche monosyllabische Lexeme besitzt – z.B. en = „Herr“, ki = „Ort, Platz“, ġar = „setzen, stellen, legen“ –, fallen im sprachlichen Grundbestand Silbe und Wort zusammen. Mit dem logographischen Zeicheninventar steht damit zugleich ein Inventar an Lautsegmenten zur Verfügung, die unabhängig von ihrer ursprünglichen logographischen Besetzung gebraucht werden können. So kann beispielsweise das Graphem {en} nicht nur als Wortzeichen für den Begriff „en“ = „Herr“ eingesetzt werden, sondern es kann eben auch als Phonogramm für die Lautgruppe /en/ verwendet werden. Eine solche Übertragungsleistung setzt das Wissen um Homophonie und Homographie als spezifische Form der Sprache-Schriftbeziehung voraus.<sup>17</sup> Dieser Sachverhalt ist für die wei-

15 Anders Englund, Robert K., „Texts from the Late Uruk Period – ‘The Sumerian Question’“, in: *Mesopotamien: Späturukzeit und Frühdynastische Zeit*. Orbis Biblicus et Orientalis 160/1, hg. v. Josef Bauer et al., Freiburg (CH) / Göttingen 1998, S. 73-81. Diese Problematik führt zu der bis heute ungeklärten Frage nach der Herkunft der Sumerer und ihrem Verhältnis zu anderen (vorsumerischen) Kulturen in Mesopotamien.

16 Nissen, Hans J., „Schrift als geschriebene Sprache. Das Beispiel des frühen Babylonien“, in: *Sulmu* (3). *Papers on the Ancient Near East. Presented at International Conference of Socialist Countries Prague 1987*, Prag, 1988, S. 225-233.

17 Dieses Prinzip ist bei phonographischen Schriften vom alphabetischen Typ in extremer Weise umgesetzt worden, allerdings um den Preis einer Reduktion, Vereinfachung und Angleichung der jeweiligen innersprachlichen Phoneminventare. Im Falle der sumerischen Keilschrift war allerdings die Umsetzung des Homophonie-Homographie-Prinzips mit einer Problematik konfrontiert, die wir heute nur indirekt erschließen können. Betrachtet man nämlich das sumerische Lexikon, so stößt man auf eine relativ große Zahl von Homophonen völlig unterschiedlicher Bedeutung: so bedeutet z.B. die Lautgruppe /du/ „gehen“ oder „bauen“ oder „Hügel“ u.v.a.m. In der Schrift werden diese Homophone mit unterschiedlichen Keilschriftzeichen wiedergegeben, die man in der wissenschaftlichen lateinalphabetischen Transkription mit Hilfe von Indexziffern unterscheidet:  $du_1 = /du/ = \text{„gehen“}$ ,  $du_3 = /du/$

tere Entwicklung der Keilschrift, vor allem die Möglichkeit der Adaption der keilschriftlichen Notationsweise für andere Sprachen von grundlegender Bedeutung.

[3] Mit der Übernahme der ‚sumerischen‘ Keilschrift für andere Sprachen werden die Sprache-Schriftbeziehungen gezielt manipuliert.<sup>18</sup> Das semitische Akkadisch trat in Mesopotamien im ausgehenden dritten Jahrtausend mehr und mehr an die Stelle des Sumerischen. Zwar wurden noch immer Texte in sumerischer Sprache abgefasst und ältere Kompositionen sorgfältig abgeschrieben und bewahrt, doch im administrativen Alltag und bald auch in den Bereichen des repräsentativen Schriftgebrauches wurde akkadisch geschrieben. Kulturgeschichtlich ist dieser Wechsel eingebunden in einen sich über mehrere Jahrhunderte hinziehenden Austausch- und Überlagerungsprozess. Die sumerisch geprägte Kultur des Zweistromlandes ist im Verlaufe des 3. Jahrtausends mehr und mehr den Einflüssen neuer, semitischsprachiger Bevölkerungsgruppen ausgesetzt. Im Rahmen einer komplizierten, von wechselnden politischen Dominanzen, unterschiedlichen Lebenswelten, Traditionen, Neuerungen und Restaurationen geprägten Entwicklung erfolgt – erstmals in der Geschichte der (Keil-)Schrift – die Übertragung eines Schriftsystems in einen neuen Sprachzusammenhang. Über die Umstände dieses Transfers ist so gut wie nichts bekannt: Eine lange Phase der Zweisprachigkeit und die in den Texten sichtbaren Probleme bei der Anpassung der Phonem-Graphem-Beziehungen an die neue Situation sind die einzig verfügbaren Zeugnisse. Viele der zunächst als Logogramme gebrauchten Zeichen werden nunmehr als Syllabogramme und damit phonemisch eingesetzt. Der übernommene Zeichenbestand führt dazu, dass die Vielzahl möglicher Lautgruppen in je individuellen Zeichen dargestellt werden kann. Die vier wichtigsten Typen von Zeichen sind:

1. Vokal-Zeichen, für: a, e, i, u;
2. Konsonant-Vokal-Zeichen, z.B. da, ru, me, ni ...;
3. Vokal-Konsonant-Zeichen, z.B. ad, ur, em, in ...;
4. Konsonant-Vokal-Konsonant-Zeichen, z.B.: tar, lik, din ...;

Nur den Vokalen, nicht den Konsonanten, sind isolierte Graphen zugewiesen. Auf diese Weise können rein vokalische Silben (z.B. im Wortanlaut i-na für *ina* = „in, hinein, zu, gegen“; rein vokalische Lexeme z.B. ú für *u* = „und“) und vokalische Länge dargestellt werden. Hinweise auf orthographische Systematisierungsversuche sind schwer zu beurteilen, zumal sich die Schreibkonventionen im Laufe der Zeit immer wieder verändert haben. Auffälligerweise hat sich aber z.B. nie eine konsequent differenzierende Darstellung

= „bauen“,  $du_6 = /du/$  = „Hügel“ etc. Die Verwendung unterschiedlicher Keilschriftzeichen legt den Gedanken nahe, dass Aussprache-Modulationen zunächst einer Homographie entgegenstanden.

18 Einen guten Überblick bietet Jean-Marie Durand, *Diffusion et pratique des écritures en Proche-Orient ancien*, in: *L'espace et la lettre*, Paris 1977.

des konsonantischen Silbenauslautes durchgesetzt, obwohl eine solche Differenzierung für das Akkadische semantisch notwendig ist und genügend Zeichen zur Verfügung gestanden hätten: ein- und dasselbe Zeichen {AD} stellt nun sowohl den Laut(wert) /at/ als auch /ad/ oder /at/ dar. Ferner kann ein- und dasselbe Zeichen mehrere ganz unterschiedliche Phonemvarianten repräsentieren: So steht z.B. das Zeichen UR für die Laut(wert)e /ur/, /lik/ und /tasch/. Teilweise kommt es zu extremen Formen von Polyvalenz, wenn nämlich ein- und dasselbe Zeichen sowohl als Logogramm als auch als Phonogramm verwendet werden kann. So steht z.B. das Zeichen AN (1) als Logogramm für sumerisch / *akkadisch* a) dingir/ *ilum* = „Gott“, b) an/ *šamû* = „Himmel“, (2) als Syllabogramm u.a. für die Lautgruppen //–an–//, //–il–//, //–el–// und (3) als semantischer Klassifikator (Determinativ) für Göttlichkeit allgemein, z.B. vor dem Namen von Gottheiten. Da nach wie vor Logogramme verwendet werden, funktioniert auch die akkadische Keilschrift als ein syllabo-logographisches Mischsystem, wobei die Zahl der in Gebrauch befindlichen Zeichen und Zeichentypen je nach Sprache, Region, Epoche, und Textgattung stark variiert. Die überwiegend syllabisch geschriebenen Korrespondenzen assyrischer Geschäftsleute des frühen 2. Jahrtausends bilden bspw. einen Zeichensatz von etwa 100 Zeichen aus. Texte der gelehrten Tradition im 7. Jahrhundert wiederum zeichnen sich durch eine sehr viel größere Vielfalt an Zeichen und eine Tendenz zur Verwendung seltener Zeichen (vielfach auch Logogramme) aus. Als Beispiel für einen akkadischen Text in (vereinfachter) lateinalphabetischer Transkription mögen einige Zeilen aus dem akkadischen Gilgamesch-Epos dienen:

- <sup>m</sup> ut-Zi <sup>tim</sup>	DISCH	<i>schá-schu-ma</i>	MU <sup>ra</sup>	<i>a-na</i>	<sup>D</sup> GISCH.GIN.MASCH
„Utnapischtim zu		ihm	sprach,	zu	Gilgamesch:
- <i>lu-up-te-ka</i>	<sup>D</sup> GISCH.GIN.MASCH		<i>a-mat</i>		<i>ni-sir-ti</i>
„Ich will Dir eröffnen,	Gilgamesch,		eine Angelegenheit		von geheimem Charakter
- <sup>ù</sup>	<i>pi-risch-ta</i>	<i>schá</i>	DINGIR <sup>MESCH</sup>	<i>ka-a-schá</i>	<i>lu-uq-bi-ka</i>
und ein Geheimnis	der	Götter	Dir	will ich sagen!“	

Legende: Die **erste** Zeile überträgt jeweils die Keilschriftzeichen in eine Form, die die konkrete Schreibweise darstellt. Umschrift in Kapitälchen steht für Wortzeichen, Umschriften in Kursive für phonetisch zu lesende Zeichen. Bindestriche verbinden alle zu einem Wort gehörigen Teilelemente. <sup>M</sup> = semant. Klassifikator für „Mann“, Personenindikator, <sup>D</sup> = semant. Klassifikator für „Gottheit“; <sup>MESCH</sup> = Pluralindikator; <sup>tim</sup> = Ausspracheindikator für das vorhergehende Logogramm. Akzente, z.B. <sup>ù</sup>, identifizieren das spezifische an dieser Stelle gebrauchte Zeichen, wenn es mehrere homophone Zeichen gibt. Die **zweite** Zeile gibt eine an der Wortstellung der Ursprungssprache orientierte Übersetzung.

[4] Bereits diese wenigen Zeilen machen deutlich:

1. In dieser Form kann das Schriftsystem alle lautlichen Sachverhalte der Sprache so abbilden, dass sie bei Kenntnis des Schriftsystems wieder abgerufen werden können.
2. In nur drei Zeilen kommen bereits 29 verschiedene Zeichen, bzw. 30 verschiedene Zeichenlesungen vor. (Die lateinalphabetische Tradition muss einige zusätzliche diakritische Zeichen zur Verfügung stellen, um diese Sprache abbilden zu können.) Zudem sind die Zeichen unterschiedlichen Funktionen zugeordnet: es gibt Wortzeichen, Silbenzeichen, phonetische Komplemente (d.h. phonetische Angaben zu logographischen Zeichen) und semantische Klassifikatoren (Personendeterminativ, Pluraldeterminativ, Gottesdeterminativ).
3. In dieser elaborierten Form erfordert die Handhabung der Keilschrift einen hohen Lernaufwand und Kenntnisstand. Die oben erwähnten, reduzierten Systeme z.B. im Bereich der Kaufmannskorrespondenz zeigen jedoch, dass entsprechende Adaptionen möglich waren.

Von einigem Interesse dürfte – gerade auch mit Blick auf die Leistungsfähigkeit alphabetischer Schriften – die funktionale Mehrfachbesetzung der Schriftzeichen sein, die Tatsache also, dass ein- und dasselbe Zeichen verschiedenen Bedeutungssystemen angehören kann. Es war bereits dargestellt worden, dass im Bereich der sumero-akkadischen Keilschrift ein Zeichen logographisch, syllabisch oder als semantischer Klassifikator eingesetzt werden kann. Eine ganze Reihe von Zeichen dienen auch als Zahlzeichen. So steht z.B. der einfache senkrechte Keil u.a. für die Lautreihe Dental-i-Vokal-Sibillant, sodann u.a. als Logogramm für das Wort *ana* = „für, zu hin“ und auch als Ziffer – je nach Position mit den Werten 1, 60,  $60^2$ ,  $60^3$ ... und  $1/60$ ,  $1/3600$  etc. Und schließlich erfolgte mithilfe von Keilschriftzeichen auch die musikalische Notation. Die keilschriftlichen Systeme erweisen sich als von Anfang an universal angelegtes Instrument. Dieser kurze Blick auf die beiden wichtigsten Keilschriftsprachen, das Sumerische und das Akkadische und ihre Verschriftung mag als Beispiel für die Funktionsweise logographischer und syllabographischer Systeme genügen. Vergleichbare Schriftentlehnungen erfolgten für das Elamische, das Hethitische, das Hurrische oder das Urartäische. Die Reduktion und Anpassung des Zeicheninventars folgt dabei in jedem Sprachraum eigenen Gesetzmäßigkeiten.

[5] Der Erfolg der keilschriftlichen Systeme ist zunächst an der Menge der erhaltenen Texte abzulesen. Entstanden aus dem Bedürfnis der Informationsspeicherung im Bereich von Wirtschaft und Verwaltung hat sich die Schrift in kurzer Zeit in sämtlichen Bereichen der altorientalischen Kulturen etabliert. Die erhaltenen Texte umfassen viele Formen und Gattungen: Abrechnungen – von der Steuerschätzung bis zur Tributliste, juristische Dokumente – vom privaten Testament bis zum Staatsvertrag, Literatur – von der

Fabel bis zum Heldenepos, Klagen, Gebete, Rituale und Hymnen, königliche Erlasse, Schreibübungen, wissenschaftliche Texte, Herrscherinschriften, offizielle Historiographie, ebenso wie private Korrespondenz, Verhörprotokolle, Rezepte und vieles andere mehr. Sie dokumentieren Gesellschaften mit einer hoch entwickelten Schreib- und Schriftkultur und unterschiedlichen Graden und Formen von Literalität.<sup>19</sup>

### 3. Keilschriftliche ‚Alphabete‘

[1] Unter den keilschriftlichen Systemen finden sich zwei Beispiele für den ‚alphabetischen‘ Schrifttypus. Es handelt sich um das so genannte ugaritische Keilalphabet und die altpersische Keilschrift. Beide Schriften basieren auf Keilschriftzeichen, allerdings wurden anders als in den oben beschriebenen Fällen hier jeweils neue, sehr viel einfachere Zeichen geschaffen. Sie entstanden jeweils in den Randgebieten der Keilschriftkulturen Mesopotamiens, das ugaritische Alphabet im 15., das altpersische Alphabet im 7. Jahrhundert v. Chr.

[2] Das Ugaritische gehört zu den nordwestsemitischen Sprachen und scheint unter diesen dem Kanaanäischen am nächsten zu stehen. Die Benennung „Ugaritisch“ geht zurück auf den bis heute wichtigsten Fundort entsprechender Schriftzeugnisse, die am Mittelmeer gelegene Stadt Ugarit (heute: Ras Shamra). Ugarit war um die Mitte des 2. vorchristlichen Jahrtausends ein einflussreicher Stadtstaat; seine Handelsverbindungen erstreckten sich in den Mittelmeerraum, den Vorderen Orient, nach Ägypten und Anatolien. Ugarit gehört schriftgeographisch in den Bereich der Keilschriftkulturen: die Schreiberausbildung erfolgte anhand der sumero-akkadischen Schulcurricula und man bediente sich der akkadischen Keilschrift. Diese verwendete man sowohl für Texte in akkadischer Sprache als auch für Texte in ugaritischer Sprache. Darüber hinaus fanden sich in Ugarit Texte in Hethitisch und Hurritisch (ferner kypro-minoische Texte und Texte in ägyptischen Hieroglyphen). Im Frühjahr 1929 fand sich eine Reihe von Tontafeln mit Keilschrift, die dem französischen Assyriologen Charles Vrololeaud zur Bearbeitung anvertraut wurden. Vrololeaud erkannte sehr rasch, dass sich unter diesen Tafeln eine Gruppe befand, die nichts mit den bisher bekannten Keilschriften und Keilschriftsprachen zu tun hatte. Er veröffentlichte noch im selben Jahr erste Überlegungen zu dieser Textgruppe in seinem Beitrag zu „Les inscriptions cuneiformes de Ras Shamra“.<sup>20</sup> Die einleitende Passage sei hier zitiert:

„A part une exception, tous ces textes sont gravés, comme les textes accadiens, sur des tablettes d’argile, dont la hauteur varie de 4 à 21 cm. Comme d’ordinaire, l’écriture est dirigée de la gauche vers la droite ; mais, tandis

19 Wilcke, Claus, „Wer las und schrieb in Babylonien und Assyrien. Überlegungen zur Literalität im Alten Zweistromland.“ *Bayerische Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse, Sitzungsberichte 2000/6*, München, 2000.

20 *Syria* 10, 1929, S. 304-310.

que l'accadien comprend plusieurs centaines de signes, c'est à peine si dans l'écriture de Ras Shamra on en compte 26 or 27. Nous n'avons donc pas affaire ici à une écriture idéographique ou syllabique, mais bien, sans aucun doute possible, à un alphabet. C'est un cunéiforme extrêmement simplifié, réduit au minimum et qui est, par rapport au syllabaire accadien, à peu près ce que l'alphabet phénicien paraît être au regard des hiéroglyphes de l'Égypte." (S.305). Das ugaritische Keil-Alphabet wurde zwischen 1929 und 1933 entziffert und lässt wenigstens drei unterschiedliche Phonemreihen erkennen, deren Umfang zwischen 22 und 30 Zeichen schwankt.<sup>21</sup> {Abb. 5}



(Photo: M. Dietrich)

ug.	𐎗 𐎐 𐎑 𐎒 𐎓 𐎔 𐎕 𐎖 𐎗 𐎘 𐎙 𐎚 𐎛 𐎜 𐎝 𐎞 𐎟
ug.	> b g b d h w z h t y k s l m
phön.	
-kan.	> b g d h w z b t y k l m
ug.	𐎠 𐎡 𐎢 𐎣 𐎤 𐎥 𐎦 𐎧 𐎨 𐎩 𐎪 𐎫 𐎬 𐎭 𐎮
ug.	d n s c p q r t g t 'l 'u a
phön.	
-kan.	n s c p q r s t

ABB. 5: UGARITISCHES ALPHABET.

(DIETRICH, M., LORETZ, O.: UGARIT, *Home of the oldest Alphabets*. IN: WATSON, W.G.E., WYATT, N. (HRSG.): HANDBOOK OF UGARITIC STUDIES. LEIDEN, 1999.)

[3] Auf dem Hintergrund der die gesamte altorientalische Schriftkultur prägenden sumero-akkadischen Keilschrift und der linearalphabetischen Traditionen im Bereich der Levante, erscheint die Konstruktion dieser keilschriftlichen Alphabetschrift als etwas Besonderes. Die Gelehrten von Ugarit griffen nicht etwa auf die – bereits existierenden (dazu s.u.) – Vor- bzw. Frühformen linearer Buchstaben-Schriften zurück, sondern kreierten eine eigene keilförmige Schrift, die jedoch nach demselben, streng phonographischen Prinzip

21 Dietrich, Manfred, Loretz, Oswald, *Die Keilalphabeten: Die phönizisch-kananäischen und altarabischen Alphabete in Ugarits* (Abhandlungen zur Literatur Alt-Syrien - Palästinas 1), Münster, 1988.

Vita, Juan P., *Alfabetos lineal y cuneiforme: relaciones en el II milenio a.C.*, in: Actas del III congreso español de antiguo oriente proximo, hg. v. J.F. Jurado et al., Huelva Argueológica 20, 2004, 11-39.

funktioniert. Die Schreibtechnik (Schriftart) des Zweistromlandes wird also mit dem Schrifttypus des levantinisch-palästinischen Gebietes kombiniert. Die unterschiedlichen Leistungs- und Funktionsprinzipien von Wortschrift, Silbenschrift und Buchstabenschrift waren – das zeigt gerade dieser Verschmelzungsprozess sehr deutlich – bekannt und bewusst. Die Gründe für das Nebeneinander zweier Schriftarten, die jedoch demselben Schrifttypus, nämlich dem phonographischen angehörten, sind ebenso unklar wie der eigentliche Vorgang der Schriftkreation.

Die keilalphabetische Schrift wurde in Ugarit für das gesamte Textspektrum verwendet: literarische Texte, religiöse und kultische Texte, juristische Urkunden, Texte aus der Wirtschaftsverwaltung etc. All dies geschah in einem Umfeld, in dem die sumerisch-akkadische und die hethitische Keilschrift regelmäßig verwendet wurden. Der neue Schrifttypus wurde auch an anderen Sprachen erprobt. Dies belegen einige nicht-ugaritische, nämlich akkadische und hurritische Texte in keilalphabetischer Notierung. Das bedeutet, in Ugarit wurde im 14. Jahrhundert v. Chr. mit der Übertragung des alphabetisch-phonographischen Prinzips experimentiert (s. dazu unten 5.1).

[4] Das zweite Beispiel für ein überwiegend phonographisches Schriftsystem liegt in der altpersischen Keilschrift vor. Aufgrund der schieren Größe des Achaemeniden-Reiches war die Koexistenz verschiedenster Sprachen und Schriftsysteme – wie auch schon in früheren Zeiten – eine geläufige Erscheinung. Das Elamische, die Haupt-Sprache im südlichen Iran vor der Eroberung durch die Perser, wurde – wie bereits seit zwei Jahrtausenden – samt der elamischen Keilschrift in der Wirtschaftsverwaltung verwendet. Ferner waren die babylonische Form des Akkadischen und die zugehörige Keilschrift geläufig.<sup>22</sup> Sprache der Könige und des Hofes war jedoch das (Alt-)Persische. Einen prominenten Platz als Verwaltungssprache nahm ferner das sogenannte Reichsaramäisch ein. Die achaemenidischen Herrscher passten sich den verschiedenen Sprach- und Schrifträumen an und ließen beispielsweise ihre Monumentalinschriften zumeist in mehreren Sprachen und Schriften ausfertigen. So wurden zum Beispiel in Ägypten Königsinschriften in ägyptischer Sprache hieroglyphisch und demotisch aufgezeichnet. Berühmtestes Zeugnis dieser Mehrsprach- und Mehrschriftigkeit sind Inschriften, in denen Dareios der Große (S. 522-486 v. Chr.) seinen Sieg über die ‚Lügenkönige‘ beschreiben ließ. Sie finden sich an einer alten Handels- und Heeresstraße, die Babylonien und Medien verbindet. {Abb. 6} Texte in drei Sprachen und Schriften sind in mehreren Blöcken um die Darstellung des siegreichen Großkönigs angeordnet: Eine elamische Fassung in elamischer Keilschrift, eine babylonische Fassung in akkadischer Keilschrift und eine persische Fassung in altpersischer Keilschrift. Mit dieser letztgenannten Schriftvarietät begann die Entzifferung der Keilschriften.

22 Einen guten Überblick bietet Wiesehöfer, Josef, *Das antike Persien*, Zürich / München 1994. Lecoq, Pierre, *Les inscriptions de la Perse achéménide*, Paris, 1997. Koch, Heidemarie, *Es kündete Dareios der König ... Vom Leben im persischen Großreich*, Mainz, 1992. Herrenschildt, Clarisse, „La civilisation élamite et l'écriture“, in: *L'orient ancien et nous*, hg. von Jean Bottéro et al., Paris (Hachette) 1998 (Orig.ausgabe 1996), S. 95-117.



ABB. 6: BLICK AUF DAS FELSRELIEF VON BISOTOUN, NAHE KERMANSHAH. DARGESTELLT IST DER TRIUMPH DES PERSISCHEN GROSSKÖNIGS DARIUS (522-486 v.CHR.) ÜBER SEINE GEGENER. DIE INSCRIFTEN IN ELAMISCHER, BABYLONISCHER UND PERSISCHER KEILSCHRIFT GEBEN DEN TATENBERICHT DES HERRSCHERS IN DREI SPRACHEN.

(KOCH, H.: *Es kündete Dareios der König*. MAINZ, 1992)

[5] Die altpersische Keilschrift kombiniert phonographische, syllabographische und logographische Zeichen. 22 Zeichen repräsentieren konsonantische Phoneme, 3 Zeichen vokalische Phoneme. Dieser für eine eindeutige Schreibung hinreichende Zeichenbestand wird erweitert um insgesamt 11 Allographen, die für einzelne Konsonanten eine eindeutige vokalische Zuordnung geben. Eine begrenzte Zahl von Logogrammen wurde genutzt für Begriffe wie „König“, „Gott“ oder „Volk“.<sup>23</sup> Die genauen Umstände der Entwicklung dieses Schriftsystems sind unbekannt. Obwohl sie nur unter Dareios I. im letzten Viertel des 6. Jh. v.Chr. in größerem Umfang Verwendung fand, gibt es zumindest von drei Vorgängern (Kyros, Arsames und Ariaramnes) kleinere Inschriften in altpersischer Schrift. Das System der verwendeten Graphen deutet darauf hin, dass Vertreter phonographischer und syllabographischer Schriftsysteme an der Entwicklung beteiligt waren.

<sup>23</sup> Schmitt, Rüdiger, „Altpersisch“, in: *Compendium Linguarum Iranicarum*, hg. von Rüdiger Schmitt, Wiesbaden, 1989, S. 56-85. Lecoq, Pierre, *Les inscriptions de la Perse achéménide*, Paris, 1997.



## 4. Lineare Alphabete des Vorderen Orients und die griechische Alphabettradition

[1] Die Überlieferungen der griechischen und lateinischen Autoren zur Geschichte der Schrift und deren Anfängen sind mannigfaltig. Zumeist wird Ägypten als Ort der ersten Schrifterfindung benannt und den Phöniziern eine Mittlerrolle zugewiesen. Dass die griechischen Alphabete in irgendeiner Form mit den alphabetischen Schrift-Konstrukten des westsemitischen Raumes in Verbindung stehen, gilt in der Forschung inzwischen als gesichert. Umstritten sind allerdings sowohl der Zeitpunkt als auch die Art der Verbindung (Übernahme). Während die einen die Zeit um 800 v.Chr. für wahrscheinlich halten,<sup>24</sup> plädieren andere aufgrund paläographischer Kriterien für eine Übernahme um 1000 v.Chr.<sup>25</sup> Die von Martin Bernal angenommene besonders frühe Übernahme deutlich vor 1400, d.h. zu einem Zeitpunkt, als sich die phonographischen Schriften im Levantegebiet immer stärker ausbreiteten, wurde zuletzt wieder von Cornelis J. Ruijgh und Josef Tropper argumentativ untermauert.<sup>26</sup>

[2] In der Levante traten neben die bereits seit langem in Gebrauch befindlichen Schrifttypen, die ägyptische Hieroglyphenschrift und die (multiplen) Keilschriften, in der ersten Hälfte des zweiten Jahrtausends ein weiterer Schrifttypus: die (lineare) Buchstabenschrift alphabetischen Typs. Die sogenannten protosinaitischen Inschriften, auf Stein, Metall, Tonscherben und Papyrus geritzt oder gemalt, gelten als bislang älteste Belege für diese rigide abstrahierende Umsetzung des phonographischen Prinzips im Bereich der Schrift.<sup>27</sup> Entscheidender Vorteil dieser Systeme ist der geringe Bedarf an Graphemen, gewöhnlich zwischen 23 und 37. Als wahrscheinlicher Entstehungszeitraum der protosinaitischen Inschriften gilt das erste Viertel des 2. Jahrtausends v.Chr.<sup>28</sup> Entzifferungsversuche für diese Schrift basieren auf der Annahme, dass die Schriftdokumente eine semitische Sprache wiedergeben, und die Zeichen bis zu einem gewissen Umfang Vorformen jünge-

24 Driver, Godfrey R., *Semitic Writing from Pictograph to Alphabet*, (The Schweich Lectures of the British Academy, London 1944) nachgedr. London, 1976, S. 176.

25 Naveh, Josef, „Some Semitic epigraphical considerations on the antiquity of the Greek alphabet“, in: *American Journal of Archaeology* 77, 1973, S. 1-8. – , *Early history of the alphabet. An introduction to West Semitic epigraphy and palaeography*, Jerusalem / Leiden, 1982. Amadasi Guzzo, Maria Giulia, *Scritture alfabetiche*, Roma, 1987.

26 Bernal, Martin, „On the Transmission of the Alphabet to the Aegean Before 1400 B.C.“, in: *Bulletin of the American School of Oriental Research* 267, 1987, S. 1-19. Tropper, Josef, „Die nordwestsemitischen Schriften“, in: *Schrift und Schriftlichkeit* (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 10.1), hg. v. Hans Günther, Otto Ludwig, Berlin, New York, 1994, S. 297-306. Ruijgh, Cornelis J. „La date de la création de l'alphabet grec et celle de l'épopée homérique“, in: *Bibliotheca Orientalis*, 54, 1997, S. 533-603.

27 Hilffreich für das Problem ‚Alphabet-Schrift‘ ist Pettersson, John Sören, *Grammatological Studies. Writing and its Relation to Speech*, Uppsala 1996, besonders die Kapitel 7 „Phonetic concepts and the origin of the alphabet, I“ und Kapitel 8 „Phonetic concepts and the origin of the alphabet, II“.

28 Hauptanhaltspunkt für diese Datierung ist die Nähe zu der im Mittleren Reich in Ägypten entwickelten Standardhieroglyphenschrift, s. Sass, Benjamin, *Studia alphabetica*, Freiburg (CH) / Göttingen, 1991, S. 4-27. S. auch Vita, *Alfabetos lineal...* (s.o. Anm. 21) 13-17.

rer, westsemitischer Zeichenbestände darstellen.<sup>29</sup> Nach heutiger Kenntnis umfasste dieses sogenannte Proto-Alphabet etwa 23 Zeichen und dürfte der Ausgangspunkt für die linearen Buchstabenschriften im Alten Vorderen Orient gewesen sein. Wenn die These von der Ableitung des griechischen Alphabets aus einer westsemitischen Linear-Schrift zutrifft (zu einer alternativen Überlegung s.u.), stellt dieses Proto-Alphabet auch den Ursprung des griechischen Alphabets dar.<sup>30</sup> {Abb. 7} Die keilschriftlichen Alphabete, die in und um Ugarit gebräuchlich waren und die linearschriftlichen Alphabete, die offenbar sehr viel weiter verbreitet waren, sind strukturell parallel und existierten ab der Mitte des 2. Jt. nebeneinander.

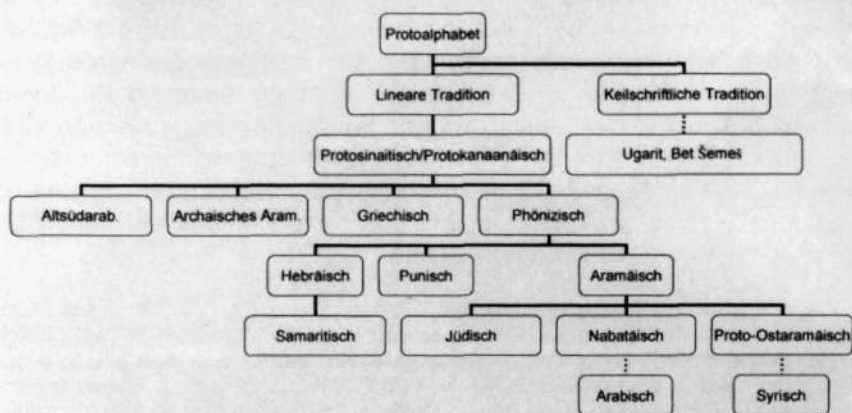


ABB. 7: VOM PROTO-ALPHABET ABGELEITETE LINEAR- UND KEILAPHABETE DES 2. UND 1. JAHRTAUSENDS.

(NACH: TROPPER, J.: *Die nordwestsemitischen Schriften*. IN: GÜNTHER, H., LUDWIG, O. (HRSG): *SCHRIFT UND SCHRIFTLICHKEIT*. BERLIN, 1994.)

[3] Als Basis des protosinaitischen Zeichenbestandes wiederum gelten ägyptische Schriftsysteme. In der Forschung werden zwei Möglichkeiten diskutiert. Die sogenannte Standardtheorie nimmt an, dass die Grapheme des protosemitischen Alphabets der ägyptischen Monumentalschrift entlehnt wurden, indem Wortzeichen (das hieroglyphische Ideogramm) und Lautzeichen (das semitische Phonogramm) nach dem Prinzip der Akrophonie zueinander in Beziehung gesetzt wurden. Dabei würde der ideographische Vollwert als Buchstabenname erscheinen – also *beit* „Haus“ für das

<sup>29</sup> Die bislang bekannten Texte wurden zuletzt zusammengestellt durch Colless, Brian E., „The Proto-Alphabetic Inscriptions of Sinai“, in: *Abr-Nahrain* 28, 1990, S. 1-52. Colless' Lesungsvorschläge sind allerdings teilweise umstritten.

<sup>30</sup> Tropper, Josef, „Die nordwestsemitischen Schriften...“ (s.o. Anm. 26).

Phonem /b/ mit dem Namen „Bet“.<sup>31</sup> In der Folge seien dann verschiedene Alphabete mit unterschiedlichem Phonembestand und unterschiedlicher Zeichenabfolge entstanden. Nach einer anderen, zuletzt von K. Th. Zauzich zusammengefassten These sei hingegen der Zeichenbestand des griechischen Alphabets parallel zu den semitischen Zeichenbeständen unmittelbar aus dem hieratischen Bestand entlehnt worden.<sup>32</sup>

Welcher Art genau nun die Anregung aus dem ägyptischen Schriftraum war, ist derzeit noch offen; sicher ist – um die Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends sind jedenfalls in der Levante und den angrenzenden Regionen zwei divergierende alphabetische Phoneminventare nachweisbar: die sogenannte nordwestsemitische Reihe beginnend mit den konsonantischen Phonemen 'B-G (*Aleph-Bet-Gimel*, griechisch *Alpha-Beta-Gamma*, von hier stammt der Name „*Alphabet*“) und die südsemitische Reihe mit den Anfangsbuchstaben H-L-H.<sup>33</sup> Welche Reihenfolge für das ‚Proto-Alphabet‘ galt, lässt sich derzeit nicht feststellen. Die Anordnung der Zeichen ist jedoch kaum eine „lustig-unsinnige Bilderfolge“,<sup>34</sup> vielmehr dürfte sie auf mnemotechnische Kriterien bzw. entsprechende Vorgaben der ägyptischen Vorbilder zurückzuführen sein. Die phonographischen Entwicklungen in der Levante wiederum haben ihrerseits nach Ägypten zurückgewirkt, denn dort werden in bestimmten Texten kanonische Konsonantenfolgen der H-L-H-Reihe als Ordnungsprinzip verwendet.<sup>35</sup>

31 Tropper, Josef, „Die nordwestsemitischen Schriften. . .“ (s.o. Anm. 26) 298. Kritisch Schenkel, Wolfgang, „Die ägyptische Hieroglyphenschrift und ihre Weiterentwicklung“, in: *Schrift und Schriftlichkeit* (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 10.1), hg. v. Hans Günther, Otto Ludwig, Berlin, New York, 1994, S. 295, der auf folgende Punkte hinweist: 1. Nicht alle Zeichen finden Parallelen im ägyptischen Standardhieroglyphensatz jener Zeit. 2. Das akrophonische Prinzip ist nicht durchgehend verifizierbar. 3. Auch Neubildung nach dem Rebusprinzip wäre denkbar. Vgl. aber Kammerzell, Frank, „Die Entstehung der Alphabetreihe. Zum ägyptischen Ursprung der semitischen und westlichen Schriften.“, in: *Hieroglyphen, Alphabete, Schriftformen*, hg. von D. Borchers et al. *Lingua Aegyptiaca*, Stud. mon. 3, Göttingen 2001, 117-158.

32 Zusammenfassend s. Zauzich, Karl Th., „Wir alle schreiben Hieroglyphen“, in: *Antike Welt* 32/2, 2001, S. 167-171. Diese These ist gänzlich abzulehnen, s. dazu Voigt, R. *Zur Entwicklung des westsemitischen und des griechischen Alphabets*. WZKM 94, 2004. 225-246.

33 Diese letztgenannte *halaham*-Reihe setzt sich jedoch nicht durch, sondern wird spätestens mit Beginn des 1. Jahrtausends durch die h-b-g-Reihe verdrängt, s. Tropper, Josef, „Ägyptisches, nordwestsemitisches und altsüdarabisches Alphabet“, in: *Ugarit-Forschungen* 28, 1996, S. 619-632. Ferner Vita, *Alfabetos lineal. . .* (s.o. Anm. 21) S. 27ff.

34 Burkert, Walter, *Die Griechen und der Orient*, München, 2003, S. 24.

35 Kahl, Jochem, „Von h bis k: Indizien für eine ‚alphabetische‘ Reihenfolge einkonsonantiger Lautwerte in spätzeitlichen Papyri“, in: *Göttinger Miszellen* 122, 1991, S. 33-45. Quack, Joachim F., „Ägyptisches und südarabisches Alphabet“, in: *Revue d'Égyptologie* 44, 1993, S. 141-151. Ausführlich zu den dort entwickelten Überlegungen Tropper, Josef, „Ägyptisches, nordwestsemitisches. . .“ (s.o. Anm. 26) S. 28. Umstritten ist freilich der Zeitraum dieser Rückwirkung. Josef Tropper (a.a.O.) hält das ausgehende 2. Jahrtausend (genauer 14.-12. Jh.), das die Verbreitung des sogenannten phönizischen Alphabets sieht, auch für Ägypten wahrscheinlich, wiewohl das ägyptische Textmaterial dieses Datum bislang nicht positiv stützt. S. noch Kammerzell, Frank, „Die Entstehung der Alphabetreihe: Zum ägyptischen Ursprung der semitischen und westlichen Schriften“, in: *Hieroglyphen – Alphabete – Schriftreformen. Studien zu Multiliteralismus, Schriftwechsel und Orthographieneuregelungen* (*Lingua Aegyptiaca – Studia monographica* 3), hg. von Dörte Borchers et al., Göttingen, 2001, S. 117-157.

[4] Ein entscheidender Unterschied zwischen den (linearen und keilschriftlichen) Alphabetschriften der Levante und den im griechischen Raum gebrauchten Alphabeten wird vielerorts in der Notation der Vokale gesehen. Lange Zeit war man der Ansicht, die vorgriechischen semitischen Alphabete notierten gar keine Vokale, sondern nur Konsonanten und – allenfalls Halbvokale wie Jod und Waw. So argumentiert z.B. Richard Harder folgendermaßen: „So ist auch an sich die Entwicklung von Vokalzeichen gar nichts so Weltbewegendes. Sie liegt nicht so fern, wie man denken möchte; taucht sie doch auch in der altpersischen, der indischen und andern Schrift auf, spurenhafte sogar anscheinend im Phönikischen selber. Aber es ist charakteristisch, wie man sich in anderen Schriften plagt: man behält neben den Vokalzeichen die Silbenzeichen bei, die doch Konsonant plus Vokal ausdrücken. D. h. die Fähigkeit zur Artikulation, oder wohl richtiger: der Wille zur Artikulation ist zu schwach, man zergliedert den Wortklang nicht bis zu den letzten Einheiten, sondern bleibt bei den Silben stehen. Das griechische Ohr war hier feinhöriger – später war das Athener Publikum wegen seines scharfen Ohres, der Empfindlichkeit gegen kleinste Lautunrichtigkeiten, berühmt und bei Schauspielern und Rednern gefürchtet.“<sup>36</sup>

Die These, die semitischen ‚Alphabete‘ seien eigentlich als Silbenschriften konzipiert worden, die Konsonanten und Vokale als festen Phonemverbund notierten, wird vielfach aufgegriffen. So hatte beispielsweise Ignace J. Gelb in seiner vielbeachteten Monographie *A Study of Writing*, London, 1952 in diesem Sinne argumentiert und damit nicht unbeträchtlichen Anteil an der bis heute immer wieder vertretenen Auffassung, die westsemitischen linearen Zeichensätze seien ebensowenig *echte* Alphabete wie das ugaritische oder das altpersische Keilalphabet.<sup>37</sup> Gelb schreibt: „The term *West Semitic syllabaries* is used to express my firm conviction that these writings are syllabaries and not alphabets as is often assumed.“<sup>38</sup>

Diese Annahme erhebt nicht nur die Notationsgewohnheiten in der Tradition des griechischen Alphabets zum Maßstab. Sie reduziert auch die Veränderungen im Graphembestand bzw. im Phonem-Graphemverhältnis beim Transfer des alphabetischen Schrifttyps zu Unrecht auf den Bereich der Vokale. Die phonetische Neubesetzung und die Hinzufügung von Graphemen, resultieren im Wesentlichen aus den unterschiedlichen phonetischen

36 Harder, Richard, *Die Meisterung der Schrift durch die Griechen* (s.o. Anm. 2), 279.

37 Gelb, Ignace J., *A Study of Writing*, London, 1952, S. 147ff. Zur bereitwilligen Rezeption dieser These durch Jack Goody und Ian Watt, die zweite Generation der Toronto-School of Communication s. Strohmaier, Gottfried, „Zur Erfindung der Vokalbuchstaben durch die Griechen“, in: *Philologus* 135, 1991, S. 39 Anm. 10. Zu Gelb und Fevrier sowie der These von den Quasi-Alphabeten s. Herrenschmidt, Clarisse, „La civilisation élamite et l'écriture“, in: *L'orient ancien et nous*, hg. von Jean Bottéro et al., Paris (Hachette) 1998 (Orig.ausgabe 1996), S. 120-124. (Eine kritische Auseinandersetzung mit Herrenschmidts Überlegungen zu den kosmischen Dimensionen der (persischen) Alphabet-Schrift kann hier nicht geleistet werden).

38 Gelb, Ignace J., „Principles of writing systems within the frame of visual communication“, in: *Processing of Visible Language 2*, New York, 1980, S. 14. Kritisch aus semitistischer Perspektive z.B. Segert, Stanislav, „Zum Charakter des westsemitischen Alphabets“, in: *Archiv Orientalni* 26, 1958, S. 242-247.

und morphologischen Gegebenheiten von gebendem Sprachsystem (semitisch) und nehmendem Sprachsystem (indoeuropäisch). Gotthard Strohmaier fasst diesen Befund wie folgt zusammen: „(...) diese Leistung [d.h. die Einfügung von Vokalen als regelhaften Graphemen, E.C.-K.] wird gemeinhin als entscheidende Verbesserung oder als Veränderung des Systems gewürdigt, und dies mit Recht, wenn man an die Bedürfnisse von Indoeuropäern und anderer nicht-semitischer Sprecher denkt. Das Urteil wird aber schief, wenn es auf die Funktionsfähigkeit des Konsonantenalphabets in seinem Ursprungsgebiet ausgedehnt wird.“<sup>39</sup> Möglicherweise kommt die semantische Struktur der semitischen Sprachen der Erkenntnis einer Lautsegmentierung und damit der Konzeption eines pseudophonetischen respektive alphabetisch-phonographischen Schriftprinzips entgegen.<sup>40</sup> In jedem Falle genügte der jeweilige Vokal- und Konsonantenbestand in den Alphabeten der semitischen Reihen den durch die Sprachstruktur vorgegebenen Bedingungen. Zudem, so argumentiert Christian Stetter, werden „Buchstaben (...) und wurden erst recht nicht bei der Entwicklung des Alphabets dazu verwendet, Laute zu bezeichnen, sondern ausschließlich dazu, lesbare Wörter oder Texte zu schreiben. (...) Die Fixierung des Alphabets ist nicht als Prozeß zu verstehen, durch den Buchstaben auf ‚Laute‘ abgebildet wurden. Das Gegenteil ist der Fall. (...) Im phonematischen Prinzip ist somit ein Konstitutionsprinzip der Alphabetschrift benannt, keineswegs aber ihr grundlegendes Funktionsprinzip.“<sup>41</sup> Die von Stetter herausgestellte Trennung zwischen Konstitutions- und Funktionsprinzip ist für die Bewertung der Sprache-Schrift-Beziehung im Rahmen der Schriftgeschichte zentral. Nicht zuletzt aufgrund der Entdeckung der keilschriftlichen Alphabete mit ihren Vokalzeichen musste diese These modifiziert werden. Für die keilschriftlichen Alphabete von Ugarit lässt sich – zumindest im Falle des Langalphabets – zeigen, dass hier Zeichen mit Voll-Vokal-Qualität besetzt waren. Dieser Schritt ist nicht neu – auch in der akkadischen Keilschrift wurden reine Vokalzeichen verwendet – gewinnt aber im reduzierten Inventar der Alphabetschrift eine neue Qualität. Auch hier dürfte die Notation von Eigennamen und Fremdsprachigem stimulierend gewirkt haben.<sup>42</sup>

39 Strohmaier, Gottfried, „Zur Erfindung der Vokalbuchstaben durch die Griechen“, in: *Philologus* 135, 1991, S. 38-44.

40 Vgl. dazu Lüdtké, Helmut, „Die Alphabetschrift und das Problem der Lautsegmentierung“, in: *Phonetica* 20, 1969, S. 147-176, besonders S. 156-160.

41 Stetter, Christian, „Orthographie als Normierung des Schriftsystems“, in: *Schrift und Schriftlichkeit* (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 10.1), hg. v. Hans Günther, Otto Ludwig, Berlin, New York, 1994, S. 687-697, zit. S. 689-690.

42 S. hierzu Dietrich, M., Loretz, O., „Vokalbuchstaben“ im Keilalphabet von Ugarit und im griechischen Alphabet in historischer Betrachtung., In: *Studia Semitica*, Festschrift A. Militarev Teil III, hg. v. L. Kogan, Moskau 2003, 53-78. Sieht man von den oben angeführten Argumenten für strukturell und phonetisch unterschiedlich ausgebildete Alphabete ab, so bleibt für den östlichen Mittelmeerraum festzuhalten: schon vor den Griechen wurde im Raum der Erfindung dieser Alphabete die Möglichkeit einer isolierten Notierung von Vokalen genutzt. S. auch: Loretz, O.: „Die prägriechische Vokalisierung des Alphabets in Ugarit“, in: *Die Geschichte der hellenischen Sprache und Schrift. Vom 2. zum 1. Jahrtausend v. Chr. Bruch oder Kontinuität?* o. Hrsg. Altenburg (1998), 387-402.

[5] Die Anpassung eines (gegebenen) Schriftsystems an die lautlichen Strukturen einer anderen Sprache, die zudem einer anderen Sprachfamilie angehört, ist im Umfeld der altorientalischen Kulturen mehrfach belegt (das Griechische wird später selbst zur Geberschrift). Systematisch stellt die Adaption des nordwestsemitischen Alphabets an die Bedürfnisse des Griechischen also keinen Einzelfall dar. Funktional überwindet sie eine strukturelle Differenz zwischen den semitischen und den indoeuropäischen Sprachen.<sup>43</sup> Die Anpassungsleistung der griechischen Alphabetisierer ist nicht hoch genug zu schätzen, doch sie ist – dies zeigt die Übernahme, die Um- und Fortbildung der Keilschrift durch die Akkader, Hethiter, oder die Gelehrten von Ugarit – keineswegs einzigartig. Dem griechischen Alphabet als angeblich erstem ‚vollständigem‘ Alphabet einen besonderen Stellenwert in der kulturtechnischen Evolution einzuräumen,<sup>44</sup> zeugt nicht nur von einer Fehleinschätzung der Leistungsfähigkeit anderer Schriftsysteme für ihre jeweiligen Sprachräume. Zugleich wird damit eine phonozentrische Theorie über das Verhältnis von Sprache und Schrift in die Rahmenbedingungen der Entstehung dieser Schriften projiziert, indem dem idealen phonematischen Prinzip, d.h. dem Verhältnis ‚ein‘ Phonem = ‚ein‘ Graphem innerhalb einer Sprache-Schriftbeziehung ein maßgeblicher Stellenwert eingeräumt wird. Doch handelt es sich dabei, so Stetter, um „(...) eine vom Prinzip der Alphabetschrift erzeugte Illusion.“<sup>45</sup>

## 5. Die Alphabetschriften und syllabographische Keilschriften

[1] Schließlich bleibt noch die Frage nach den konkreten Bedingungen und Folgen des Nebeneinanders von alphabetischen und syllabographischen bzw. logographischen Schriftsystemen im Alten Orient. Weshalb hat sich das ugaritische Keilalphabet nicht als Alternative zu den sehr viel komplexeren syllabographischen Schriftsystemen durchgesetzt? Versuche, auch andere Sprachen mit Hilfe des keilalphabetischen Systems zu notieren wurden durchaus unternommen. So zeugt das Eckfragment eines kleinen zweischriftigen Täfelchens aus dem 14. Jh. von der systematischen Beschäftigung mit dieser Frage in den Kreisen der Gelehrten von Ugarit. {Abb. 8} Der Schreiber hat auf der Tafel eine Tabellenstruktur gezeichnet. Darin wird je einem ugaritischen Alphabetzeichen ein akkadisches Silbenzeichen mit

43 S. Voigt, *Entwicklung...* (s.o. Anm. 32)

44 'Das griechische System war ein echtes Alphabet, weil es als erstes und einziges System die drei Bedingungen für das Lesen (...) gleichzeitig erfüllte.' Havelock, Eric A., *Schriftlichkeit. Das griechische Alphabet als kulturelle Revolution*, Weinheim, 1990, S. 57. Dieser Mythos ist mit schöner Regelmäßigkeit in Universalgeschichten der Schrift anzutreffen, vgl. z.B. Haarmann, Harald, *Universalgeschichte der Schrift*, Frankfurt a.M. / New York, 1990, 282ff.

45 Stetter, Christian, „Orthographie als Normierung des Schriftsystems“, in: *Schrift und Schriftlichkeit* (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 10.1), hg. v. Hans Günther, Otto Ludwig, Berlin, New York, 1994, S. 688. S. weiter Calvet, Louis-Jean, *Histoire de l'écriture*, Plon, 1996, S. 122 ff.



ABB. 8: SYLLABAR, DAS DIE ZEICHEN DES UGARITISCHEN KEILALPHABETS DURCH AKKADISCHE SILBENWERTE AUFSCHLÜSSELT.

(VIROLLEAUD, C.: *Mission de Ras Shamra VII, le Palais royal d'Ugarit II*. PARIS, 1957.)

demselben Voll-Laut bzw. – im Falle von Konsonanten, die in der akkadischen Keilschrift nicht isoliert dargestellt werden können, – ein Zeichen mit entsprechendem Anlaut gegenübergestellt, also: a // a; b // be; g // ga usw. Dieser Fund, sowie die bereits erwähnten fremdsprachigen Texte in keilalphabetischer Schrift machen deutlich, dass man die Möglichkeiten dieses Schriftprinzips erkannt hatte.

Über die Gründe für die Beschränkung dieser Alphabetschrift auf den Raum Ugarit kann man derzeit nur spekulieren. Die vollständige Zerstörung der Stadt im 12. Jh. v.Chr. könnte dafür verantwortlich sein. Aber auch das Beharrungsvermögen der älteren Keilschriftsysteme einschließlich der in ihnen tradierten Texte mag einer raschen Akzeptanz entgegengestanden haben.

[2] Dagegen ist die jahrhundertelange Koexistenz der aramäischen Schrift und der traditionellen Keilschriften im Zweistromland nicht ohne Folgen geblieben. Seit mit dem ausgehenden zweiten Jahrtausend aramäische Volksgruppen im gesamten Zweistromland ansässig wurden, entwickelte sich das Aramäische neben dem Akkadischen zur wichtigsten Verkehrssprache. Am Hofe der assyrischen Herrscher des ersten Jahrtausends waren regelmäßig Schreiber beschäftigt, die des Aramäischen mächtig waren. {Abb. 9} Eine ganze Reihe von Texten wurden zweisprachig und zweischriftig, in akkadischer Keilschrift und aramäischer Buchstabenschrift abgefasst; juristische Texte und administrative Urkunden weisen häufig aramäische Beischriften auf – teils in Tinte, teils in Ton geritzt. {Abb. 10} Alphabetisch-syllabographische Bilingualität war – ebenso wie aramäisch-akkadische Bilingualität – ein durchaus geläufiges Phänomen im Mesopotamien des 1. Jahrtausends.<sup>46</sup>

46 Vgl. z.B. Greenfield, Jonas C., „Of scribes, scripts and languages“, in: *Phoinikeia Grammatica. Lire et écrire en Méditerranée. Actes du Colloque de Liège*, S. 15-18. nov. 1989, hg. v.

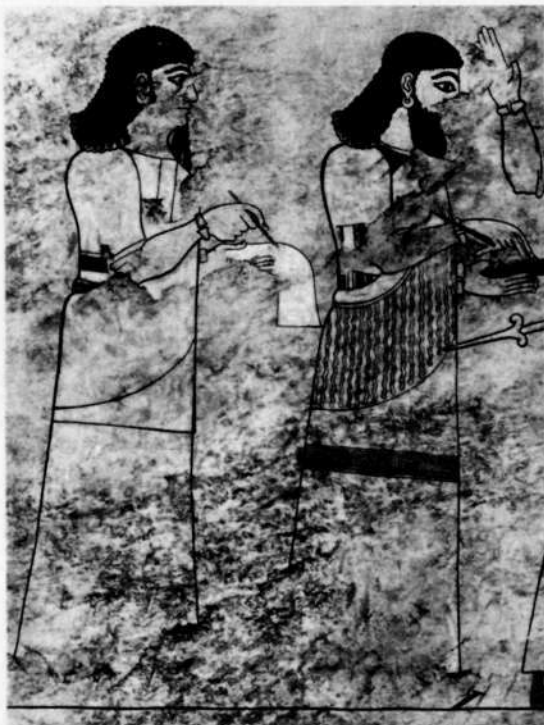


ABB. 9: ZWEI SCHREIBER AM ASSYRISCHEN KÖNIGSHOF, DER EINE SCHREIBT AUF PAPYRUS ODER LEDER, DER ANDERE AUF EINE TONTAFEL. WANDMALEREI AUS TIL BARSIP, 8. JH. V.CHR.

(FAIST, B.: *Sprachen und Schriften in Assur*. IN: MARZAHN, J., SALJE, B. (HRSG.): WIEDERERSTEHENDES ASSUR. MAINZ AM RHEIN, 2003.)

Der Verbreitungsgrad der aramäischen Schrift lässt sich nicht nur an der Zahl entsprechender Textdokumente ablesen, er wird überdies in der ‚Alltäglichkeit‘ des Schriftgebrauchs anschaulich: so verwendete man aramäische Buchstaben zur Kennzeichnung von Vieh. Doch am deutlichsten zeigt sich dies in akkadischen Benennungen für einige aramäische Buchstaben, z.B. *mîmi* für den Buchstaben Mem.<sup>47</sup>

Auch hat, wie Michael P. Streck zeigt, die Alphabetschrift durchaus Folgen für die zeitgenössische Orthographie der sumero-akkadischen Keilschrift gezeitigt.<sup>48</sup> Und möglicherweise hat man auch im Falle der armäischen

Claude Baurain et al., Namur, 1991, S. 173- 185. Die mesopotamische Schriftkultur war im Grunde seit dem ausgehenden 3. Jt. durch latente Bilingualität charakterisiert. Zumindest in der Ausbildung und in Gelehrtenkreisen – war das Sumerische bis in die Schlussphase der Keilschrift präsent.

47 Jursa, Michael, „Weitere aramäische Buchstabennamen in akkadischer Überlieferung“, in: *N.A.B.U.* 2002/n°1, 13) mit weiterer Literatur.

48 Streck, Michael P., „Keilschrift und Alphabet“, in: *Hieroglyphen – Alphabete – Schriftreformen. Studien zu Multiliteralismus, Schriftwechsel und Orthographienregelungen* (Lingua





ABB. 10: JURISTISCHE URKUNDE AUS DEM 7. JH. V.CHR., HAUPTTEXT IN KEILSCHRIFT, BEISCHRIFT MIT TINE IN ARAMÄISCHER BUCHSTABENSCHRIFT. (RADNER, K.: *BATSH 6, Die neuassyrischen Texte aus Tall Seh Hamad*. BERLIN 2002.)

Buchstabenschrift und der akkadischen Keilschrift mit Schreibkompatibilität experimentiert, wie bereits in Ugarit. In der Tontafelsammlung des British Museum befindet sich ein kleines, beschädigtes hochrechteckiges Tontäfelchen, vielleicht die Schreibübung eines Keilschriftschülers aus dem 7. Jh., das von Irving Finkel als ‚babylonisches ABC‘ identifiziert wurde.<sup>49</sup> {Abb. 11} Die Tafel zeigt drei Spalten: in der linken und der mittleren Spalte sind untereinander akkadische Keilschriftzeichen gegeben, die offensichtlich die Phoneme des aramäischen Alphabets repräsentieren. Der Schreiber hat also zwei Mal hintereinander das aramäische Alphabet ‚quasiphonetisch‘ in akkadischer Keilschrift geschrieben (die dritte Spalte enthält Berufsbezeichnungen). Über den Zweck dieser Übung lassen sich nur Vermutungen anstellen. Wollte man aramäische Texte ins Akkadische transkribieren? Oder sollte das System der akkadischen Keilschrift radikal vereinfacht werden,

Aegyptia – Studia monographica 3), hg. von Dörte Borchers et al., Göttingen, 2001, S. 77-97.

49 Finkel, Irving L., „A Babylonian ABC“, in: *British Museum Magazine* 31, 1998, S. 20-23.

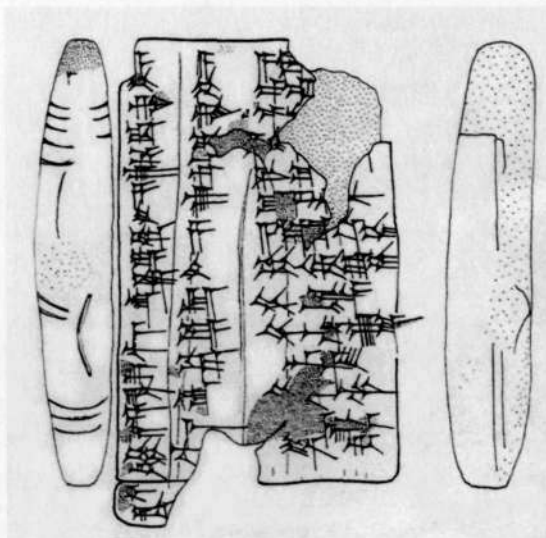


ABB. 11: ZEICHENLISTE, MIT "ALPHABETISCH" ANGEORDNETEN SILBENZEICHEN AKKADISCHER KEILSCHRIFT UND DEN JEWEILIGEN AUSSPRACHEGLOSSEN.  
(FINCKEL, I. L.: *A Babylonien ABC*. IN: BRITISH MUSEUM MAGAZINE 31. LONDON, 1998.)

indem man mit Hilfe des aramäischen Inventars ein entsprechendes keilschriftliches System schuf?

[3] Besonderes Interesse dürfte einer kleinen Gruppe von Tontafeln zukommen, die Ausschnitte aus sumerischen und akkadischen Texten in griechischer Buchstabenschrift zeigen.<sup>50</sup> Überwiegend handelt es sich dabei um Excerpte aus sogenannten kanonischen Texten, d.h. Texten, die über viele Jahrhunderte unter den Schriftgelehrten überliefert wurden. Auf der Vorderseite der Tafel ist der sumerische oder akkadische Text in Keilschrift, auf der Rückseite derselbe Text in griechischen Buchstaben gegeben. {Abb. 12} Da dieses Verfahren typisch für die mehrsprachige und mehrschriftige Ausbildung der Keilschriftschreiber ist, könnte man vermuten, dass auch diese Graeco-Babyloniaca dem Bereich der Schule zuzurechnen sind.<sup>51</sup>

50 Nach verstreuten Einzeleditionen zusammengestellt durch Oelsner, Joachim, *Materialien zur babylonischen Gesellschaft und Kultur in hellenistischer Zeit*, Budapest, 1986, S. 239-244. –, „Zur Bedeutung der 'Graeco-Babyloniaca' für die Überlieferung des Sumerischen und Akkadischen.“, in: *Mitteilungen des Instituts für Orientforschung* 17, 1972, S. 356-364. Knudsen, Ebbe E., „On Akkadian Texts in Greek Orthography“, in: *Living Waters. Scandinavian Orientalistic Studies pres. to Prof. Dr. F. Lokkegaard on his Seventy-Fifth Birthday*, hg. von Egon Keck, et al., Copenhagen, 1990, S. 147-161. Maul, Stefan M., „Neues zu den 'Graeco-Babyloniaca'“, in: *Zeitschrift für Assyriologie* 81, 1991, S. 87-107. Geller, Mark J., „The Last Wedge“, in: *Zeitschrift für Assyriologie* 87, 1997, S. 43-95. –, „Graeco-Babyloniaca in Babylon“, in: *Babylon: Focus mesopotamischer Geschichte, Wiege früher Gelehrsamkeit, Mythos in der Moderne* (Colloquien der Deutschen Orient-Gesellschaft 2), hg. von Johannes Renger, Saarbrücken, 1999, S. 377-383.

51 Gesche, Petra, *Schulunterricht in Babylonien im ersten Jahrtausend v.Chr.* (Alter Orient und Altes Testament 275), Münster, 2001, S. 184-185.



Plate II

ABB. 12: TONTAFELFRAGMENT (CA. 2. JH. V. – 1. JH. N.CHR.), DAS EINEN TEXT IN AKKADISCHER KEILSCHRIFT UND PHONETISCH TRANSKRIBIERT IN GRIECHISCHER BUCHSTABENSCHRIFT ZEIGT.

(GELLER, M. J.: *The Last Wedge*. IN: ZA 87. BERLIN, 1997.)

Von diesem ‚Schulmuster‘ weichen allerdings zwei Texte ab, die nur in griechischer Schrift beschrieben sind.<sup>52</sup> Man wird also vielleicht eine andere, weitergehende Erklärung finden müssen.

Paläographische Untersuchungen der in griechischer Schrift gegebenen Passagen der *Graeco-Babyloniaca* ergaben Datierungsansätze zwischen dem 1. vorchristlichen bis ins frühe 3. nachchristliche Jahrhundert.<sup>53</sup> Die folgende Zeile aus einem solchen Text mag einen Eindruck von der Umsetzung des Sumerischen bzw. des Akkadischen in griechische Buchstaben geben.<sup>54</sup>

Griech. Buchstaben:	ανι	ηχου	κεβι	σεβη	λιλιλ
Sum. + Akk. Text:	an.gim	hé.kù	kīma	šamê	L7LiL
Übersetzung:	Gleich dem Himmel möge er/es rein sein.		Gleich dem Himmel möge er/es rein sein.		

Die Umsetzung des phonetischen Inventars sowohl des Sumerischen wie auch des Akkadischen in griechische Phonographen ist keineswegs willkürlich, sondern folgt offenbar einer relativ standardisierten Transkriptionsvorgabe.<sup>55</sup>

52 Beides sind jedoch offenbar Palimpseste, da sich unter dem griechischen Text Spuren von Keilschriftzeichen erkennen lassen, Maul, Stefan, „Neues zu den *Graeco Babyloniaca* ...“ (s.o. Anm. 50) S. 88.

53 S. z.B. Geller, Mark, „The Last Wedge“ (s.o. Anm. 50) S. 79. Genaue Daten bei Oelsner, Joachim, „Sie ist gefallen, sie ist gefallen, Babylon, die große Stadt. Vom Ende einer Kultur“. *Sitzungsberichte der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, philol.-hist. Kl.* 183/1, Leipzig, 2002, S. 15 Anm. 39 und 40.

54 Ash. 1937.993, Rs. 1 nach der Umschrift von Maul, „Neues zu den ...“ S. 93.

55 Maul, „Neues zu den ...“ bietet S. 107 eine phonographische Umschrift-Tabelle.

Es stellt sich die Frage welchen ‚Sitz-im-Leben‘ diese ‚Versuche‘ hatten. Wollte man auf diese Weise die althehrwürdigen Texte anderen, die – aus welchen Gründen auch immer – die komplizierten Keilschriftsysteme nicht erlernen konnten – erschließen? So stellt Joachim Oelsner die Frage, ob für die babylonischen Glossen des Hesych Vorlagen akkadischer und sumerischer Texte in griechischen Buchstaben verfügbar waren.<sup>56</sup> „Umschrifttexte stellten wahrscheinlich nicht nur eine Ausnahmeerscheinung dar. Mit ihnen könnte man auch das Verschwinden der Tontafel in Verbindung bringen. Wenn man davon ausgeht, daß die Keilschrift nur bis zum 1. Jh. u.Z. verwendet wurde, Kenntnis des Akkadischen jedoch bis zum 2. Jh. u.Z. bestand, dann muß eine zeitliche Differenz von mindestens einem halben Jahrhundert überbrückt werden. Mit der Annahme der Verwendung der ‚modernen‘ Beschreibstoffe anstelle der ‚altmodischen‘ Tontafel wäre das möglich.“<sup>57</sup> Es könnte – Oelsner fortführend – noch eine weitergehende Hypothese gewagt werden: Vielleicht war die Übertragung sumerischer und akkadischer Keilschrifttexte der gelehrten Tradition in griechische Buchstabenschrift ein Versuch, die mesopotamische Schriftkultur über den angesichts des vorhersehbaren Untergangs der letzten großen Orte des Wissens – so z.B. das Eanna-Heiligtum der Stadt Uruk im 1. Jahrhundert n.Chr. – zu bewahren.

56 Oelsner, Joachim, *Materialien zur babylonischen Gesellschaft und Kultur...* (s.o. Anm. 50) S. 473 Anm. 905.

57 Oelsner, Joachim, *Materialien zur babylonischen Gesellschaft und Kultur...* S. 244.



**Rechnen**



## Sandrina Khaled

### *Ψόφος und φωνή. Die mathematische Formalisierung des Hörbaren in Archytas von Tarents Ἀρμονικός*

Aristoteles' Überblick über „die Alten“ im Buch A der Metaphysik beschreibt die „als Pythagoreer Bezeichneten“ als „die ersten“, die „mathematische[n] Studien [...] einen bedeutenden Platz einräumten; und als sie darin erzogen worden waren, waren sie davon überzeugt, daß die konstitutiven Prinzipien (ἀρχαί) des Mathematischen auch die konstitutiven Prinzipien der seienden Dinge seien.“<sup>1</sup> Was sie dem Studium der Zahlen und der Musik abgelernt hatten, versuchten sie in Übereinstimmung und Einklang mit „den Eigenschaften und Teilen der Welt und der ganzen Weltordnung zu bringen.“ Wo das nicht gelang, „wo eine offene Stelle blieb“, „bastelten sie gerne noch etwas hinzu, damit ihre Theorie konsistent wurde.“<sup>2</sup>

Damit rettet Aristoteles ein grundlegendes Phänomen griechischer Theoriebildung: Θεόρειν, das Anschauen der Erscheinungen wirkt willkürlich, hinzufügend, unangemessen. Augenfälliges Beispiel ist ihm Philolaos von Kroton, der seine Kosmologie an Pythagoras' Tetraktýs ausrichtete, indem er den neun sichtbaren Himmelskörpern eine „Gegen-Erde“ andichtete.<sup>3</sup> An Philolaos' apriorischer Denkweise offenbart sich ihr Vorgehen, sie verklebt offene Stellen und fügt so die Vielfalt des Seienden zu einem Ganzen zusammen. Das von Aristoteles im Zuge seiner antiplatonischen Polemik pejorativ gemeinte προσγλύχεσθαι kann für alle Formen griechischer Synthesis

1 Aristoteles, *Metaphysik*, 985b 23 ff., zitiert nach der sensiblen Übersetzung von Jaap Mansfeld, in: Mansfeld, Jaap, *Die Vorsokratiker* 1 Griechisch/Deutsch, Stuttgart 1983, S. 146. Aristoteles ist einer der wichtigsten Gewährsmänner für die pythagoreische Überlieferung, zumal er Platons πυθαγορίζειν (die Pythagoreer in Form und Sitten nachmachen) und die authentische unteritalische Lehre vor Augen hatte.

2 ebenda, Mansfeld gibt das Kompositum „προσγλύχεσθαι“ (hinzu kleben) mit „basteln“ wieder und ruft damit Levi-Strauss' Bricolage auf.

3 Philolaos, A 16, in: Diels, Hermann/Kranz, Walter (Hrsg.), *Die Fragmente der Vorsokratiker*, Bd. 1, 6. Auflage, Berlin 1951, S 403. Das von Pythagoras geprägte Wort „Tetraktýs“ bedeutet ‚Gesamtheit von vier Zahlen‘ und repräsentiert die Zahl 10 als Ergebnis der vier untereinander in Form einer Dreiecksfigur ausgelegten Zahlen  $1 + 2 + 3 + 4 = 10$ . Die Tetraktýs entsteht durch das Setzen von ψέφοι (Rechensteinen) auf eine als unbegrenzt gedachte Fläche. Durch die Verdoppelung der 1, die selbst nicht als Zahl, sondern als erzeugendes Prinzip gilt, wird bei jedem Schritt ein weiterer Bereich des Unbegrenzten umschlossen und begrenzt. Der prokreative Charakter der 1 erklärt sich daraus, daß die „Kindererzeugung“ (τέκνοσις) für die Griechen eine der wertvollsten Weisen der Größenvermehrung darstellte. Die an der Tetraktýs zutage tretenden Zahlenverhältnisse stehen auch für die musikalischen Intervalle. Das Verhältnis 2 : 1 bezeichnet die Oktave, 3 : 2 die Quinte und 4 : 3 die Quarte.



stehen. Sie kennt Teile oder Elemente (στοιχεῖα), die in ihrer Reihung ein Ganzes ergeben. Στοιχεῖα existieren nur zusammen als Glieder einer Reihe, einer Folge, einer Zeile. Die Rückführung der Erscheinungen auf eine begrenzte Anzahl von ἀρχαί, ἀρίαι oder ὑπόθεσεις, die als στοιχεῖα vorgestellt werden, ihre Eingemeindung in eine auf Lückenlosigkeit und Vollzähligkeit angelegte Struktur erzeugt in Aristoteles' Augen Unstimmigkeiten. Der Blick auf die Erscheinungen ist verstellt durch Vorentscheidungen.

Daß Vorentscheidungen auch in ihrem Scheitern produktiv sein können, demonstriert der Ἀρμονικός von Philolaos' Schüler Archytas von Tarent. Er stützt sich auf zwei mächtige Modelle eines in στοιχεῖα zerlegbaren Ganzen, die Zahl als eine diskrete Menge von Einheiten und die Stimme festgehalten in der durch Melodie, Versfuß und Schrift dreifach gebundenen Sprache des Gesangs. Unter Berufung auf die Schule, der er zugehört, konstatiert Archytas, daß es vier miteinander verschwisterte Wissenschaften (μαθήματα) gibt, die Arithmetik, die Geometrie, die Astronomie und die Musik.

Schön erscheinen mir diejenigen, die über die mathematischen Dinge richtig urteilen, und es ist nicht sonderbar, daß sie darüber, wie die einzelnen Dinge beschaffen sind, richtig denken. Weil sie die Natur des Ganzen in schöner Weise beurteilt haben, konnten sie auch die Beschaffenheit der Dinge im einzelnen in schöner Weise sehen. So haben sie uns auch eine klare Einsicht über die Geschwindigkeit der Gestirne und über ihren Auf- und Untergang überliefert und über Geometrie, Zahlen und ganz besonders über Musik. Denn diese Wissenschaften scheinen verschwistert zu sein. Denn sie beschäftigen sich mit den ersten zwei verschwisterten Gestalten des Seienden.“<sup>4</sup>

Bruno Snell zufolge läßt sich Abstraktion im Griechischen in der Substantivierung von Verben erkennen, deren Bedeutung „schon geraume Zeit vor dem Auftreten der Begriffe festgelegt“ ist. Er erblickt in Archytas' Verwendung des von dem Verb μαθηθεῖν (lernen, erfahren) abgeleiteten Nomen τὰ μαθήματα eine erste Unterscheidung von „einzelnen Lehrgegenständen“ und in ihrer geschwisterlichen Zusammenführung die Entstehung von Wissenschaft.<sup>5</sup> Bedeutete μαθηθεῖν bei Homer eine aus Schicksalsschlägen gewonnene Erfahrung, das sich Gewöhnen an die Not des Lebens, so bildet es der „älteste uns erhaltene mathematische Text“ zu einem Sammelwort für theoretisches Wissen um.<sup>6</sup> Wie τὰ ὄντα das Seiende als solches bezeichnet, dessen wissenschaftliche Betrachtung Ontologie heißt, meint τὰ μαθήματα die Fügung von einzelnen Wissensgegenständen zu einem

4 Archytas, B1, in: Diels, Hermann/Kranz, Walter (Hrsg.), *Die Fragmente der Vorsokratiker*, Bd. 1, 6. Auflage, Berlin 1951, S. 431f., Übersetzung durch mich, SK. Diels vermutet in den beiden ersten verschwisterten Gestalten des Seienden Zahl und Größe

5 Snell, Bruno, *Die Ausdrücke für den Begriff des Wissens in der vorplatonischen Philosophie*, Berlin 1924, S. 19.

6 Vgl. van der Waerden, B. L., *Die Harmonielehre der Pythagoreer*, in: *Hermes* 78 (1943), S. 182.

nach Regeln prozedierenden Wissen, das in das Singularetantum ‚Mathematik‘ einmünden wird.<sup>7</sup> Die Weise, in welcher mit μαθήματα zu verfahren ist, erklärt Archytas' Vorrede mit dem als Partizip verwendeten Verb διάγειν. Das aus der Präposition διά (durch, hindurch) und dem Verb γίγνεσθαι gebildete Kompositum entstammt der Sphäre der Rechtssprechung. Es beschreibt eine Technologie des Erkennens: durch die Phänomene hindurch zu einer Beurteilung gelangen. Aus Archytas, der die pythagoreische Proportionenlehre auf die Regulierung Tarents anwandte, spricht eine Herrscherpersönlichkeit einer der einflußreichsten unteritalischen Poleis.<sup>8</sup> Was er unter μανθάνειν versteht, berichtet ein von dem Buch Περί τὰ μαθήματα erhalten gebliebenes Fragment.

Denn man muß durch Erlernen von einem anderen oder durch eigene Nachforschung herausfinden, was man nicht wußte, um wissend zu werden. Das Lernen findet durch einen anderen statt und mit fremder Hilfe, das Herausfinden dagegen durch uns selbst und mit eigener Hilfe. Das Herausfinden ist aber ohne Suchen schwierig und selten, mit Suchen aber leicht und mühelos; für den Nichtwissenden aber ist das Suchen unmöglich.<sup>9</sup>

Das Verb μανθάνειν ist hier in eine Partizipialkonstruktion eingefaßt, die es dem Verb ἐξευρίσκειν gegenüberstellt, um auf das Verb ἐπιστάσθαι zuzulaufen. Lernen ist das, was man von einem Lehrer erfährt. Es besitzt mimetischen Charakter, während die eigene Nachforschung eine Suchbewegung darstellt, die jedoch ohne dieses durch Nachahmung gewonnene Vorwissen ins Leere zu laufen droht. Das Erlernen ist der nachforschenden Suche vorgeordnet. Die folgenden, nicht direkt anschließenden, aber vermutlich aus der selben Quelle stammenden Sätze legen nahe, daß Archytas die Mathematik als ersten Lehrer und in ihrer Übertragung auf andere Gebiete als Movens eigener Nachforschung ansieht.

7 Die Sammlung war für die Griechen bedeutsam und ehrwürdig. In einem von Griechenlands erster Dichterin, Sappho, erhaltenen Fragment reguliert der Abendstern, zumal die Hirten von jetzt auf gleich mit nachtschwarzer Dunkelheit konfrontiert waren, das Heimkommen der nahrungsspendenden Herden, vgl. Sappho, Fragment 120, in: Campbell, David A. (Hrsg.), *Greek Lyric I*, Cambridge (Mass.), London, 1991, S. 142. Nur das, was deutlich sichtbar ist, kann versammelt werden. Der Logos der Sammlung hat sich auch tief in die griechische Sprache eingegraben, gewichtige Sammelwörter ziehen als grammatisches Subjekt ein Prädikat im Singular nach sich.

8 Griechische Stadtstaaten wählten ihre Strategen für ein Jahr, so auch das um 706 von spartanischen Auswanderern gegründete Tarent. Diogenes Laertios zufolge kam Archytas die Ehre zu, sieben Mal in Folge gewählt zu werden. Der Peripatetiker und gebürtige Tarentiner Aristoxenos berichtet, daß er nie eine Schlacht verlor und als er durch eine Intrige aus dem Amt gedrängt wurde, die Tarentiner eine militärische Niederlage erlitten, vgl. Archytas A1, in: Diels Hermann/ Kranz, Walter (Hrsg.), *Die Fragmente der Vorsokratiker*, Bd. 1, op. cit., S. 421. Laut Suda wurde er zum Autokrator gewählt, was ihm ermöglichte, diplomatische und militärische Entscheidungen ohne Abstimmung mit dem Rat zu treffen, vgl. Archytas A2, ebd., S. 422.

9 Archytas B 3, in: Diels Hermann/Kranz, Walter (Hrsg.), *Die Fragmente der Vorsokratiker*, Bd. 1, op. cit., S. 437. Übersetzung durch mich, SK.

Aufbruch wird beendet, Eintracht wird vermehrt, wenn die richtige Rechnung (λογίζμοσ) gefunden wurde. Denn es gibt keine Übervorteilung, wenn sie entsteht und es herrscht Gleichheit. Denn mit ihr setzen wir uns über unsere Übereinkünfte auseinander. Ihretwegen nehmen die Armen von den Vermögenden und die Reichen geben den Bedürftigen, weil beide darauf vertrauen, daß sie durch sie das Gleiche besitzen. So ist sie Kanon und Hindernis der Ungerechten und veranlaßt diejenigen, die richtig zu rechnen wissen, vor dem Unrecht halt zu machen, weil sie sie davon überzeugt, daß sie unmöglich verborgen (λάθειν) bleiben werden, wenn sie an sie herankommen; denjenigen aber, die es nicht wissen, zeigt sie, daß darin ihre Ungerechtigkeit besteht und hindert sie so, Unrecht zu tun.“<sup>10</sup>

Nach Aristoteles' Bericht besteht der erste Grundsatz der Pythagoreer darin, daß das Seiende die Zahlen nachahmt. Archytas wählt ein realitätsfern anmutendes und zugleich unmittelbar einleuchtendes Beispiel, die politische Utopie. Wenn sich alle Mitglieder einer Polis auf den Logismos verstehen, wenn sich das Seiende in Zahlen darstellt, bleibt der Friede im Innern gewahrt. In der Vorstellung der Mathematik als erstem Lehrer, in der mathematischen Elementarisierung des Seienden in Form einer Analogie, in der Ausgewogenheit von Erlernen, eigener Nachforschung und richtigem Urteil kommt eine ethische Position zum Ausdruck, die Gleichheit nicht als Gemeinschaft Ebenbürtiger, die sich an außerordentlichen Taten zu übertreffen suchen, sondern als Forderung der Gerechtigkeit versteht. Das Zurückbiegen des Seienden auf den Logismos – die Armen (πίετες) nehmen von den Vermögenden (δυναμένοντες), die Reichen (πλούσιοι) geben den Bedürftigen (δεομένοι) – macht eine Polis gegen Unrecht immun und ermöglicht das Leben in Eintracht.

Λογίζεσθαι meint hier nicht einfach nur die Fähigkeit, etwas richtig auszurechnen, sondern kennzeichnet den Versuch einer offenbar machenden oder entbergenden Wiedergabe dessen, was ist. Darauf deutet das Verb λανθάνειν. Diejenigen, die richtig zu rechnen wissen, werden „unmöglich verborgen bleiben“. Aber auch diejenigen, die an der richtigen Rechnung scheitern, gehen nicht leer aus. Weil sie ihnen ihr Unvermögen vor Augen führt, können sie zumindest die Quelle ihrer Ungerechtigkeit erkennen.

Der Logismos decouvriert Vermögen und Unvermögen gleichermaßen. Woher rührt diese entbergende Kraft? Nach der These von Johannes Lohmann bedeutete λόγος für die Griechen das „Vorzeigen eines Sachverhaltes“. Der griechischen Mathematik und Philosophie kam die Aufgabe zu, λόγος in Form einer „Rechenschaftsablegung“ (λόγον δίδοιαι) vorzulegen. Lohmann zufolge geschah dies durch das Aufstellen eines Verhältnisses (λόγος) zwischen zwei und im Falle der Analogie zwischen vier Größen, wobei sie den zweigliedrigen Logos zu dem Maß macht, an dem die Größen

10 Archytas B 3, in: Diels, Hermann/Kranz, Walter (Hrsg.), *Die Fragmente der Vorsokratiker*, Bd. 1, op. cit., S. 437. Übersetzung durch mich, SK.

aneinander gemessen werden. Die Analogie ist eine Beziehung der Beziehungen, insofern sie „je nach der Betrachtungsweise eine der beiden Beziehungen zum Bezogenen (relatum) macht.“<sup>11</sup> So gesehen, wäre die Analyse dessen, was ist, eine Analyse eines in Reihen (στοίχοι) geordneten Ganzen, dessen Glieder στοιχεῖα genannt werden. Der Ausdruck στοιχεῖον ist von der Reihe (στοίχος) abgeleitet und wurde als Schrittfolge in einem Beweisverfahren verstanden, dem liegt eine dynamische Auffassung des Wortes im Sinne eines „Durchgangs durch die Sache“ zugrunde. Nach Lohmann ist Archytas' Lehre von den Mitteln das „Endresultat einer längeren Entwicklung“, deren Gegenstand die Lehre von den Gliedern der arithmetischen, geometrischen und harmonikalen Reihen, eine Analytik der Eigenschaften von στοιχεῖα, sofern sie sich in Reihen ordnen ließen, darstellte.<sup>12</sup>

Wie aber entsteht die Bedeutung von Logos als Analyse von Reihen, woraus resultiert sein aufzeigender Charakter und in welcher Weise macht er das gerechte Zusammenleben in der Polis anschaulich? Archytas' Logismos begrenzt Unrecht, weil er wie ein Monochord, das die Pythagoreer als Kanon, als Maß aller Maße betrachteten, als Meßinstrument fungiert.<sup>13</sup> Die an einem Lineal ausgespannte, in zwölf Einheiten unterteilte Saite zeigt die Zahlenverhältnisse der musikalischen Intervalle an und macht die der Anschauung verborgenen Tonhöhen sichtbar. Analog dazu visualisiert Archytas' politischer Entwurf das Verhältnis von Arm und Reich als Konsonanz. Was wäre, wenn sich das Geben der Vermögenden und das Nehmen der Bedürftigen im Raum der ἀρμονία abspielte? Wie Lohmann feststellt, ist griechische Musik „Analyse der ἀρμονία“, also der Oktave, die eine in sich geschlossene Ganzheit darstellt, aber auch in Zahlenverhältnisse zerlegt werden kann. Diese Zahlenverhältnisse oder λόγοι erbringen aber weder die Zusammenfügung der zwei Tetrachorde (ἀρμονία) noch der Durchgang durch die Töne der siebensaitigen Kithara, die der Oktave als Tonumfang des ganzen Instruments den Namen δίαπασσον (durch alle Töne hindurch)

11 Lohmann, Johannes, Mythos und Logos, in: Ders., *Musike und Logos. Aufsätze zur griechischen Philosophie und Musiktheorie*, hg. von Anastasios Giannarás, Tübingen 1970, 105-113, S. 108.

12 Vgl. Lohmann, Johannes, System und Tonart, in: Ders., *Musike und Logos*. op. cit., 89-101, S. 95f.

13 Nach van der Waerden sind die Pythagoreer nicht „von exakten Messungen an gespannten Saiten ausgegangen, sondern sie haben auf Grund von alltäglichen Erfahrungen an Blas- und Saiteninstrumenten die Zahlenverhältnisse für Oktave, Quinte und Quarte gefunden. [...] Erst nach 300 haben die ‚Kanoniker‘ durch Messungen am Monochord die Grundlagen der pythagoreischen Musiktheorie experimentell bestätigt.“ Vgl. van der Waerden, B. L., *Die Harmonielehre der Pythagoreer*, op. cit., S. 165. Dagegen argumentiert Szabó mit Bezug auf jene Stelle in der *Epinomis* (991 A), in der die Zahlenverhältnisse von Quinte und Quarte zwischen den Zahlen 6 und 12 untergebracht sind: „In der Mitte von der 6 zu der 12 hat sich das Verhältnis hemolion (3 : 2) und das andere, das epitriton (4 : 3) ergeben.“ Das lasse auf Experimente mit dem zwölfgeteilten Kanon schließen, „die angeführten Worte aus der *Epinomis* sind also ein schlagender Beweis für die Existenz des musikalischen Meßinstrumentes, des Kanons, zu Platons Zeiten, ja aller Wahrscheinlichkeit nach auch schon vor ihm. Jene modernen Versuche, die in dem *Kanon der Pythagoreer* eine nachträgliche, späterfundene Versuchsordnung erblicken wollten, waren verfehlt“, in: Szabó, Árpád, *Entfaltung der griechischen Mathematik*, Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich, 1994, S. 148, Hervorhebungen im Original.

eintrug, sondern der Kanon. In der musikalischen Praxis erhielt man die Intervalle aber nicht mit den λόγοι des Kanon, sondern mit dem Zusammengriff der Saiten des Instruments. Erst die Reduktion der zwei Tetrachorde, der ἄρμονία, auf eine einzelne Saite, den Kanon, bringt Zahlenverhältnisse ins Spiel. Der Kanon stellte nicht nur ein frühes Instrument mathematischer Visualisierung dar, in dem pythagoreischen Sinne, daß man allererst von einem ersten Lehrer lernt, sondern lieferte darüberhinaus eine Struktur, die dem Seienden eine sich in Teilungen manifestierende Endlichkeit und somit ein Maß gewährte.

Die Weise, wie „diejenigen, die über die mathematischen Dinge nachdenken“ vorgehen, erscheint Archytas „καλῶς“ (schön). Schön ist das richtige Schauen (ὀρθῶς θέορειν) auf die Natur des Ganzen, das es ermöglicht auch seine Teile einer schönen Betrachtung zu unterziehen.<sup>14</sup> Das Wort ‚schön‘ verweist auf den kalistischen Zug pythagoreischer Mathematik, die sich von der Musik her denkt. Archytas entwickelt eine Mathematik dessen, was alle Griechen als das Schönste ansahen, Musik und Gesang als unabdingbare Begleiter der Theoria. Pindars zehnte Pythische Ode besingt das Land der Hyperboreer, das der Gott Apoll alljährlich besucht, um dort die Wintermonate zu verbringen:

„An ihren beständigen Festen und frommen Gebeten freut sich besonders Apollon,/ und er lacht, wenn er sieht die sich aufbäumende Wildheit der Tiere.

Die Muse fehlt aber nicht/bei ihrem Treiben: überall regen sich Mädchenhöre,/ der Schall der Leiern und Flötengetön,/ mit goldenem Lorbeer stecken sie sich ihr Haar auf und speisen heiteren Sinns./ Krankheiten und lähmendes Alter befallen das heilige Volk nicht.“<sup>15</sup>

Die Musik ist der unmittelbarste Ausdruck einträchtigen Lebens im Gegensatz zum Krieg, den Aischylos als „tanzlos, leierlos und tränenvoll“ beschreibt.<sup>16</sup> Nimmt man die Fragmente von Περί τὰ μαθήματα und die Einleitungssätze des Ἀρμονικός zusammen, so wird hier jener Zusammenhang

14 Diels stellt B1 an dieser Stelle aus Porphyrios' Kommentar zur Ptolemäischen Harmonielehre her und übernimmt von ihm das Verb φρονεῖν für „denken“. Bowen orientiert sich an Blass und setzt θέορειν ein. Letzteres stimmt besser mit der Verwendung des Wortes „schön“ zusammen, das auch das Verb ὀρῶ attribuiert. θέορειν bedeutet Schauen oder genauer das festliche Anschauen. Nach Joachim Ritter ist Theorie „vorphilosophisch die Festgesandtschaft zu den heiligen Spielen: das 'griechische Volksempfinden' sah in den Bestandteilen des zusammengesetzten Wortes théoros das Wort für Gott. [...] Pythagoras soll, gefragt nach dem Wesen der Philosophie, die Antwort gegeben haben, daß der Mensch durch die Geburt in die Weltordnung als in ein Fest Gottes kommt. Während die einen auf diesem Fest ihrem Vergnügen nachgehen und andere die Gelegenheit nutzen, ihre Waren feilzubieten, ist der Philosoph derjenige, der in der Theorie den Sinn des Festes begreift.“ Ritter, Joachim, *Die Lehre vom Ursprung und Sinn der Theorie bei Aristoteles*, in: Ritter, Joachim, *Metaphysik und Politik bei Aristoteles und Hegel*, Frankfurt/M. 1988, 2. Aufl., 9-33, S. 16.

15 Pindar, Pyth. X. 3, 34-43, in: Pindar, Oden, Griechisch/Deutsch, übers. von Eugen Dönt, Stuttgart, 1986, S. 167. ἡ εὐφρομία bedeutet das andächtige Gebet, das andächtige Schweigen, aber auch den freudigen Zuruf.

16 Aischylos, Supp. 681, zit. nach West, M. L., *Ancient Greek Music*, Oxford 1992, S. 13.

von mathematischer und ethischer Wahrheit begreiflich, den Platon nach Athen transferiert.

Auf den ersten Blick scheint der Ἀρμονικός eine Definition von Schall als solchem (ψόφος), eine begriffliche Unifizierung und neutrale Beschreibung von Schallereignissen unterschiedlichster Natur über die Bestimmung der Tonhöhe vorzunehmen. Tatsächlich aber leisten das erst Archytas' Leser, Platoniker und Peripatetiker, die seine Denkweise prüfen, sich zu eigen machen, sich von ihr anleiten lassen. Archytas dagegen initiiert und er bewegt sich auf genauso unsicherem Terrain wie sein Lehrer Philolaos. Er stellt das ureigenste Thema der Lyrik, die Stimme, in die Reihe der μαθήματα, um sie berechnen zu können.

Der eigentliche Gegenstand seiner Untersuchung ist die Stimme des Sängers und des politischen Redners, wobei er zwischen Hören einerseits und stimmlicher Verlautbarung andererseits unterscheidet. Die nähere Bestimmung von ψόφος fällt in das Register des Hörens. Leitende Frage ist, wie entsteht ein Schall und in welcher Weise dringt er in das Gehör ein, das als ein enghalsiges Gefäß, eine Art Dipylon-Kanne, vorgestellt wird.

Zuerst also überlegten sie sich, daß es nicht möglich ist, daß Schall entsteht ohne einen Schlag von etwas an ein anderes. Schlag, aber sagten sie, entstünde dann, wenn die sich bewegenden (Körper) gegenseitig treffen und zusammenstoßen. Diejenigen (Körper) nun, die sich in entgegengesetzter Richtung bewegen und einander begegnen, erzeugen Schall, indem sie sich gegenseitig hemmen; diejenigen (Körper) aber, die sich in gleicher Richtung, aber nicht gleich schnell fortbewegen, indem sie von den nachkommenden eingeholt, getroffen würden. Viele von diesen Schällen können nun mit unserer Physis nicht wahrgenommen werden, manche wegen des schwachen Anschlags, manche wegen der weiten Entfernung von uns, einige auch wegen ihrer außerordentlichen Stärke. Denn die derartig lauten Schälle könnten nicht in unser Ohr eindringen, wie sich ja auch in die enghalsigen Gefäße, sobald man viel eingießen will, nichts eingießen läßt. Von den an unseren Sinn anschlagenden Schällen erscheinen uns nun die, welche von dem Schlag her schnell und stark zu uns dringen, hoch, die aber langsam und schwach, tief zu sein. Denn nimmt man eine Gerte und bewegt sie langsam und schwach, so wird man mit dem Schlag einen tiefen Ton erzeugen, bewegt man sie aber schnell und stark, einen hohen.<sup>17</sup>

Demzufolge entsteht Schall durch das Aneinanderschlagen von Körpern oder durch das Zusammentreffen eines Körpers mit der Luft. Archytas analysiert Schall als eine Bewegung in der Luft oder Bewegung der Luft, und

17 Archytas Fragment B 1, in: Diels, Hermann/Kranz, Walter (Hrsg.), *Die Fragmente der Vorsokratiker*, Bd. 1, op. cit., S. 432f. Übersetzung durch mich, SK.

setzt die Tonhöhe in Beziehung mit der Fortpflanzungsgeschwindigkeit und Kraft dieser Bewegung.<sup>18</sup> Die Bemerkung über die „lauten Schälle“, welche das Ohr nicht zu penetrieren vermögen, hat dazu geführt, Archytas' Ansatz mit der Harmonie der Sphären in Verbindung zu bringen, die aber eher den spekulativen Duktus der platonischen Schule inspiriert hat.<sup>19</sup> Dagegen sprechen die Eingangsbemerkungen über das Geschwisterverhältnis der μαθέματα. Sie behaupten ihren gemeinsamen Untergrund in den Begriffen von Anzahl und Größe. Es liegt daher nahe anzunehmen, daß Archytas' mathematische Modellierung eines akustischen Phänomens auf Theoreme zurückgreift, die für die anderen μαθέματα gleichermaßen zutreffen. In dieser Weise ist er auch von der Überlieferung wahrgenommen worden. So bemerkt Proklos in seinem Kommentar zu Euklid mit Bezugnahme auf die *Historia geometriæ* des Aristotelesschülers Eudemos von Rhodos:

In dieser Zeit [Platons, SK] lebten auch Leodamas von Thasos, Archytas von Tarent und Theaitetos von Athen, durch welche Theoreme vermehrt und in eine wissenschaftlichere Ordnung gebracht wurden.<sup>20</sup>

Und Aristoxenos berichtet, daß er der „erste war, der die Mechanik auf mathematische Prinzipien (ἀρχαί) hinführte.“<sup>21</sup> Demnach hat Archytas Theoreme gefunden, eine Systematisierung mathematischen Wissens befördert und seiner Schule gemäß die Mathematik auf andere Phänomenbereiche übertragen. Wissen über ein bestimmtes Phänomen soll in einem nachvollziehbaren Beweisgang aus ersten Prinzipien hergeleitet werden, wobei diese ἀρχαί mathematischen Ursprungs sind. Hat Archytas die Besitzverhältnisse innerhalb der Polis anhand des Logismos offenbar zu machen versucht, so wählt er bei der theoretischen Durchdringung des Schalls eine geometrische Beweisordnung. Durch Eudemos ist sein Lösungsversuch zur Verdoppelung des Würfels überliefert. Zur Ermittlung zweier mittlerer Proportionale, auf die Hippokrates von Chios das Delische Problem geführt hatte, fand er eine kinematische Lösung, in der geometrische Figuren gegeneinander gedreht werden und sich auf der Oberfläche eines Halbzylinders in einem Punkt schneiden.<sup>22</sup> Dieses Modell

18 Diese in der Antike einflußreichste und weit verbreitete Theorie ist falsch, die Tonhöhe ist nicht abhängig von der Fortpflanzungsgeschwindigkeit und somit der Kraft, mit der sich ein Ton ausbreitet, sondern von der Schwingung oder Frequenz des ihn erzeugenden Klangkörpers.

19 Zu dieser auf Aristoteles und Porphyrios zurückgehenden Zuordnung vgl. Ingemar Dühring, Ptolemaios und Porphyrios über die Musik, Göteborg 1934, S. 159f. Auch Bowen erblickt in der Sphärenharmonie den charakteristischen Zug pythagoreischer Astronomie, vgl.: Bowen, Alan C., *The Foundations of Early Pythagorean Harmonic Science: Archytas*, Fragment 1, in: *Ancient Philosophy* (1982) Heft 2, 79-104, S. 86.

20 Archytas A6, in: Diels, Hermann/Kranz, Walter (Hrsg.), *Die Fragmente der Vorsokratiker*, Bd. 1, op. cit., S. 423. Übersetzung durch mich, SK.

21 Archytas A1, in: Diels, Hermann/Kranz, Walter (Hrsg.), *Die Fragmente der Vorsokratiker*, Bd. 1, op. cit., S. 421. Übersetzung durch mich, SK.

22 Archytas A 14, in: Diels, Hermann/Kranz, Walter (Hrsg.), *Die Fragmente der Vorsokratiker*, Bd. 1, 6. op. cit., S. 425-427. Hippokrates macht sich die naive Vorstellung zunutze, wo-

sich treffender Figuren wird auf den Phänomenbereich des Akustischen appliziert. Während das Zusammentreffen der Figuren im geometrischen Beweis stumm bleibt, auch ihre Bewegung nur in Bezug auf ihre Richtung interessiert, ist es in der Akustik von Tönen erfüllt und Bewegung mit Geschwindigkeit und Intensität angereichert.

Die Aussage, daß ein lauter Schall nicht in das Ohr einzudringen vermag, kann auf die Erfahrung zurückgehen, daß sehr laute Geräusche, ein Knall in unmittelbarer Nähe, ein gewaltiger Donner, kurzzeitig Taubheit nach sich ziehen oder artikulierte Laute nicht zu verstehen sind, wenn sie geschrien werden. Die Sphärenharmonie dagegen bleibt ungehört, weil das Ohr an sie gewöhnt ist. Die Beschreibung des Gehörs als ein enghalsiges Gefäß verweist auf die Grenzen der Wahrnehmungsfähigkeit, sie macht aber vor allem eine Vorstellung von Wahrnehmung namhaft, wonach der in Elemente zerlegte Wahrnehmungsgegenstand auf das Sinnesorgan einwirkt. Auffällig ist, daß das Gehör keiner eingehenden Analyse unterzogen wird und in seiner Auffassung als aufnahmebereites Gefäß merkwürdig unterbestimmt bleibt. Woher rührt dieser Vorrang des Objekts? Wahrnehmung als unabdingbaren Bestandteil der Theoria thematisiert erstmals der geometrische Beweis. Weil griechische Geometer räumliche Probleme nicht in der Ebene zeichnen und somit nicht der unmittelbaren Anschauung zugänglich machen konnten, mußten sie eine solche Problemstellung zerlegen. Das Griechische kennt dafür den Ausdruck ἀναγωγῆ (etwas auf etwas anderes führen). Wo der geometrische Beweis Körper beinhaltet, und das ist der Fall bei Archytas' Halbzylinder, steht der Perfekt Imperativ 3. Person Singular νενοέστο des Verbs νοεῖν: man denke sich oder man stelle sich vor!<sup>23</sup> Die Verdoppelung des Würfels ist ein räumliches Problem, das gänzlich der Vorstellung zufiele, wenn es nicht auf die Lehre von den mittleren Proportionalen zurückgeführt

---

nach die Verdoppelung des Rauminhaltes eines Würfels durch die Verdoppelung seiner Seitenlänge erzielt werden kann. Angenommen, die Seitenlänge des Ausgangswürfels ist 2, so beträgt sein Volumen  $2^3$  ( $2 \times 2 \times 2$ ) oder 8. Die Verdoppelung seiner Seitenlänge ergibt  $4^3$  oder 64. Somit ist sein Volumen nicht verdoppelt, sondern verachtfacht. Hippokrates weiß, daß der den Würfel mit der Seitenlänge 2 verdoppelnde Würfel eine Seitenlänge aufweist, die mit den griechischen ἀριθμοί nicht sagbar (ἀρήθον, ἀλόγον) ist. Er kann sie aber sagen, indem er eine Analogie herstellt zwischen der Seitenlänge 2 mit ihrem Rauminhalt 8 und der Seitenlänge 4 mit ihrem Rauminhalt 64: 8 verhält sich zu 16 wie 16 zu 32 wie 32 zu 64. Daher muß der gesuchte Würfel auf der ersten mittleren Proportionale errichtet werden. Archytas konstruiert die unsagbare Seite. Er integriert die zwei gegebenen Geraden in geometrische Figuren und konstruiert vier ähnliche Dreiecke, die die gewünschten Proportionen ergeben.

- 23 So auch in Eudemos' Wiedergabe des Beweises, aus seiner statistischen Erfassung antiker mathematischer Begrifflichkeit schließt Reviel Netz: „Though not as common as some other verbs, *noein* is used quite often in Greek mathematics.“ Netz findet zehn Verwendungen bei Euklid, drei bei Apollonius, 38 bei Archimedes und eine regelmäßige, nicht ausgezählte Verwendung in Ptolemaios' Harmonika. „It is used when objects are either not drawn at all [...] or when the diagram, for some reason, fails to evoke them properly. The verb is relatively rare because such cases, of under-representation by the diagram, are relatively rare. It is most common with three-dimensional objects (especially with the sphere, whose Greek representation is indeed indistinguishable from a circle.“ Netz, Reviel, *The Shaping of Deduction in Greek Mathematics. A Study in Cognitive History*, Cambridge (UK), 2000, S. 53 u. Anmerk. 112.



worden wäre. Die Geometrie besitzt ein stärkeres Bewußtsein für die Grenzen der Wahrnehmung als die sie sich an einer einzelnen Saite entbergende pythagoreische Musiktheorie und legt ihr daher Objekte zurecht. Weil Archytas der Bestimmung von Schall seine an das räumliche Vorstellungsvermögen Zugeständnisse machende Lösung der Delischen Problems zugrunde legt, stößt er auf das Ohr, das nur gut hört, wenn die zu ihm dringenden Töne seiner Physis entsprechen. Daher tritt die Gerte auf den Plan, ihre vor den Augen vollzogene Bewegung macht der Physis des Gehörs schnellen und starken Schlag als hoch, langsamen und schwachen als tief vernehmlich. Sie fungiert zugleich als Bindemittel, um vom Register des Hörens in das des Verlautbarens überzuwechseln.

Andrew Barker hat darauf aufmerksam gemacht, daß Epos und Tragödie außerordentlich reich an Wörtern für Geräusche waren, aber erst mit Archytas' Musiktheorie eine Sprache zur neutralen Beschreibung des Schalls entwickelt wurde. Barker zufolge gaben „Dichter“ Schallereignisse mit Nomen und Verben und nicht mit eigenschaftszuweisenden Adjektiven wieder.

The poets use adjectives to give colourful descriptions of sound surprisingly rarely. It is possible to read hundreds of lines of Homer – the whole first book of the *Odyssey*, for instance – and large tracts of fifth century drama without coming across any example. The point is not that the poets were uninterested in sounds and their qualities: the *Iliad*'s battle-scenes, to take only the most obvious case, are a veritable brouhaha of clangs and thuds and screams and bellows. But most often the colourful work is not done by adjectives but by nouns [...] or by verbs [...]. This familiar way of speaking becomes a problem for the scientists simply because it could not be transferred directly into their own analyses. [...] They needed something for which the inherited pattern of discourse made only scanty provision: that is, a way of referring neutrally to a sound of any sort, or to an activity of sounding, together with a rich vocabulary of adjectives to indicate special attributes associated with each class of instances. The poet's colourful nouns and verbs had to be recast in substance-and-attribute terms, where the subject, sound or sounding, remained constant and relatively neutral, and the various kinds of qualitative colouring were conveyed attributively.<sup>24</sup>

Diese wichtige Beobachtung zur dichterischen Verwendungsweise von „Wörtern für Töne“ ist dadurch getrübt, daß das daraus folgende Argument einer Außerkraftsetzung der Chronologie aufruht, indem Barker den Harmonikós zwischen Aristoteles' *Περὶ φυσικῆς* und Ptolemaios' *Ἀρμονικά* situiert. Archytas' Vorgehen folgt aber keinem Substanz-Attribut-Schema, sondern resultiert aus der Übertragung einer geometrischen Beweisordnung auf

<sup>24</sup> Barker, Andrew, „Words for Sounds“, in: Tuplin, C.J./Rihll, T.E. (Hrsg.), *Science and Mathematics in Greek Culture*, Oxford, New York, 22-35, S. 23f.

die Akustik. Aristoteles und Ptolemaios zeugen nur von Archytas' erheblichem Eingriff in die Signifikantenbatterie der Musiktheorie, zumal sie seine Terminologie allenfalls emendieren, trotz aller Einwände und Erweiterungen aber nicht über sie hinaus kommen. Weil seine kinematische Vorstellung des Schalls Geschwindigkeit und Intensität miteinbezieht, kann sie entsprechend attribuiert werden. Die das Gegensatzpaar hoch/tief eingrenzenden Adjektive schnell/langsam, stark/schwach ergeben sich also von selbst.

Ein weiteres Problem ist die von Barker behauptete Dichotomie von „scientists“ und „prescientific writers“, die homerisches Epos, attische Tragödie und Lyrik gar nicht erst unterscheidet und daher nicht zu fassen vermag, wie eng Dichtung und Musiktheorie zusammenhängen. Die spärliche Verwendung von Adjektiven, „rarely being used with merely empirical intent, just to give descriptions of the way sounds sound“, mag auf Epos und Tragödie zutreffen, nicht aber auf die Lyrik.<sup>25</sup> Barker stützt seine These, wonach „Wissenschaftler“ sich allererst vom vorwissenschaftlichen Material absetzen mußten, auf das weite semantische Feld der Adjektive ὄξύς und βαρύς, die in der Dichtung – sein Gewährsmann ist Homer – von psychologischen Konnotationen überlagert sind.

A poet who describes a sound as oksús is not normally *just* characterizing it as high in pitch; such words seem primarily intended to indicate the special kind of psychological or emotional impact that a sound make on its hearer, not to register the objective sound quality that would be detected by an uninvolved observer.<sup>26</sup>

Nun bezeichnet aber ein Philolaos-Fragment die Quinte als δὶ ὄξειᾶν (durch die hohen (Töne) hindurch).<sup>27</sup> Es erläutert die „Tonleiter“ nicht an der siebensaitigen Kithara, sondern an der Zusammenfügung (ἄρμονία) von zwei Tetrachorden. Daher rührt auch die Bezeichnung der Oktave als ἄρμονία und der Quarte als συλλαβᾶ, als Zusammenfassung der vier Saiten eines Tetrachords. Die Bezeichnung der Quinte als δὶ ὄξειᾶν ist darauf zurückzuführen, daß man in einem ersten Schritt die Quarte durch Zusammenfassung der tiefer tönenden Saiten von der Hypate bis zur Mese erhielt und die Quinte durch Zusammenfassung der Mese bis zur Nete. Dieser Beschreibung von Handgriffen ist zu entnehmen, daß sich der Ausdruck δὶ ὄξειᾶν bei jeder psychologischen Anklänge allein darauf bezieht, wie hohe

25 Barker, Andrew, „Words for Sounds“, in: Tuplin, C.J./Rihll, T.E. (Hrsg.), *Science and Mathematics in Greek Culture*, op.cit., S. 24f. Barker zieht daraus den Schluß: „Homer and the archaic lyricists [...] do not even have words that just mean 'high-pitched', low-pitched, and so on; and one would be hard pressed to find cases where one could confidently claim that as the full sense even in Euripidean drama. Hence the adoption of this terminology into the language of the empirical scientists, who evidently were aspiring to the detached observer's perspective, is unlikely to have been smooth or conceptually unproblematic.“ Ebd., S. 25.

26 Barker, Andrew, „Words for Sounds“, in: Tuplin, C.J./Rihll, T.E. (Hrsg.), *Science and Mathematics in Greek Culture*, op.cit., S. 25.

27 Philolaos, Fragment B 6, in: Diels, Hermann/Kranz, Walter (Hrsg.), *Die Fragmente der Vorsokratiker*, Bd. 1, op. cit., S. 409.

Töne tönen. Das Adjektiv βαρύς ist der erklärungsbedürftigere Part, für den nicht Homer herangezogen werden sollte, sondern die für die Entwicklung der Musiktheorie maßgeblichere melische Dichtung. In Lasos von Hermiones in drei Versen erhaltenen „Hymne an Demeter von Hermione“ findet sich βαρύς in der Zusammensetzung mit der adjektivierten Form des Verbs βρέμειν (brausen, dröhnen).

Über Demeter singe ich und das Mädchen, der Berühmten  
Beischläferin/ eine honigsüßtönende Hymne anstimmend/ in der  
tiefdröhnenden Äolischen harmonia.<sup>28</sup>

Ein Vers aus Pindars sechster Pythischer Ode charakterisiert Zeus' Stimme (ὄψ) als tief:

Den Kroniden, den tiefdröhnenden (βαρούσῳ) Herrn über Blitz  
und Donner, ehre am meisten von den Göttern.<sup>29</sup>

Lasos, Pindars Lehrer und früherer Musiktheoretiker spricht von der äolischen oder hypodorischen Tonart. Athenaios, der das Fragment überliefert, berichtet, daß sie dem Ethos der Äolier entspricht. Die Äolier, Pferdezüchter und überschwengliche Gastgeber, sind stolz, schwülstig, aufgeblasen. Sie singen tief, weil sie tief von sich überzeugt sind. Ihnen ist die Liebe zum Trinken (φιλοποσία) eigen, sie lieben die Erotik und alles, was eine ausgewogene Lebensweise (δίαιτα) ausmacht.<sup>30</sup> Pindars Vers spricht ebenfalls über die Stimme, die tiefe Stimme des am meisten zu ehrenden Gottes, Zeus. Wer über Blitz und Donner gebietet, kann selbstredend keine Füstelstimme besitzen.<sup>31</sup> Der Brustton der Überzeugung und die Herrscherstimme klingen tief.

Eine nicht so schöne, aber doch technische Erklärung des Ethos der unteritalischen ὄψ oder φωνή liegt in der griechischen Sprache begründet. Das klassische Griechisch ist eine tonale Sprache, mit Ausnahme von einigen kleinen, tonanlehrenden Wörtern besitzt jedes Wort eine Silbe, die besonders betont wird und zwar nicht durch die Verstärkung des Tondrucks, sondern durch die Tonhöhe, mit der der in ihr enthaltene Vokal ausgesprochen wird. Das Griechische kennt dafür den von dem Verb προσάδω abstammenden Ausdruck προσοδία (dazu singen). Dionysios von Halikarnass

28 Lasos, Fragment 702, in: Campbell, David A. (Hrsg.), *Greek Lyric III*, Cambridge (Mass.), London, 1991, S. 307, Übertragung ins Deutsche durch mich, SK. Die englische Übersetzung gibt das Adjektiv βαρύβρομος mit „deep-sounding“ wieder.

29 Pindar, Pyth. VI. 3,23-24, Für Xenokrates von Akragas und seinen Sieg im Wagenrennen. In: Pindar, Oden, op. cit., S. 145.

30 vgl. Lasos, Fragment 702, in: Campbell, David A. (Hrsg.), *Greek Lyric III*, Cambridge (Mass.), London, 1991, S. 307.

31 Ein Scholion berichtet, daß Pindar wegen seiner „dünnen“ Stimme seinen Chor von einem stimmungswaltigeren Chorleiter unterrichten ließ“, vgl. West, M.L. *Ancient Greek Music*, op. cit., S. 44. Das schenkte ihm die Zeit darüber nachzudenken, was Gesang bewirkt. Er gebietet über die Leier, die Flöten imitieren ihn, er kann wie „phönizische Ware“, als die auch das Alphabet zu den euböischen Kolonien gelangte, auf Schiffen transportiert werden, er kann alle erreichen, ihm erliegen Götter und Menschen.

zufolge gehörte das sprachliche Melos ebenso zur Musiktheorie wie Gesang und Instrumentalmusik, weil es sich nur graduell, aber nicht seiner Art nach von ihnen unterscheidet.<sup>32</sup> Die Prosodie der Sprache geht in nicht-strophischen Kompositionen, in denen dieselbe Melodie nicht mit verschiedenen Versen kooperiert, sondern für einen durchlaufenden Text komponiert ist, in den Gesang über. Nicht-strophische Kompositionen übertreiben die Prosodie der Sprache, daher wirken sich die dunklen Vokale des dorischen Dialekts auf die tiefere dorische Tonart aus. In Pindars dritter Olympischen Ode heißt es: „Auf diese Weise, wahrlich, trat die Muse zu mir, der ich eine neuerglänzende Weise fand./ dem dorischen Fuß (Δωρίῳ φωνᾶν) meine Melodie/ für den prächtigen Festzug anzupassen.“<sup>33</sup>

Das Adjektiv βαρύς wurde ebenso wie ὀξύς trotz seiner Bedeutungsvielfalt schon vor Archytas zur Charakterisierung der Tonhöhe genutzt. Das Gegensatzpaar οξύς/βαρύς ist keine *creatio ex nihilo*, es beerbt die melische Dichtung. Dennoch sticht die Weise hervor, in der Archytas es einsetzt. Die Beschreibung der Tonhöhe durch die Häufung von Gegensätzen ist nicht nur auf die Übertragung seiner geometrischen Beweisordnung auf die Akustik zurückzuführen, sondern geht auf das binarische Denken der Pythagoreer zurück. Aristoteles zufolge betrachteten sie

als Elemente (στοιχεῖα) der Zahl [...] das Gerade und das Ungerade, während die Eins aus beidem sei (sie sei ja sowohl gerade als auch ungerade). Aus der Eins entstehe die Zahl, und die ganze Welt bestehe, so behaupten sie, aus Zahlen.

Andere Anhänger derselben Richtung sagen, der Prinzipien seien zehn, die in angemessener Zusammenstellung aufgezählt werden, Grenze Unbegrenzt, Ungerades Gerades, Eines Menge, Rechtes Linkes, Männliches Weibliches, Ruhendes Bewegendes, Gerades Krummes, Licht Finsternis, Gutes Böses, Quadrat ungleichseitiges Viereck.<sup>34</sup>

Archytas appliziert diese binarische Elementarisierung auf das Phänomen des Schalls, die Adjektive οξύς/βαρύς werden als seine ἀρχαί, als seine ersten Prinzipien und letzten Elemente namhaft gemacht. Die Binarisierung begrenzt das semantische Feld der beiden Adjektive und zwingt sie, obwohl sie ihrer Bedeutung nach keinen echten Gegensatz bilden, zu einem Gegensatzpaar zusammen. Auch hier wird das Seiende auf die Mathematik zurückgebogen. Es sind aber theoretische Vorentscheidungen und nicht die unvoreingenommene Beobachtung, die dieses Vorgehen inspirieren. Davon zeigen auch die im folgenden angeführten Beispiele. Mache die Gerte der

32 Dionysius of Halicarnassus, On Literary Composition, in: Ders., *The Critical Essays in two Volumes*, Bd 2, übers. und hg. von Stephen Usher, Cambridge (Mass.), London 1985, S. 70. Das Melos der gesprochenen Sprache wurde mit einem einzigen Intervall, das ungefähr der Quinte entspricht, gemessen.

33 Pindar, Olymp. III. 1, 4-5, Für Theron von Agragas und seinen Sieg im Wagenrennen, in: Pindar, Oden, op. cit., S. 21.

34 Aristoteles, *Metaphysik* 985b 23 ff., op. cit.

Physis des Gehörs die Kinematik des Schalls anschaulich, indem sie sie vor den Augen stattfinden ließ, so leitet sie nun über zur Stimme:

Aber nicht allein an diesem [der Gerte] können wir [dies] wahrnehmen, sondern auch, wenn wir beim Reden oder Singen wünschen, etwas laut und hoch ertönen zu lassen, da wir Töne mit starkem Atem von uns geben.<sup>35</sup>

Das Argument bezieht sich auf das Vermögen der Stimme, darauf, daß die laute und hohe Stimme, wie sie öffentliche Rede und Gesang erfordern, eines kräftigen Atems bedarf.<sup>36</sup> Der starke Atemstoß beim Sprechen und Singen tritt an die Stelle der Gerte. Tonhöhe und Lautstärke hängen ab von der Kraft seines Anschlages. Wie schon im Falle des Gehörs bleiben die an der Erzeugung des Atems beteiligten physiologischen Vorgänge unbestimmt. Es interessiert nurmehr sein Zusammentreffen mit der Luft außerhalb des Mundes, die den Schall an das Gehör weiterleitet. Die Stimme wird nicht im Hinblick auf ihre Beschaffenheit betrachtet, sondern auf die Anstrengung, die zur Erzeugung eines lauten und hohen Schalls aufgewendet werden muß. Das Beispiel der Geschosse vertieft diese Sichtweise, wobei es die Wirkung dieser Anstrengung, nämlich die größere Reichweite, in den Blick rückt:

Zudem verhält sich dies wie bei Geschossen; die stark geschleuderten fliegen weit, die schwach geschleuderten dagegen in die Nähe. Denn die Luft gibt den stark fliegenden mehr Gehör, den schwach fliegenden aber weniger. Dies trifft aber auch auf die Töne (τῶν φωνῶν) zu. Die von starkem Atem fortgetragenen sind laut und hoch, die von schwachem Atem dagegen leise und tief. Doch können wir es auch an diesem stärksten Kennzeichen sehen, daß wir denselben Menschen von weit weg hören, wenn er sich laut vernehmlich macht, leise aber nicht einmal in der Nähe.<sup>37</sup>

Der Vergleich der Stimme des Redners und des Sängers mit Geschossen, der auf den ersten Blick wie das Ergebnis experimenteller Beobachtung anmutet, ist in der Dichtung belegt. So preist Pindars erste Olympische Ode die „leiergebietenden Hymnen“ als „das mächtigste Geschoß“. Lieder gedacht als Wurfgeschosse, Pfeile, Speere zielen auf Götter und Menschen,

35 Archytas B1, in: Diels, Hermann/Kranz, Walter (Hrsg.), *Die Fragmente der Vorsokratiker*, Bd. 1, op. cit., S. 434. Übersetzung durch mich, SK.

36 Martin West zufolge „song was expected to be loud and clear. Circe's whole curtilage reverberates as she sings at her loom; the earth resounds to the Muses's song as they make their way to Olympus, and when they are there, it echoes round the mountains peak and the homes of gods; the songs of the Trojan girls at Hector's wedding rise to the sky“, vgl. West, M.L., *Ancient Greek Music*, op. cit., S. 44.

37 Archytas B1, in: Diels, Hermann/Kranz, Walter (Hrsg.), *Die Fragmente der Vorsokratiker*, Bd. 1, op. cit., S. 434. Übersetzung durch mich, SK.

in der Absicht sie zu berücken. Waffen, die im Krieg töten, münzt Chorlyrik, die zum Lob von Siegern in sportlichen Wettkämpfen bestellt ist, zu Instrumenten der Besänftigung um. Der Sänger selbst verkörpert ein solches pazifistisches Geschöß.

While symposiasts sang from their couches, people singing seriously before an audience or in lessons stood up straight, so that there was no constriction of the chest. Vase painters show mouths well open. Citharodes, aulodes, and other standing singers often have their heads thrown back as they sing, as if to project the sound as far as possible.<sup>38</sup>

Augenscheinlich nutzt Archytas ein Motiv dorischer Chorlyrik, den Lobgesang des Dichters auf seine Kunst, um die Stimme seiner kinematischen Definition des Schalls anzuschmiegen. Tatsächlich aber ist die musiktheoretische Betrachtung der Stimme der des Schalls vorgeordnet. „[D]uring the fifth and early fourth century, vocal music was regarded as the paradigm of music, if not as the essential melodic instrument.“<sup>39</sup> Den Anspruch des Sängers an das ihn begleitende Instrument besingt Sappho, wenn sie ihre Kithara beschwört „stimmbegabt“ zu sein.<sup>40</sup>

Daher läßt liegt es nahe anzunehmen, daß die kinematische Beschreibung des Schalls als Zusammenstoß mit der Luft von der dichterischen Vorstellung der Stimme als Geschöß herrührt. Warum stellte der Gesang und nicht etwa die Kithara oder der Aulos das Paradigma früher Musiktheorie dar, zumal Instrumente der wissenschaftlichen Beobachtung zugänglicher sind? Es waren die Pythagoreer, die zur Visualisierung ihrer Musiké Instrumente wie die Kithara auf ein Monochord reduzierten. Die Elementarisierung der Stimme beginnt aber schon früher mit der Erfindung des griechischen Vokalalphabets, das seit dem frühen 5. Jahrhundert fester Bestandteil der Paideia war. Der Musiklehrer (κιθαριστής) und der Chorleiter (χοράγος) lehrten ihre Schüler die Buchstaben und das Spiel der Instrumente.<sup>41</sup> Daß gerade Dichter ein sensibles Bewußtsein für das Alphabet, den Stoff, aus dem sie ihre Texte webten, besaßen, bezeugt das Beispiel Lasos'. In der „Hymne an Demeter von Hermione“ vermeidet er den Sibilanten ‚s‘, einen der im Griechischen am häufigsten vorkommenden Buchstaben. Wie ist es ihm möglich ein solches Phonem zu umgehen? Ganz einfach, indem er den Flexionsreichtum seiner vokalbasierten Sprache nutzt, der ihm grammatikalisch zulässige Schlupflöcher zuhauf offeriert. Der erste Vers führt Demeter

38 Vgl. West, M.L., *Ancient Greek Music*, op. cit., S. 44.

39 Bowen, Alan C., *The Foundations of Early Pythagorean Harmonic Science*, op. cit., S. 90.

40 Sappho, Fragment 118, in: Campbell, David A. (Hrsg.), *Greek Lyric I*, Cambridge (Mass.), London, 1991, S. 140. Selbst Instrumentalisten späterer Jahrhunderte messen sich an der *vox humana*. So etwa Robert Willis, der Orgelpfeifen am „Mechanismus“ des Kehlkopfes ausrichtete, Miles Davies' Trompete, die so klingen soll wie eine Stimme oder Jimmi Hendrix, der seine E-Gitarre mit der Zunge zum Klingen brachte.

41 Vgl. West, M.L., *Ancient Greek Music*, op. cit., S. 36f., West zufolge trat der γραμματιστής erst später auf den Plan, „he made the boys read and learn passages from Homer and other improving poets, while the music teacher drilled them in the works of the lyricists.“ Vgl. ebd., S. 37.

und ihre von ihrem Bruder Hades geraubte Tochter Persephone ein. Lasos tut Persephone ein zweites Mal Gewalt an. Er meidet das nicht zu tilgende ‚s‘ inmitten ihres Namens, indem er sie als „Mädchen“ (κόραν), „der Berühmten Beischläferin“ (κλυμένοι ἄλοχον) bezeichnet. Weil eine Alliteration kunstvoller ist, nennt er auch Persephones Vergewaltiger Hades (Αἰδίας) nicht beim Namen, sondern rubriziert ihn unter die „Berühmten“. Das ‚s‘, das er sich damit im Auslaut des Dativ Plural einhandelt, fällt weg, weil es zwischen zwei Vokalen plaziert ist. Der ausgiebige Gebrauch des Akkusativs in den drei Versen läßt das ‚s‘ im Auslaut von Nomen und Adjektiven gar nicht erst erscheinen. Auch Pindar rügt in seinem Dithyrambos an die Thebaner „das betrügerische san“, die dorische Entsprechung des ‚s‘. Aristoxenos führt eine musiktheoretische Erklärung an, ‚s‘, im Griechischen auch als „Zischer“ (σύριγμος) bekannt, hebt sich nicht genug gegen den Aulos ab. Und Dionysios von Halikarnass bemerkt: „Das ‚s‘ (τὸ ς) ist weder anmutig noch angenehm und belästigt bei übermäßigem Gebrauch. Denn als ein Ton scheint das Zischen mehr mit dem Tierischen und Unvernünftigen als mit dem Vernünftigen verbunden zu sein.“<sup>42</sup>

Martin West zufolge war der griechische Gesang auf deutliche Artikulation bedacht. So verwendete er keine Unsinnswörter, eine Zeile wie „She loves you, yeah, yeah, yeah“ hätte einem Griechen niemals einfallen können. „On the contrary, their songs [...] were settings of thoroughly articulate, often highly sophisticated poetic texts, with little verbal repetition. Hence it was important that the words should be clearly heard and not submerged in instrumental sound.“<sup>43</sup> Die Ausschaltung eines den Sprachfluß behindernden Konsonanten zugunsten des störungsfreien Zusammenklangs der Vokale bezeugt, wie sehr sich die gebundene Sprache des Gesangs auf das Alphabet stützt. Lasos' Vorgehen zeigt, daß gerade Dichtung ihr Material, das wie kein anderes den Griechen bekanntes aus nicht weiter zerlegbaren Elementen besteht, zu manipulieren weiß. Die Stimme hat dieser Elementarisierung zu folgen. Sie ist nicht etwas, was undifferenziert hoch und tief oder laut und leise klingt, sondern Ergebnis sorgfältig eingeübter Intonation und Anstrengung. So gesehen, stellt sie das am exaktesten zu manipulierende Instrument dar. Archytas versucht die bereits durch das Vokalalphabet präzise analysierte und zugleich gesteuerte Stimme unter das Reglement des Logismos zu stellen. Das heißt, er muß die Stimme, die er sich als ein Geschloß vorstellt, an die mathematischen λόγοι heranführen, sie auf irgendeine Art messen. Dazu benutzt er ihr ähnliche Musikinstrumente, den Aulos, den Rombos und den Kalamos.

Doch auch bei den Auloi: stürzt aus dem Munde fliegende Luft in die dem Munde zunächst liegenden Löcher, so gibt sie durch den starken Druck einen höheren Klang von sich, stürzt sie in die weiter abgelegenen, einen tieferen. Daraus ergibt sich klar, daß die

42 Dionysius of Halicarnassus, On Literary Composition, in: Ders., *The Critical Essays in two Volumes*, Bd 2, übers. und hg. von Stephen Usher, Cambridge (Mass.), London 1985, S. 101, Übertragung ins Deutsche durch mich, SK.

43 Bowen, Alan C., *The Foundations of Early Pythagorean Harmonic Science*, op. cit., S. 86.

schnelle Bewegung den Klang hoch, die langsame tief macht. Doch auch bei den in den Mysterien geschwungenen Romboi geschieht genau dasselbe, sanft geschwungen ergeben sie einen tiefen Klang von sich, heftig dagegen, einen hohen. Doch auch der Kalamos wird, wenn man sein unteres Ende verstopft und hineinbläst, uns einen tiefen Ton geben, bläst man dagegen in die Hälfte oder sonst einen beliebigen Teil von ihm, so wird es hoch klingen. Denn derselbe Atem strömt durch einen langgestreckten Raum schwach, durch einen kürzeren heftig aus.<sup>44</sup>

Der Aulos ist das Musikinstrument, das die Abhängigkeit der Tonhöhe von der Kraft der den Anschlag verursachenden Bewegung anhand seiner Lochabstände unmittelbar evident macht. Ein Aulet erzeugt hohe Töne, wenn er in die seinem Mund näher gelegenen Löcher hinein bläst. Archytas interpretiert dies im Hinblick auf seine Theorie, der Atem des Auleten schlägt die Löcher an und die Kraft dieses Anschlages wird schwächer, je weiter sich sein Atem fortpflanzt, weil er an Intensität und Geschwindigkeit verliert. Der Rombos mutet auf den ersten Blick nur als ein zusätzliches Beispiel ohne eigene Aussagekraft an. Seine Bauweise und sein Einsatz zwingen jedoch zu einer anderen Sichtweise. Er besteht aus einem Klangkörper, der kreisförmig um eine Saite herum geschwungen wird und an einen Stier erinnernde Laute erzeugt. Man kann sich die Anstrengung vorstellen, dieses Instrument zu beherrschen, vor allem ihm mittels heftiger Bewegung zugleich einen Kreis und einen hohen Ton abzutrotzen. Laut Archytas wurde er in den festlichen Zusammenkünften der Pythagoreer gespielt. Offenbar wird die einzelne Saite, der Kanon, der ja kein Musikinstrument, sondern ein Meßgerät ist, mit einer Stimme ausgestattet, deren Tonhöhe sich anhand der Bewegungsgeschwindigkeit feststellen läßt. Bestätigt der Aulos Archytas' Geschoßtheorie als Fortpflanzung des Atems ohne Stimme, so führt der Rombos die Stimme wieder ein. Das instruktivste Beispiel aber ist der Kalamos, ein aus Schilfrohr gefertigtes Blasinstrument ohne Löcher. Archytas' Ausführungen ähneln denen über den Aulos. Er demonstriert die Abhängigkeit der Tonhöhe von der Intensität der Bewegung, indem er feststellt, daß der Bläser höhere Töne erzeugt, wenn er sein Instrument (mit Wachs) verstopft und somit die Entfernung, die sein Atem zurücklegt, verkürzt. Der Atem des Bläusers, den er als Anschläger betrachtet, wird einem Geschoß gleichgesetzt, das seine Kraft aufgrund des Luftwiderstandes einbüßt. In beiden Fällen setzt er voraus, daß die Intensität und Geschwindigkeit, mit denen der Atem an den entsprechenden Teil des Instrumentes anschlägt, sich umgekehrt proportional zu der Entfernung verhält, die er zurücklegen muß: Je kleiner die Entfernung, desto stärker und schneller der Atem, je größer die Entfernung, desto schwächer und langsamer ist er. Archytas erklärt nicht näher, an was der Atem anschlägt, vermutlich an den Wachspfropfen, zumal er nicht darüber spricht, was geschieht, wenn der

44 Archytas B1, in: Diels, Hermann/Kranz, Walter (Hrsg.), *Die Fragmente der Vorsokratiker*, Bd. 1, op. cit., S. 434-435, Übersetzung durch mich, SK



Kalamos nicht verstopft wird. Wichtiger aber ist der Vorschlag, seine Länge um die Hälfte verringern, um zu zeigen, daß die Tonhöhe zunimmt, wenn der Klangraum verkürzt wird: Je geringer die Länge, desto höher der Ton, je größer die Länge, desto tiefer der Ton. Das Halbieren des Kalamos erzeugt die Oktave, aber auch die anderen Intervalle können durch eine ihnen entsprechende Verkürzung des Klangraums erhalten werden. Darin artikuliert sich der Versuch, Tonhöhe nach Maßgabe des Monochords in ganzzahligen λόγοι zu messen. An dieser Stelle endet das aus Porphyrios' Kommentar hergestellte Fragment. Porphyrios überliefert nicht, wie Archytas die am Kalamos' ermittelten Ergebnisse auf die Stimme überträgt. Seine Aussage, daß Archytas danach über die „Proportionalität“ (διασεμαπική) der Stimmbewegung spricht, läßt jedoch vermuten, daß seine Ausführungen zu den Instrumenten Teil einer mathematischen Formalisierung der Stimme, ihre Analyse als eines in Reihen geordneten Ganzen darstellen, dessen einzelne Glieder sich erschließen, insofern sie sich reihenförmig ordnen lassen. Aber genau diese Beweisstruktur, die der dichterischen Vorstellung der Stimme als Geschoß aufrucht, verfehlt das physikalische Phänomen der Schallausbreitung. Es bleibt jedoch fraglich, ob es tatsächlich Archytas' Absicht war, eine Theorie des Schalls zu entwickeln. Möglicherweise wollte er nurmehr nachweisen, daß dem musikalisch Schönsten, der Stimme, dieselben „schönen“ mathematischen λόγοι zugrunde liegen, die auch den Kosmos zusammenhalten. Ein solche Veränderung der Perspektive erlaubte, den Ἀρμονικός nicht als ein fehlerhaftes, stilistisch verworrenes Konstrukt zu sehen, sondern als ein eindrucksvolles Beispiel früher wissenschaftlicher Visualisierung eines unsichtbaren Phänomens, der, weil er in seiner entbergenden „Rechenschaftsablegung“ kein bildgebendes Verfahren ungenutzt läßt, anregt in alle Richtungen weiterzudenken. Ohne Archytas von Tarent hätte auch die Musiktheorie späterer Jahrhunderte niemals zu dem Experimentierfeld neuester physikalischer Theorien werden können, die alle anderen Wissenschaften instruiert haben.

## Gerald Wildgruber

*Γένος μερόπων ἀνθρώπων.*

### **Das Geschlecht der Lautstromabteiler, oder: Was es heißt, die eigene Stimme zu analysieren**

*Because of Proof they put the „G“ in the alphabet.*

D12 40 Oz<sup>1</sup>

### **Das δεινόν der Kultur**

Nach dem Zeugnis des frühgriechischen Denkens, wie es in der Dichtung der Archaischen Zeit greifbar wird, betrifft die Werke der Kultur, womit sich allein der Mensch unwiderruflich aus dem Zusammenhang der Natur löst und ihre Immanenz so wesentlich verletzt, eine grundsätzliche Ambivalenz, die am prägnantesten vielleicht im ersten Standlied des Chors der Sophokleischen Antigone ausgesprochen ist.<sup>2</sup> Es handelt von den Techniken und Verfahrensweisen, mittels derer der Anthrope gegen die ihn umgebende Natur wirksam wird, indem er in alle ihre Elemente ausgreift und sie zu Seinigem macht: er erlernt in der Seefahrt die Bewegung in einem Element, das ihm der Natur nach fremd und verhängnisvoll ist; er reibt mit dem Pflug die Erde, den Göttinnen das heiligste, im Ackerbau auf; er ersinnt für sein Vorgehen Mittel (μηχαναί, v. 349), wodurch er, was an Lebewesen seinen Umkreis nicht unmittelbar teilt, dennoch überwältigt und tötet (Jagd) oder anders in seine eigene Welt, und sein Leben zu teilen zwingt (Viehhaltung, Pferdezucht). Im Übergang zur kulturschaffenden Einwirkung der Menschen aufeinander, nennt das Lied zwar die von späterer Zeit an kanonisch gewordene Wesensbestimmung des Menschen; nämlich einmal als das mit Rede begabte, dann das sich zu Gemeinschaften zusammenschließende, ‚politische‘ Lebewesen; gleichwohl eigentümlich darin bestimmt, daß die Rede nach ihrer fast materiellen Seite als Tönen (φθέγμα, 354), also nach

1 Nr 16 auf D12 World (2004).

2 Griechischer Text nach Lloyd-Jones/Wilson, Oxford 1990 (Oxford Classical Texts), Übersetzung gelegentlich nach Hölderlin (= H), im Einzelnen oft falsch, dann aber wieder von so eigentümlicher genauer Tuchfühlung mit dem Griechischen, was erst durch Hellingrath, Pannwitz und Benjamin im 20. Jh in seiner Bedeutung erkannt wurde; Friedrich Hölderlin, *Die Trauerspiele des Sophokles*, Frankfurt am Main 1804 (Facsimile bei Stroemfeld, Frankfurt 1986).

der Stimme, insofern wir sie gerade mit den Tieren teilen, erscheint, und die Energie des politischen Zusammenschlusses als Aufwallung, Zorn oder Übermut (ὄργή, 356) genommen ist.

In der Vision allerdings der tragischen Dichtung verlieren sich alle diese Arbeiten, werden sie alle gleich, gleich gültig, aber zwecklos, angesichts der elementaren Kraft des Todes, der kein Kraut gewachsen ist. Er ist ihre Grenze. Das Zeigen der Grenze ist ein Grundzug der frühgriechischen *Dichtung* (exemplarisch in Pindar Isthmia, v.14f oder Pythia, III, 61f), die, wie Aristoteles später tadelnd bemerkt, *sterbliche Gedanken* hegt und ihr Hauptunterschied zur *Philosophie*, die sich im spekulativen Leben der θεωρία davon frei machen und durch Konjunktion mit dem aktiven Intellekt, im *Denken*, mit dem All eins und so unsterblich werden will. Schon früh, zur Zeit der „Naturdenker“, erfuhr dieser Anspruch seitens der Sophia, für die Pindar steht, ihrerseits eine klare Zurückweisung oder Einschränkung: in Stobaios ist ein Spruch Pindars überliefert, wonach eben die Philosophen die *Frucht der Weisheit unreif gepflückt* hätten,<sup>3</sup> wodurch also die Ungeduld zum Grundzug der philosophischen Bemühung würde (den bestimmteren Einsatz dieser Metapher des unreif Gepflückten kann man vielleicht ersehen, wenn man an das Tableau des Untergangs einer Stadt durch feindliches Heer denkt, wie es der Chor der Thebanischen Jungfrauen aus *Sieben gegen Theben*, nämlich im Wort ὠμόδροπος v.333, zeichnet).<sup>4</sup>

Für den Grundzug der irreduziblen Zweideutigkeit jener Kulturtechniken, deren euphorische Anerkennung das Lied aber zugleich ist, verwendet es eine charakteristische Vokabel: τὸ δεινόν. Dies ist das Grundwort der Auslegung menschlicher Wirksamkeit im Text der *Antigone*. Die μηχαναί, wie das Lied sagt, das μηχανόεν τέχνας (v.365, Schadewaldt: „das Erfinderische der Kunst“), also seine spezifischen Techniken, Verfahrensweisen und Mittel, lassen den Menschen im Umkreis der übrigen Lebenden als das δεινόν im ausgezeichneten Sinne erscheinen: πολλὰ τὰ δεινὰ κούδὲν ἀνθρώπου δεινότερον πέλει.<sup>5</sup>

τὸ δεινόν meint das Gewaltige, das Ungeheure oder Unheimliche; es hat immer den Grundzug der Überschreitung. Im Text der *Antigone* erscheint es bereits in den Versen bis zum Standlied des Chors zweimal; Antigone, im Streit mit ihrer Schwester, weist deren Verzagtheit zurück, bereit, die Strafe für die Verletzung des von Kreon verhängten Bestattungsverbots für den Bruder Polyneikes, und das heißt also den eigenen Tod, auf sich zu nehmen: παθεῖν τὸ δεινόν (v.96), es erscheint als das Schreckliche, Furchtbare; als τὰ δεινὰ schließlich, als das Ungeheuerliche, muß der Bote v. 243 Kreon eben die Mißachtung seines Gebots melden: Polyneikes habe von Unbekannten – *Zeichenlos war Der Meister* (H), v.252 – Bestattung und Trankopfer erhalten.

3 (Πινδάρου τοὺς φυσιολογοῦντας ἔφη Πινδαρος) ἀτελῆ σοφίας καρπὸν δρέπειν, vgl. *Pindari Carmina cum fragmentis. Pars II Fragmenta Indices*, ed. Maehler, Leipzig 1989 (Bibliotheca Teubneriana), Fragment Nr. 209, S. 146.

4 Vgl. *Aeschyli Tragoediae*, ed. West., Stuttgart 1998 (Bibliotheca Teubneriana), hier S. 81.

5 „Ungeheuer ist viel. Doch nichts Ungeheurerer, als der Mensch“ (H). So der abrupte Auftakt des Standlieds, v. 332-333.

Die große Bedeutung, die das Lied dem Ausdruck τὸ δεινόν für das Ganze der Kultur zuweist – die Kultur ist durch ihre spezifischen Techniken das δεινόν –, empfiehlt, einen Moment auf die formale Beschaffenheit dieser Vokabel zu sehen, um so die griechische Grunderfahrung schärfer in den Blick zu bekommen.

δεινόν ist eine der Adjektivbildungen zum Verb δειδῶ, dessen Grundbedeutung „fürchten“ ist.<sup>6</sup> Aus der Differenziertheit dieses semantischen Feldes bezieht das abgeleitete Adjektiv seine spezifisch mehrdeutige Struktur: δεινός ist ‚furchtbar‘, ‚gewaltig‘, und dann aber auch im emphatischen Sinne ‚kundig‘, parallel zu σοφός verwendet (in Herodot). δεινός und seine Zusammensetzungen haben sich bis ins moderne Griechisch erhalten.

Verfolgt man die Entwicklung dieses Wortes nun in entgegengesetzter Richtung, so ergibt sich eine genauere Sicht auf den Grundzug dessen, was griechisch als τὸ δεινόν erscheint. Die Wurzel des zugrundeliegenden Verbs δειδῶ ist δFei, die auch in anderen indogermanischen Sprachen, im Armenischen, im Sanskrit und wahrscheinlich auch im Lateinischen (cf *dirus* ‚unheilvoll‘, ‚grausig‘) belegt ist. Die Wurzel δFei gehört letzten Endes zum Stamm \*dwei, dessen Bedeutung insbesondere für deutsche Ohren nicht verwunderlich ist: *Zwei*. „Il est probable enfin que \*dwei ‚craindre‘ est issu en définitive du thème \*dwei ‚deux‘, exprimant l'idée de division, de doute“ (Chantraine, 257). Die Grundform des δεινόν, und nach welcher Form das frühgriechische Denken die Techniken und Leistungen der Kultur bedenkt, ist die *Zwei-ung*, die Trennung, anders gesagt die *Tätigkeit des Scheidens*.

Im Griechischen gehören hierher insbesondere noch δύο ‚zwei‘ und vor allem δοιή ‚Zweifel‘ (im Deutschen z. B. noch der ‚Zweig‘); ‚Zweifel‘ meint damit im Grunde Teilung in Zwei (Chantraine, 301). Der Zusammenhang von δειδῶ, als des Grundworts für δεινόν, mit der elementaren Form der *Zwei*, des In-der-Zweigung-Seins, bleibt klar gefühlt. Chantraine: „Ce qui est capital, c'est le développement sémantique réalisée autour du substantif ion. δοιή ‚doute‘, proprement ‚division en deux‘ dans l'expression ἐν δοιῆι“ (301).<sup>7</sup> Homer stellt sie (*Ilias* 9, 230) wechselehellend, im Sinne einer wahren figura etymologica unmittelbar zueinander: δειδόμεν ἐν δοιῆι δὲ σωσόμεν ἢ ἀπολέσθαι „Sondern auf ein gar zu großes Unheil schauend, Zeusgenährter, sind wir in Furcht. Und zweifelhaft ist, ob gerettet oder vernichtet werden die gutgedeckten Schiffe“.<sup>8</sup>

Das δεινόν ist dem Wortursprung nach somit die Analyse oder die Direktion einer anfänglichen Einheit in der Tätigkeit des Scheidens, das Unheimliche ist die Zweigung. Kultur und ihre spezifischen Techniken kommen in

6 Vgl. Pierre Chantraine, *Dictionnaire étymologique de la langue grecque*, Paris (Klincksieck) 1999, hier S. 255 ff.

7 Für die Beständigkeit dieses Zusammenhangs vgl. die semantische Relation von *doute* und *redouter* im Französischen, und schließlich selbst noch den Kalauer von Samuel Beckett, bei seiner Theaterarbeit in Deutschland mit dem untrüglichen Ohr des Nichtmuttersprachlers vorgetragen: Nur wo Zwei sind, ist Zweifel“.

8 Griechischer Text nach Homer, *Iliad*, ed. Murray/Wyatt, Cambridge 1999 (LCL 170), hier S. 410; deutsch nach Homer, *Ilias*, übers. von Wolfgang Schadewaldt, Frankfurt am Main 1997 (it 2133), S. 145.

der Inspiration dieses  $\delta\epsilon\iota\nu\acute{o}\nu$  demnach mit einer irreduziblen Zweiheit, dem Dualis, wenn man so will, der Kultur (als prominentes Beispiel kann man hier an die notwendige Zweiheit der Sirenen denken, also die unerläßliche Direktion der Stimme des Gesanges auf *Zwei*).

Mit dieser Erläuterung der dualen Grundform des  $\delta\epsilon\iota\nu\acute{o}\nu$  als Bedingung von Kultur sehen wir wieder zu dem Lied des Chors der Thebanischen Alten hinüber: von Sprache ist dort (explizit) nur in einer eigentümlichen unspezifischen, vielleicht sogar leicht abschätzigen Weise die Rede, sie fällt nach ihrem Tönen in die Ohren, was aber auch für die Verlautbarungen der anderen Lebewesen, der Tiere, gilt.

Doch immerhin: es heißt, der Mensch bringe sich die Sprache bei ( $\epsilon\delta\iota\delta\acute{\alpha}\xi\alpha\tau\omicron$ , v.356); er muß sie erst erlernen, sie ist ihm nicht angeboren und natürlich. In gewisser Hinsicht steht das real Technische im Vorgehen der Erlernung der Sprache – nämlich ihre Scheidung oder Auseinanderlegung in kleinste Einheiten – in genauem Zusammenhang zum formalen Apriori der Kultur, das das Lied entfaltet und diese Technik wird sich zugleich erweisen als die machtvollste, im Lied unausgesprochene Lösung der Kraft des Todes, die maßgebliche Konfrontation der durch ihn aufgewiesenen Grenze, des Vergehens, also des eigentlichen Werks der Zeit.

Somit ergibt sich schließlich das Argument oder die These des vorliegenden Aufsatzes: das maßgebliche  $\delta\epsilon\iota\nu\acute{o}\nu$  der griechischen Kultur ist die Tätigkeit des Scheidens; und dies ereignet sich ursprünglich begründend, nämlich methodologisch relevant für alle nachfolgende Wissenschaft, in der *irrealisierenden* und im selben Zuge *produktiven* Erfindung des griechischen Vokalalphabets, das der Form nach nichts anderes ist, als die Auseinanderlegung und Arretierung des in Zusammenhang und Verhalten lebenden Stroms der gesprochenen Rede, als die radikale Isolation des Phonems und seine Fixierung durch Sichtmarken.

## Μέροϋ

Das Chorlied scheint die formalen Bedingungen (die ‚Zweiung‘) in diesem Ereignis zu überdenken, expliziert aber die Tätigkeit des Scheidens nicht für den Fall der Sprache und ihres Erlernens. Ausdrücklich geschieht dies aber in einem viel späteren Beleg schon aus der Dämmerung des griechischen Geistes. Von den wesentlichen Einsätzen, die in der Erfindung des griechischen Vokalalphabets vorhanden sind, scheint nämlich ein merkwürdiges lexikalisches Zeugnis zu sprechen, um dessen Verständnis es hier insgesamt geht.

In dem erklärenden Wörterbuch des spätantiken Grammatikers Hesychios aus Alexandria (Datierung ungewiß, 5. oder 6. Jh n. Chr.)  $\Sigma\nu\nu\alpha\gamma\omega\gamma\acute{\eta}\ \pi\alpha\sigma\omega\acute{\nu}\ \lambda\acute{\epsilon}\xi\epsilon\omega\nu\ \kappa\alpha\tau\grave{\alpha}\ \sigma\tau\omicron\iota\chi\epsilon\iota\omicron\nu$ , wertvoll durch nur hier erfasste Belege seltener griechischer Wörter aus der Sprache der Dichter und aus den Dialekten, findet sich folgender Eintrag:

μέρονες· ἄνθρωποι· διὰ τὸ μεμερισμένην ἔχειν τὴν ὄψα ἤ-  
γουν τὴν φωνήν<sup>9</sup>

Der Eintrag gibt eine einfache Wortgleichung an: die Meropen sind die Menschen; und spezifiziert dann, in welcher Hinsicht die Menschen so heißen können: wegen ihres Abteilens der ὄψ, also der *Stimme*. Hesychios erläutert ein am Ausgang der Antike offenbar unverständlich gewordenes Wort durch die Angabe einer Etymologie, er motiviert den Terminus, macht ihn einsichtig, indem er ihn als Zusammenziehung zweier anderer bekannterer Wörter präsentiert. Der Mensch kann μέροψ genannt werden wegen des μείρομαι (Abteilens) der ὄψ, welches selbst ein selteneres Wort ist, das durch das gebräuchlichere φωνή ‚Stimme‘ erläutert wird. Die Glosse sagt also: der Mensch legt seine Stimme in die Seinsweise abgesonderter isolierter Elemente auseinander.

Diese Glosse, die eine so außerordentliche, weil nämlich genuin technische Auslegung des Menschenwesens gibt, bildet den Inhalt der folgenden Abhandlung. Es geht darum zu rekonstruieren, wie sich ganz am Ende der antiken Kultur der Mensch rückblickend als *Lautstromabteiler*, das wäre eine umständliche deutsche Entsprechung, begreift.

Wichtig ist, daß μέροψ nicht ein abgelegener Spezialausdruck, beispielsweise nur der Grammatiker war. Der Terminus ist vielmehr sehr alt, in gewisser Hinsicht zu alt, wie sich zeigen wird unvordenklich. In Homer ist er vielfach belegt (elf Vorkommen in der Ilias, zwei in der Odyssee), μέροψ ist dabei wesentlich das Epitheton zu ἄνθρωπος, wodurch nahegelegt ist, daß es seiner Bedeutung nach eben dieses Wesen des Menschseins ausspricht. μέροψ erscheint so in Wendungen wie: *die Städte der meropen Menschen* (C342, 490, Y217), oder *die Geschlechter der meropen Menschen* (δύο μὲν γένεαί μερόπων ἄνθρωπων A250) usw. (was noch Voß konsequent als „der redenden Menschen“, also nicht einfach der ‚Sterblichen‘ wiedergibt).<sup>10</sup> Durch die prominente Verwendung im Text des Homer und zwar in der formelhaften Verbindung mit dem Menschenwesen, steht schon rein formal, vor jeder inhaltlichen Bestimmung, fest, daß das Wort von großer Wichtigkeit sein muß. Wer eine Erläuterung des Wortes gibt, rückt durch den Vorgang Homers seine Erklärung grundsätzlich in eine Auslegung dessen, was den Menschen wesentlich ausmacht. Die formularischen Wendungen im Heiligen Text des Griechenlandes machen es unmöglich, μέροψ als eine partikulare, lediglich hinzutretende Eigenschaft des Menschen aufzufassen. Wer sagt, was μέροψ bedeutet, gibt so de facto eine Wesensbestimmung

9 Vgl. *Hesychii Alexandrini Lexicon*, ed. Kurt Latte, vol. II (E-O), Kopenhagen 1966, hier S. 650.

10 Vgl. „Jetzt erhob sich Nestor mit holdem Gespräch (ἠδουενής), der tönende (λιγύς) Redner von Pylos, Dem von der Zung' ein Laut wie des Honiges Süße daherfloß. (τοῦ καὶ ἀπὸ γλώσσης μέλιτος γλυκίων ῥέειν αὐδῆ, 249) Diesem waren schon zwei der redenden Menschengeschlechter Hingewelkt, die vordem ihm zugleich aufwuchsen und lebten, Dort in der heiligen Pylos; und jetzt das dritte beherrscht' er. Dieser begann wohlmeinend, und redete vor der Versammlung: Wehe, wie großes Leid dem achaischen Lande herannaht!“. An dieser Stelle A250 ist in der Tat die Bestimmung des Meropen als Redendem klar intendiert.

des Menschen. Und umgekehrt fordert die prominente Stellung des Worts Erklärungen seiner Bedeutung heraus.

Und solche Erklärungsversuche gab es, von der Antike an bis heute, viele. Es kommt nämlich darauf an zu sehen, daß das Wort in seiner Bedeutung höchstwahrscheinlich schon für Homer selbst dunkel (μέρονες in funktionaler Analogie zu βροτοί, so daß es irgendwie ‚sterblich‘ bedeutete) oder ganz unverständlich geworden war, und daß zudem die analytische Erläuterung des Hesychios kulturgeschichtlich zwar sehr instruktiv, sprachgeschichtlich jedoch de facto falsch ist, wodurch das Feld der möglichen Erklärungen offen bleibt.

Manu Leumann<sup>11</sup> und Hjalmar Frisk<sup>12</sup> zählen die Versuche auf, die sich dabei wie Hesychios auf den Umkreis der indogermanischen Sprachen stützen: ‚der ein denkendes Aussehen hat‘, zu μέρμερος; ‚der das Aussehen eines Sterblichen‘ hat, zu βροτός, *morior*; ‚der auf den Tod blickt‘, zu demselben; ‚mit leuchtendem Antlitz‘, zu μαρμαίρω; oder als Deckwort für den γηγενής, also den Erdgeborenen, weil nämlich der gleichnamige Vogel, *merops apiaster*, der Bienenwolf oder Bienenfresser, seine Eier in Erdhöhlen ablegt.

Neuere Untersuchungen<sup>13</sup> versuchen dagegen nicht im Sinne noch einer weiteren Erklärung zu allen schon bisher gegebenen zu verfahren, sondern nach zwei Richtungen neue Wege zu beschreiten: 1) Ansetzung einer nichtindoeuropäischen Sprache für μέροψ, aus sog. ägäischem (thrakophrygischem) Substrat, was eine Aufschlüsselung des Etymons de facto unmöglich macht und daraus folgend 2) ein mehr systemisch strukturaler Ansatz, der nicht fragt, was das Wort für sich bedeutet, sondern in welchen Zusammenhängen es je auftaucht. Für zahlreiche griechische Ethnika auf -ΟΠΕΣ (Δόλοπες, Δρύοπες, Αέροπες) ist dies vielversprechend, da folgende Regelmäßigkeit festgestellt wird: es gibt immer 1) einen Tiernamen (Merops der Bienenwolf), 2) einen Volksnamen (die Meroper als Name der vordorischen Einwohner der Insel Kos) und 3) einen Personennamen (Merops Merope); ohne die wahre Bedeutung von μέροψ angeben zu müssen, wird vielmehr die ganze Konstellation interpretiert und als Zeugnis eines uralten totemistischen Kultes gewertet, der den mythischen Stammvater (Person) des Geschlechts (Volk) in Gestalt eines Tieres (Vogel) verehrt.

Die mit Abstand überzeugendste, weil überhaupt nicht inhaltlich verfahrenende Lösung des Meropen-Problems stammt aber von Hermann Koller.<sup>14</sup> Linguistisch gesprochen liegt seine Lösung ganz auf der Seite der Pragmatik, d. h. der Verwendungsweise, und der Syntax dieses sprachlichen Ausdrucks, die Ebene der Semantik dagegen ausklammernd.

11 *Homerische Wörter* (1950), Darmstadt (WBG) 1993, S. 214. Leumann ordnet es in die Rubrik der ‚unverständlichen Wörter‘ ein.

12 *Griechisches etymologisches Wörterbuch*, Heidelberg 1970, Bd. II, 211 f.

13 Paolo Ramat: „Su alcune tracce de totemismo nell' onomastica greca: gli etnici in -onec“ in: *Rivista d.i. Filologia*, Nuova Serie Band XL (1962), S. 150-179; Adriana Moreschini Quattordio: „Le formazioni greche suffissate in -op: μέρονες άνθρωποι e ἐλικωνες Ἀχαιοί“, in: *Studi e Saggi Linguistici*, Band XXI (1981), S. 41-77.

14 Hermann Koller: „Πόλις Μερόπιων Ἀνθρώπων“, in: *Glotta* XLVI (1968), Heft 1/2, S. 18-26.

Koller geht aus von dem Ortskatalog im Homerischen Hymnos an den Delischen Apollon, einer Liste von 30 Ortsnamen, die Leto, auf der Suche nach einem Ort für die Geburt ihres Sohnes Apollon, im Sinne eines *Periplus* durchirrte, bis sie endlich, vielfach zurückgewiesen, auf das kahle, weil steinige und öde, dadurch aber klare Delos gelangte. Er kann zeigen, wie es als Ganzes ein in sich geschlossenes Stück bildet, das eine Umsegelung des gesamten Gebiets der Ägäis benennt: Athen, Aigina, Euböa, Samothrake, kleinasiatische Küste, Kos – und zwar eben als Wohnort der μέρονες –, Naxos, Paros, Delos. Es ist eine geographische Gebietsumschreibung durch Angabe der sie begrenzenden äußeren Punkte, wie Orientierungsmarken für Küstenschiffahrt (Koller, 22). Koller kommt zu dem Schluß, daß der Periplus nicht primär für diesen Hymnus gedichtet, sondern als viel älteres, vorgeformtes Werkstück – der Gesamtparcours einer Umschiffung der Ägäis – erst nachträglich mit den Irrfahrten der Leto in diesem Hymnus auf Apollon in Verbindung gebracht wurde.

Die Insel Kos wird v. 42 πόλις μερόπων ἀνθρώπων genannt, was für die Bedeutung des Worts als einer *Stammesangabe* spricht: die Insel Kos beherbergt die Städte der Meropen. Diese Bezeichnung einer *Ethnie* (vordorische Ureinwohner auf Kos) ist die faktische ursprüngliche Bedeutung von μέροψ (auch Frisk schließt sich im Supplement Band III zu seinem Lexikon dieser Deutung an), sie verweist auf vorgriechisches Substrat und läßt sich nicht in griechische Wörter analysieren. πόλις μερόπων ἀνθρώπων existiert also als uralte feste Wendung in der nur mündlich überlieferten hexametrischen Dichtung.

Die entscheidende Entwicklung dann ist nach Kollers These so: Der Apollonhymnus, obwohl *später* als Ilias, enthält den ursprünglichen Gebrauch des Terminus μέροψ als geographisch-ethnographische Bezeichnung; gegen die Chronologie der Texte findet sich der Prototyp des Homerischen Wortgebrauchs in einem späteren Hymnus. Ein älterer Rhapsode übernimmt dann, in Unkenntnis des tatsächlichen Koischen Stamms der Meroper, die Formel μερόπων ἀνθρώπων in adjektivischer Bedeutung: nämlich irgendwie das Wesen der Menschen bezeichnend.

Die Formel aus der zweiten Hälfte des in dem alten geographischen Katalog überlieferten Verses:

Μίλητός τε Κώως τε, πόλις μερόπων ἀνθρώπων (v. 42)

wird aus dem spezifisch Koisch geographischen Zusammenhang gelöst und kann an ganz beliebige Städte gehängt werden, so eben in der Ilias (Y217) an Ilios: so ist nun in Homer unversehens Troja zur Stadt der meropen Menschen geworden, wodurch μέροψ zu einer allgemeinen, den Menschen irgendwie kennzeichnenden Eigenschaft wurde, um schließlich, durch Analogie mit anderen genetivischen Versschlüssen (ἐπιχθονίων, θνητῶν usw.), die Bedeutung von ‚sterblich‘ anzunehmen. Der Vorgang um μέροψ ist also wesentlich der einer Bedeutungsleerung und darauffolgender sekundärer Investition mit einer neuen Bedeutung (Koller, 25).



Dieses Resultat von Koller gilt es nun hinsichtlich der Hesych-Glosse zu betrachten. Wichtig scheint mir zunächst der Charakter der Sekundarität: die sekundäre Belehnung des Wortes ist kulturgeschichtlich viel aussagekräftiger als die faktische Etymologie, weil sie eben als deliberierte Setzung, als reflektierte Interpretation einer Kultur durch sich selbst auftritt.

Eigen- und Ortsnamen sind wesentlich sprachfremde,<sup>15</sup> unter dem Schicksal der zukünftigen Sinnlosigkeit stehende Elemente: unverständlich geworden, werden sie in das – darin chymische – System der Sprache gezogen und ihr nurmehr tönender Umriß mit neuer Bedeutung belehnt.

In diese durch Abstraktion vom geographischen Substrat gewonnene Leere kann nun eben das eintreten, was je nach Epoche als den Menschen charakterisierende Eigenschaft verstanden wurde. Und ganz am Ende der Alten Welt tritt sich das griechische Bewußtsein selbst gegenüber und nimmt das Abteilen, das Analysieren der eigenen Stimme als diese wesentliche Eigenschaft: die Menschen bilden das Geschlecht der Lautstromabteiler.

μέροψ adjektivisch genommen bedeutet also nicht ‚in Wahrheit‘ Lautstromabteiler, sondern nach Übereinkunft. Im heiligen Text entsteht eine Lücke, ein energetischer Mangel, wodurch der Schauplatz einer Wesensbestimmung des Menschen freigeräumt wird. Konnotativ und unwillkürlich treten die μέρονες ἄνθρωποι aus dem Homerischen Text zunächst als die ‚Sterblichen‘ entgegen (in Analogie zu θνητοί), die im Gegensatz zu den Göttern mit Sicherheit sterben müssen, deren Zeit auf der Erde klar begrenzt ist. Die *bewußte Reflexion* aber auf diesen Terminus kommt, eben in Hesychios bezeugt, zur Vorstellung der primordialen Kulturleistung der Tätigkeit des Scheidens im Element der Sprache, nämlich in der weitestgehenden Analyse der eigenen Stimme.

Es resultiert damit ein sonderbares Gemisch aus der Idee der Sterblichkeit und der Technik der Lautstromabteilung. Die Hoheit des Homerischen Textes und die Reflexion in der Eulenflucht der griechischen Kultur geben zusammen im Zuge einer mythico-analytischen Interpretation eine Auslegung des ἄνθρωπος als sterbenmüssendem Medientechniker.

Nach der Inspiration des Sophokleischen Chorlieds, das insgesamt von einer grundsätzlichen Gegenwendigkeit oder Palintropie seiner Ereignisse bestimmt ist, sind vielleicht die genannten beiden Seiten des ἄνθρωπος genauer aufeinander bezogen: in *ein* Epitheton versammelt stehen die Gegensätze der radikalen Endlichkeit und ihrer Überwindung zusammen; μέροψ meint das Sterbenmüssen, spricht aber in ein und demselben Wort zugleich seine Überwindung, eben in der Technik der Lautstromabteilung aus; deren Frucht ist, wie sich zeigen wird, im wesentlichen dies: zuverlässige, das Werk der Zeit negierende, diachrone Kontinua zu stiften.

Ich will nun versuchen in zwei Schritten plausibel zu machen, daß diese späte Reflexion vom Ende der Alten Welt her etwas wie die formale Bedingung des unvergleichlichen Aufschwungs griechischer Kultur bedenkt: daß

15 Sie referieren auf genau *ein* Objekt, wogegen die Sprache die Form des Allgemeinen und als *langue* wesentlich immanentes System ist.

diese Auslegung sich nämlich des so lange zurückliegenden Ereignisses der *Erfindung des Vokalalphabets* erinnert.

Es geht hier eigentlich um eine Art hypothetisch-konjekturaler Geschichtsschreibung,<sup>16</sup> um die tentative Rekonstruktion der Geschichte dessen, wovon nur der Endpunkt völlig klar und zweifelsfrei vorliegt: nämlich die in der spätantiken Glosse bezeugte Auslegung des Menschen als Lautstromabteiler. Das Geschehen, das im Folgenden versuchsshalber in Beziehung zu dieser sehr bestimmten Auslegung des Menschseins gesetzt wird, ist die weltgeschichtlich einmalig gebliebene Emergenz des griechischen Vokalalphabets, das in seiner Phänomenalität, seinen Grundtechniken und Bedingungen zu beschreiben ist, und zwar so, daß die späte, so schneidend und abrupt wirkende Wesensbestimmung sich als schlüssige Folge, als letztes Resumé dieses Ereignisses darstellt und, wenn man so will, als das griechischen Aion, vor der Nacht der Zeit, auf seinen Begriff bringend.

Zu diesem Zweck kann man als erstes ein Referat der faktischen Prozesse in der Genese des griechischen Vokalalphabets geben, um dann etwas wie eine systematisch formale Entfaltung dieser Vorgänge zu versuchen, welche diese auf ihr Resumé in der Hesychios-Glosse hin orientiert.

## Stufen der Schriftentwicklung bis zum Vokalalphabet

Die Entwicklung der Schrift auf die heutigen Varianten des Alphabets hin ist oft dargestellt und kann deswegen überblicksweise referiert werden.<sup>17</sup>

Eine Darstellung dieser Entwicklung, der das Spezifische der griechischen Initiative korrekt in den Blick kommen soll, beginnt am besten mit der Lösung eines uns heutigen so natürlich erscheinenden Bezuges, nämlich dem der Schrift und der gesprochenen Sprache. Die *écriture phonétique*, also die Laut-Schrift zur sekundären Aufzeichnung eines gesprochen Gewesenen, ist keineswegs der allgemeine Begriff einer Schrift, nicht einmal der häufigste. *Schrift* ist jede menschliche Kommunikation mittels Sichtmarken („visual marks“), die durch Übereinkunft bedeuten. Der unmittelbare Bezug zu einem Gesprochenen ist ihr nicht wesentlich; auch musikalische und mathematische Notate, oder Programme, Quellcode, sind Schrift, ohne daß stimmliche Realisierung bei ihnen im Mittelpunkt stünde oder überhaupt möglich sein muß.<sup>18</sup>

16 Vgl. für solches Vorgehen in der Kulturgeschichte die methodologischen Überlegungen von Rousseau in der „Préface“ und auf den ersten Seiten des *Second Discours*.

17 Das hier gegebene Referat der Entwicklung folgt im wesentlichen der Darstellung in Barry Powell: „Homer and Writing“, in: Ian Morris, Barry Powell: *A new companion to Homer*, Leiden/New York/Köln 1997 (Mnemosyne. Bibliotheca Classica Batava), S. 3-32.

18 Einem Denken, das Gewißheit aus der Verlautbarung einer unmittelbar gegenwärtigen Stimme schöpft, sind demnach etwa die lautlosen Prozessionen der Algebra immer suspekt gewesen, vgl. dazu Rousseau im Kapitel VII des Sprachaufsatzes. – Die gewohnte Ansicht, jede Schrift auch vorlesen zu können, ihr also ein bestimmtes Lautereignis notwendig zu assoziieren, wurde jüngst vielleicht am besten durch jenes Projekt ironisch vorgeführt, das die Millionen von Zeilen des Quellcodes des Linux Kernels einmal vollständig

Einmal allerdings trifft diese Idee einer Laut-Schrift vollkommen zu, und das ist eben im Archaischen Griechenland, im griechischen Vokalalphabet, das in der Tat, durch eine genaue Abbildung zwischen Laut und Sichtmarke, um eine genaue lautliche Wiedergabe bemüht ist.

Vorerst allerdings muß man in der Klassifikation der möglichen Schriften viel allgemeiner ansetzen und etwa mit der Unterscheidung von *Semasio-graphie* und *Lexigraphie* beginnen. Semasio-graphie, also das Anschreiben ikonischer Zeichen, funktioniert ohne Referenz auf eine bestimmte Sprache und kann so von Sprechern verschiedenster Sprachen verstanden werden.<sup>19</sup> Jünger als die Semasio-graphie ist die Lexigraphie, in der Sichtmarken durch Übereinkunft mit einer bestimmten Sprache in Verbindung stehen.

Für unseren Kontext beginnt Lexigraphie im Alten Orient, und zwar mit abstrakten Token, Symbolen. Es geht um das Buchhalten von Besitz, das Zählen usw., mit Hilfe von Tontoken. Der unterschiedliche Umriß dieser Tondinge stand anfangs für die verschiedenen Waren, zunächst eins für je eins; dann eins, mit angefügten Strichen, als Zählzeichen, wodurch das token schon abstrakter gewendet ist, als Klasse, wobei dann soviel Striche, soviel Exemplare dessen bedeuten, was das Tonding darstellte, z. B.  $\oplus$  für ein Schaf. So, mit der Aufgabe eineindeutiger Zuordenbarkeit – soviel tokens, soviel Schafe – konnte dieser Umriß schließlich allgemein für das Wort ‚Schaf‘ eintreten. Das token stand also in zeitlicher Entwicklung 1) für numerisch genau *ein* Schaf (wenngleich egal welches, also nicht *dieses* Lieblings-schaf mit der großen schwarzen Stelle auf der Brust), 2) für die Kategorie oder Gattung Schaf, und zwar nun mit der entscheidenden Macht der Subsumption unter es, ich brauche nun nicht mehr eins für je eins, sondern eins hat das Vermögen viele, beliebig viele desselben unter sich zu befassen, Geburt also des ‚Begriffs‘ und 3) davon ausgehend schließlich für das Wort ‚Schaf‘.

Diese früheste Form der Lexigraphie kann man *Logographie* nennen, weil von den möglichen partes orationis einer Sprache es die einzelnen *Wörter* sind, die durch Sichtmarken dargestellt werden. Das Chinesische als Schrift ist so wesentlich logographisch.

Von der Logographie geht es den entscheidenden Schritt zur *Phonographie*. Das *phonographische Prinzip* wendet die Aufmerksamkeit von der konzeptuellen Seite des Mitzuteilenden ab; es bedeutet die *Analyse der Lautgestalt* eines Konzepts, einer Sache, sie ist also radikal einzelsprachgebunden, sie geht in ihrer Schöpfung der Sichtmarken, unbekümmert um die Seite des Inhalts, nur mehr allein vom Signifiant aus, also was ins Ohr fällt, nicht was gedacht wird; *ihn*, den Signifiant, nicht das Konzept, versucht sie durch Sichtmarken mitteilbar zu machen, der Inhalt ergibt sich erst sekundär wieder aus den aufgelesenen und zusammengesetzten Teilen der Lautgestalt.

durch eine Maschine ablesen ließ und als Audio Stream für sicher nicht viele Zuhörer ins Internet stellte.

19 Das sind beispielsweise die orientierenden Piktogramme auf öffentlichen international besuchten Plätzen oder die, auch juristisch, umstrittenen Gebrauchsanweisungen für den Zusammenbau von Einrichtungsgegenständen, die ohne jede verbalsprachliche Intervention auskommen.

Sie will, wie ein Wort *klingt*, in seine Atome, Elemente zerlegen; diese Elemente dann durch Sichtmarken fixieren; die Sichtmarken bedeuten dann nichts als mehr unnatürlich vereinzelte Lautereignisse. Was hingeschrieben wird, ist ein Lautereignis, das sich uns dann in einem zweiten Schritt erst mit einem bestimmten Inhalt verbindet. Die Sichtmarken selbst haben aber überhaupt keinen angebbaren Inhalt mehr, sie bleiben unterhalb der Schwelle des Sinns. Die ersten Analytiker, die diesen Schritt taten, gingen über den Bereich des Wahren hinaus: an ihren Gegenständen kann die Frage der Wahrheit nicht mehr gestellt werden. Das Scheidevermögen hält nun nicht mehr an dieser Grenze inne, es vermag vielmehr in seinem Analysieren einer Vorstellung den Schritt hinter die sinnvollen Einheiten zu gehen und sinnlose Lautereignisse selbst mittels eines Systems von Marken festzuhalten.

Phonographie realisiert sich zunächst in *syllabographischen* Systemen, in denen das visuelle Zeichen die Einheit einer Silbe repräsentiert. Als *Logosyllabische* Systeme schließlich bezeichnet man die zwei großen historischen Kombinationen von logographischen und syllabographischen Elementen, nämlich die mesopotamische Keilschrift und die ägyptischen Hieroglyphen.

Zusammenfassend also: *Semasiographie* (ikonische Aufzeichnung) vs. *Lexigraphie* (Referent der Schrift sind Ausdrücke einer Einzelsprache). Unter letztere fällt ihre früheste Form, die *Logographie* (Notation von ganzen Wörtern); die Logographie gibt Anlaß zum entscheidenden Schritt in das, was noch *vor* dem Sinn liegt, die *Phonographie*: notiert werden in ihr Teile nur mehr des Signifiant der Sprache; so die *Syllabographie*, worin jedes Zeichen für eine Silbe steht. *Logosyllabisch* sind Sprachen, die die logographischen Zeichen durch weitere, phonetische Information tragende, ergänzen. Die späteste und ausschlaggebende Entwicklung für unseren Kontext sind *rein phonographische Systeme*: Linear B, Westsemitisch, Griechisch.

Der prominenteste Fall einer nur mehr lautanalisierenden Silben-Schrift ist *Linear B*: 87 unterschiedliche Zeichen für 5 Vokale und die ganze Reihe der Vokal-Konsonant Gefüge, plus einiger Logogramme für bestimmte Güter. Ursprünglich für eine Minoische Sprache unbekannter Herkunft erdacht, wird sie um -1400 auf das Griechische appliziert.

Um -1500 entstehen in der Levante die *westsemitischen Schriften*. Ebenso rein phonographisch sind sie direkte Vorgänger des griechischen Alphabets. Die Idee eines rein phonographischen Systems ist wohl beeinflusst durch entsprechende ägäische Versuche (Vorgängigkeit des Linear A: -1800). Dazu stimmen Berichte, wonach die Philister im Gaza der späten Bronzezeit Minoer gewesen seien. Materielle Grundlage aber sind die ägyptischen logosyllabischen Hieroglyphen, denn in beiden Systemen ist die einzig mitgeführte Lautinformation der Schrift *konsonantisch*, während in der mesopotamischen Keilschrift und den ägäischen Schriften mit jedem Konsonanten immer auch ein Vokal verbunden ist, eben ein Syllabarium: griechisch τρίνους würde so in Linear B durch ‚ti-ri-po‘ wiedergegeben werden.

Das zentrale Ereignis nun auf dem Weg zum griechischen Alphabet ist die phonographische Adaption ägyptischer Logographie.

Ägyptisch ist logosyllabisch, enthält also, neben den überwiegenden Logographen, Zeichen für Lautfolgen. Es gibt drei Arten von phonographischen Marken, die für ein, zwei oder drei Konsonanten stehen. Der zu Ägypten Außenstehende muß, in der Erfindung der westsemitischen Schrift, gesehen haben, wie sich daraus ein ganz anderer, nämlich ausschließlich phonographischer Schrifttyp ableiten lasse, indem man einfach aus den ca 700 Zeichen des Ägyptischen die ca 24 *lautbedeutenden, konsonantischen Marken* dafür hernimmt, alles Logographische dagegen wegläßt und die Verwandtschaft des Semitischen mit dem Hamitischen, also die Lautähnlichkeit ausnützt.

Lautinformation heißt aber in diesem Fall ausschließlich *konsonantische* Marken. Durch Setzen von dessen konsonantischen Grenzpunkten konnte er dann jedes hebräische Wort graphisch, *für das Auge*, ohne den Mund aufzutun, darstellen. Er analysierte sie nach ihrem konsonantischen Gerüst und konnte es dann so mit der neuen Technik hinschreiben und konnte umgekehrt aus einem schon so hingeschriebenen konsonantischen Gefüge durch konjizierendes Hinzudenken der vokalischen Substanz das gemeinte Wort einigermaßen zuverlässig wieder rekonstruieren. Solche Aufzeichnung konnte er nun mittels eines erstaunlich kleinen Inventars von Marken leisten.

Neben der Innovation der kleinen Zeichenanzahl und der erstmals festgelegten Anordnung der Zeichen ist wichtig ihr *akrophonisches Prinzip*: im *Namen* des Zeichens ist sein *Lautwert* mitenthalten; der Anfangslaut des Namens eines Zeichens ist gerade, was dieses Zeichen als Lautzeichen bedeutet. Sie heißen, was sie sind; sie sind autologisch. κ heißt ‚kappa‘. Durch diesen mnemonischen Effekt waren die westsemitischen Systeme leichter zu erlernen.

Trotz dieser Innovation bleibt der Unterschied zu dem, was uns heute so selbstverständlich als *Alphabet* erscheint, beträchtlich. Für ein Alphabet wäre dies wesentlich: ein Zeichen entspricht einem Phonem, also der kleinsten distinktiven Lauteinheit.

Das West-Semitische ist aber eher eine verkappte Silbenschrift, denn jedes Zeichen steht dort für einen Konsonanten plus einen *unbekannten* Vokal. Das Zeichen beth steht für /b/, /ba/, /bu/ oder am Wortende /b/. Sie legen die Lautgestalt nur bis auf Vokalisierung fest und bleiben dadurch konstitutiv uneindeutig.

Die äußerliche Ähnlichkeit mit den griechischen Lettern verdeckt eine fundamentale Differenz der Systeme:

For example, a literary native speaker of Arabic, a west-semitic script, cannot know how to pronounce a word written KTB in isolation; only context reveals how the consonantal skeleton is to be vocalized, so that according to very different vocalizations the meaning could be ‚writer‘, ‚he wrote‘, ‚book‘, ‚books‘, ‚bookseller‘, or ‚writing‘. ΑΕΙΔΕ, by contrast

can be pronounced by someone who knows nothing at all about the greek language and who does not understand what is being said.<sup>20</sup>

Die entscheidende griechische Initiative dagegen ist die *Isolation des Phonems in graphischer Repräsentation*.<sup>21</sup>

Das ganze Konzept eines *Phonems* – kleinste, aus dem Schallstrom der Rede *abstrahierte* (also: unwirkliche) lautliche Segmente mit potentiell bedeutungsunterscheidender (distinktiver) Funktion, „die Gesamtheit der phonologisch relevanten Eigenschaften eines Lautgebildes“<sup>22</sup> – kann nur aus der Erfahrung des griechischen Vokalalphabets kommen, weil nur dort die radikale Analyse der Rede durch die Sichtmarken der Schrift bis ans Ende durchgeführt ist. Nur wenn im wesentlichen umkehrbar eindeutig gilt: ein Zeichen ⇔ genau ein Laut: kann die Idee der Zergliederung bis ins letzte aufkommen; kaum könnte dagegen an einem Gebilde wie ‚KTB‘ die Idee der distinktiven Minimaleinheit entstehen, da es eben vieles ununterschieden *zugleich* bedeutet.

Westsemitische Systeme geben dem Leser phonetische Winke, die aber zweideutig bleiben; Modus, Tempus und Aspekt des Hingeschriebenen bleiben immer unklar, die Distanz zwischen Geschriebenem und Gesprochenem ist groß.

When reading the Greek alphabet, by contrast, the reader sounds out the signs – as children do today – then recognizes from the aural, phonetic reconstruction what word is meant, a process that made silent reading rare until the end of the classical period.<sup>23</sup>

Dies ist der sonderbare Vorgang im Auflesen vokalalphabetischer Schrift: einer dirimiert eigentlich in zwei. Einer liest vor und der andere vernimmt und erkennt aus dem Lautbild das Gesagte. Einer liest die Sichtmarken auf, sie sukzessive zusammensetzend und vertonend, der andere hört dem so akustisch Produzierten zu und versteht es.

Die Entdeckung des Phonems und die schriftliche Fixierung dieser Unwirklichkeit ist eine griechische Erfindung, die für uns den Charakter von Schrift überhaupt geprägt hat – Schrift als Laut-Schrift, Aufbewahrung eines Gesprochenen – und vergessen ließ, daß es nur eine Art davon ist.

Die Frucht dieser Technik ist wesentlich nun das Ereignis der *Medialität*; durch sie ist ein neues Aufzeichnungsmedium geschaffen; was das griechische Vokalalphabet in der Isolation des Phonems erreicht, ist die Möglichkeit der Stimmaufzeichnung: „to create the first technology capable of preserving by mechanical means a facsimile of the human voice“.<sup>24</sup>

20 Powell, S. 10.

21 An invention has taken place for which we require an inventor, ‚the adaptor‘, who made abrupt and epoch-making changes to his Poenician model. Somewhere, in real time, this man isolated the phonem in graphic representation by requiring every vowel to be annotated explicitly (though not precisely, ignoring long and short), Powell, S. 14, vgl. auch S. 18.

22 Vgl. Nikolaus Trubetzkoy: *Grundzüge der Phonologie*, Göttingen 1989, S. 35.

23 Powell, S. 11.

24 Powell, S. 25.

Die Innovation des griechischen Vokalalphabets ist dies: die Abscheidung des Phonems aus dem kontinuierlichen Lautstrom und die Fixierung dieser Unwirklichkeit durch Sichtmarken fürs Auge. Einen z. B. griechischen Vers kann ich perfekt wiedergeben – durch Auflesen der Sichtmarken, ihrer Spur folgend, und sukzessive Realisierung ihrer Lautwerte durch den Stimmaparat –, ohne eine Vorstellung davon haben zu müssen, wovon in ihm die Rede ist (dieses Mechanische der Aufzeichnung ist zugleich die stärkste Garantie gegen die Fährnisse der Überlieferung). Denn in der Schrift, die nach dem restlos durchgeführten phonetischen Prinzip verfaßt ist, lies: im griechischen *Vokalalphabet*, teilen sich mir elementare Lautereignisse mit, die ich einfach reproduzieren kann. Habe ich nur die Lautwerte gelernt, so bedarf es keinerlei Anleitung mehr durch die Seite des Inhalts, um den Vers aktualiter zu produzieren. In der Technik der Totalerfassung und Analyse dessen, was im Sprechen des Griechischen erklingt und in der visuellen Repräsentation dieser elementaren Lautereignisse sind mit einem Mal die Voraussetzungen geschaffen, Gesagtes aufzuzeichnen und als Aufgezeichnetes jederzeit beliebig wieder zusammensetzen und zu reproduzieren, insbesondere auch jenseits der individuellen Lebenszeit des ursprünglichen Sprechers: ein neues *Medium*.

Die westsemitische Schrift ist keine Aufzeichnung des gesprochenen Wortes, sie hält nur das konsonantische Skelett der Sprache fest. Ein vergangenes Lautereignis mechanisch wieder vergegenwärtigen zu können, den sichtbaren Marken folgend und ohne notwendige Kenntnis der zugrundeliegenden Sprache, fehlt hier; das ist der entscheidende Test, der den wesentlichen Unterschied der beiden Systeme erweist. Die westsemitischen Systeme sind in der Weise keine so zuverlässigen Medien der Aufbewahrung, weil für die korrekte Wiedergabe eigentlich die Präsenz des ursprünglichen Sprechers vonnöten ist, *authentica interpretatio*, der seine Intention an dem durch die Schrift konsonantisch Abgesteckten offenbart. Von sich aus, ohne Hilfe seines Vaters, bleibt das Hingeschriebene zwar nicht stumm, aber es kann verschiedenes bedeuten, ungefähr so wie wenn eine Photographie so beschaffen wäre, daß, einmal aufgenommen, das Aufgenommene unversehens zu einer Art Wackelbild mit verschiedenen Hinsichten würde, je nach Einfallswinkel des Lichts. Das Hauptmerkmal von *Medium*, nämlich dasjenige, was es aufgenommen hat, vom ursprünglichen Sprecher abgelöst durch wen auch immer und jederzeit wieder und unbeschadet vergegenwärtigt werden kann, ist hier nicht gegeben.

Powell resumiert die – wir wir jetzt im Lichte der Glosse des Hesychios sagen können – *meropische* Technik so: „All over the Greek world a new technology recorded the actual sound of speech by breaking down the continuous stream of sound into a continuous stream of phonemic signs“.<sup>25</sup>

25 Powell, S. 18.

## Technik des Vokalalphabets und Archaische Logik

Ἀρχὴ μεγίστη τοῦ φρονεῖν τὰ γράμματα.<sup>26</sup>

Nachdem die Erfindung des Vokalalphabets so in seinem faktischen Ablauf im Umriß dargestellt ist, kann man daran gehen, diesen Vorgang noch weiter zu interpretieren. Die Interpretation hat zum Ziel, die Tragweite dieses Ereignisses hervortreten zu lassen. Sie tritt dadurch hervor, daß man versucht, die *Form* des Tuns, das diese Erfindung trägt, möglichst klar herauszuheben. Ein unmittelbarer Ertrag dieser Interpretation ist, die Ansicht vom Grund dieser Erfindung als Ermöglichung lediglich des Handeltreibens in Frage zu stellen. Viel weitergehend aber ist die Erfindung darauf hin zu formulieren, daß der Vorgang in seinem für die folgende Wissenschaft grundlegenden Charakter erscheint; von der *Form* nämlich dieses Tuns zu sprechen, bedeutet ihm den Charakter einer vom unmittelbaren Anlaß ablösbaren Verfahrensweise zuzuerkennen, Verfahrensweise, die gelehrt und gelernt wird, und wenn sie gelernt ist, in der Ausübung auf andere Kontexte immer zuverlässig wiederholt werden kann. Die Erfindung des Vokalalphabets implizierte somit etwas wie eine eigene *Logik*, oder anders gesagt, eine *Methode*. Man kann hier im Sinne der klassischen Studie von Ernst Hoffmann von einer *archaischen Logik* sprechen;<sup>27</sup> kennzeichnend für diese ist, daß an ihr der Hervorgang ihrer formalen Einsätze aus deren materiellen Substraten klar erkennbar bleibt: „die Gestalt erscheint nicht vom Stoffe befreit, sondern bleibt in ihm gebunden. So ist die ‚archaische Logik‘ noch gebunden an das Material, durch welches das philosophische Eidos zum Ausdruck kommen will: die *Sprache*“.<sup>28</sup> Die Versenkung oder das Gebundenbleiben der Logik an eine Materialität bedeutet: es sind Denkformen, Verfahrensweisen, die sich für ihre Entfaltung nicht in Gänze von dem lösen wollen, woran sie sich gewonnen haben, worin sie gründen, die also Abstraktion nicht in Gänze vollziehen und die Form nicht in reiner Idealität ausbilden, oder zumindest den status nascendi solcher Formen und Verfahrensweisen eine Zeit lang festhalten. Die materiellen Apriori, an denen sich das archaische Denken und damit die folgende Wissenschaft begreift, scheinen für den griechischen Kontext drei zu sein: Sprache, Zahl, Musik. Sprache, Zahl, Musik sind die drei Verbindlichkeiten des Denkens; sie machen

26 Mit der Setzung der Buchstaben als wichtigstem Anfang des Denkens beginnt – in geistreicher Rekursion – die zur Memorierung des griechischen Alphabets aufgestellte Spruchliste in einem vollständig erhaltenen griechischen Schulheft aus dem 3. bis 4. Jh. n. Chr. (Papyrus Bouriant); elf Blätter mit Loch in der linken oberen Ecke für den zusammenhaltenden Faden; die Spruchsammlung ist nach akrophonem Prinzip organisiert: 24 Sprüche, die je mit dem in Reihenfolge gebrachten 24 Buchstaben des griechischen Alphabets beginnen. Ἀρχή... Βίος... Γέροντα... Δένδρον... Den Anfang der Einübung des Alphabets macht also ein Spruch, der die große Tragweite des Alphabets nennt. Vgl. Erich Ziebarth: *Aus der Antiken Schule. Sammlung griechischer Texte auf Papyrus, Holztafeln Ostraka*, Bonn 1913 (Kleine Texte für Vorlesungen und Übungen, Bd. 65), hier S. 23.

27 Ernst Hoffmann: *Die Sprache und die archaische Logik*, Tübingen (Verlag JCB Mohr) 1925 (=Heidelberger Abhandlungen zur Philosophie und ihrer Geschichte, Band 3).

28 Hoffmann, S.VIII.



den Urgrund der Archaischen Logik, das Element aus, an denen diese ihre Formen gewinnt. Hier geht es nun also darum, an einer bestimmten neuen Technik der *Sprache* den Hervorgang grundlegender Denkbestimmungen und Verfahrensweisen der nachfolgenden Wissenschaft zu verdeutlichen. Die Darstellung des vorhergehenden Teils ist jetzt also so zu interpretieren oder neu zu formulieren, daß der Grundzug einer Verfahrensweise darin erscheint, die Stiftung einer Methode. Das faktische Gegebene im Ereignis des Vokalalphabets formal zu interpretieren, erlaubt zudem – das ist der Inhalt des diesem folgenden Kapitels – dieses Ereignis an solchen anderen Kulturtechniken zu konturieren, die auf den ersten Blick, im Licht einer rein inhaltlichen Darstellung, in ihrem Zusammenhang damit unkenntlich blieben.

Die Grundform in der Erfindung des Vokalalphabets ist die *Tätigkeit des Scheidens*, Analyse – aus gutem Grund ein griechisches Wort, wenn es jemals eines gab.

Die Isolation des Phonems in graphischer Repräsentation – dies ist die *Grundtechnik des Vorgangs, der hier zur Debatte steht*. Diese Technik enthält implizit zwei unterschiedene Momente: 1) das Auseinanderlegen, die Sonderung dessen, was unmittelbar einfach *da* ist; dann 2) das damit notwendig gewordene Festhalten, Fixieren dieser auseinandergelegten, aber eben getrennt zu haltenden Elemente durch ein eigens dafür zu findendes Verfahren.

Für den Moment der primordialen Analysis in der Erfindung des Vokalalphabets kann man für die Form des Materials, das behandelt werden soll, von einem konkret, fertig vorliegenden Ganzen ausgehen. Man muß sich bei Bewußtsein halten, daß die Analytiker und Buchstabierer der ersten Stunde natürlich keine ABC-Schützen, Kinder waren, die die Sprache erst noch – und zwar gerade durch die Technik des Alphabets – erlernen würden, sondern Erwachsene, denen sie bereits in langer Übung als Gegebenes, Positives fertig vorlag; vertraut und ein Bekanntes war, das sie wohl mehr oder weniger fraglos verwendeten.<sup>29</sup> An diesem konkret vorliegenden Ganzen vollzieht sich nun die Operation des Alphabets. Die Sprache nimmt eine völlig andere Form an, wechselt sozusagen den Aggregatzustand; sie wird fremd. Das Befremdliche resultiert daraus, daß die Operation des Alphabets Geschiedenes produziert und festhält, das in dem, was bis dato Sprache war, definitiv nicht vorkommt, nämlich das isolierte Phonem; das ist das Wesentliche: das Alphabet generiert, gemessen an der fraglosen Totalität seines Ausgangsmaterials, wesentlich Unwirkliches, Virtuelles. Analyse, die Tätigkeit des Scheidens heißt: hinter die fraglose Gestalt eines konkret vorliegenden Ganzen zurückzugehen, es in geschiedene Momente auseinan-

29 Die sicherlich prägnanteste Formulierung dieses fraglosen Verhältnisses gibt Heraklit Fragment 72 (Vorsokratiker nach der bekannten Ausgabe und Numerierung von Diels/Kranz): der λόγος ist das, womit alle am meisten ununterbrochen verkehren und was ihnen doch das Fremdeste ist. Die elementatio des Alphabets geht auf Tuchfühlung mit ihm; sie bereitet die von Heraklit geforderte Erkenntnis der offenkundigen Dinge vor, die γνῶσις τῶν φανερῶν B56. Das Alphabet tritt an die Sprache mit analytischer Kraft; es erst läßt sie in emphatischen Sinne *lernen*. Vorher verkennen sie ihr Verhältnis zu ihm in der Art Homers und der läusesuchenden Knaben, vgl. B56.

derzulegen und damit zu Unwirklichem zu machen. Im Falle des Alphabets ist die Isolation des Phonems diese Auseinanderlegung, Sonderung. Die radikale Durchführung der Analyse bis zu nicht weiter zerlegbaren Minimal-einheiten (die von viel prekärerer Präsenz sind als die, was ja auch ihr Name sagt, noch durchaus greifbaren sogenannten *Silben*) bedeutet nun dies: das von seinem Kontext Geschiedene *als solches*, das Gebundene und nur in seinem *Zusammenhang mit anderm Wirkliche* enthält in der Operation des Vokalalphabets – der Isolation des Phonems – gleichsam ein eigenes Dasein und abgesonderte Beweglichkeit: das Unwirkliche wird selbständig.

Der zweite Teilschritt in dieser Operation ist nun das Auseinanderhalten und Fixieren des im ersten Schritt Geschiedenen. Dies ist recht besehen nicht weniger merkwürdig, weil es zu einem, offenbar notwendigen, Medienwechsel kommt. In der Erfindung des Alphabets ist die Tätigkeit des Scheidens verbunden mit dem Übergang in die Ordnung des *Sichtbaren*: das Resultat des Scheidens, der Trennung kann nicht bleiben, was es war, es wird etwas völlig anderes. Die Stimme analysieren und das so Analysierte auf Dauer stellen gelingt nicht im Element des Analysierten selbst, sondern nur in dem ihm Fremden der *Visualität*, durch sich ans Auge richtende Sichtmarken, also durch Schrift. *Echo*, also das *nymphische* Dispositiv, wäre etwas wie das Aufheben der Stimme in der Stimme, die Reflexion der Stimme, die zurückgesandt sich selbst gleich bleibt – aber das Echo überlebt die anfänglich aktuelle Stimme nur um ein wenig und verhallt folgenlos wie diese, ein erster mißglückter Versuch eines medialen Dispositivs zur Aufbewahrung der Stimme (in Pindar O.14, 21 ist Echo bezeichnenderweise schon die ausgesandte Übermittlerin, Wiederhall und Medium in einem). Das Scheiden funktioniert also nur auf der Grundlage einer neuen medialen Ordnung, der des Sichtbaren. Im Element des Sichtbaren stellt sich nun dar, was vormals reine Verlautbarung war: die Stimme schickt sich in Fremdes, exotische Zeichen (Phaidros 275a), von ihrem einmaligen Ursprung gelöst, kann sie allein bestehen und durch wen auch immer, durch jeden wieder aktualisiert werden; jeder kann dann dem Anderen in sich Raum geben durch das unwillkürliche Reden entlang der nun in *räumlicher* Anordnung vorliegenden Sichtmarken, sie sukzessive auflesend.<sup>30</sup> Das Vokalalphabet ist die erste totale *Aufhebung* der Stimme. In ihm müssen wir sie verlieren und in flimmerndes Halbverschwinden überführen, um sie eben dadurch für alle Zeit zu bewahren, im Sinne ihrer jederzeit möglichen Reproduktion auf der Grundlage der überlieferten Sichtmarken. Die Stimme geht zum Zweck ihrer Rettung in das ihr ganz fremde Element der Visualität ein; zur Aufbewahrung und Wiedergabe der tönenden Stimme ist diese angewiesen auf den Umweg des Auges und des Lichtes; es ist ja nicht evident, daß die

30 Das auf Dauer Stellen des Unwirklichen in der Tätigkeit des Scheidens qua Vokalalphabet findet *nicht in mir* statt; nicht mein Innen ist es, das die auseinandergelegten Elemente in ihrer Getrenntheit aufrecht erhält, sondern – unmittelbar äußerlich geworden – dazu eigens entwickelte Sichtmarken; in ihnen ist das ‚Auseinanderlegen‘ wörtlich geworden; die Rede, die, in ihrem Verhalten, wie die Musik das zum Dasein gebrachte Verschwinden ist, *bleibt* nun und wird *räumlich* getrennt, spatiert. Das Vokalalphabet ist der Raum, worin meine Sprache und mein Leben ausgelegt bestehen.

Ordnung der Visualität einmal zum Apriori des Phänomens stimmlicher Verlautbarung wird. Erst auf der Grundlage der visuellen Sichtmarken gelingt die zuverlässige, jederzeit mögliche Wiedervergegenwärtigung dessen, was einst erklang.

*Alphabet* bedeutet somit: Produktion des Unwirklichen in der Tätigkeit des Scheidens und Aufdauerstellung dieser reinen Virtualität<sup>31</sup>; die methodologisch relevante Lektion in diesem Ereignis ist die Entwicklung einer geregelten Praxis des Unwirklichen, die Einübung des Umgangs damit, das Lernen des Verweilens am Nichtseienden.

Von der Prekarität der in der Isolation des Phonems entstandenen Elemente kann man sich auch am einfachsten dadurch überzeugen, daß die meisten von ihnen unaussprechlich sind; es ist nicht möglich, ihnen *alleine*, für sich Anwesenheit, Gegenwart im Element der Stimme zu geben. Powell betont diesen Punkt als entscheidenden Unterschied zu den westsemitischen Silbenschriften. Gefragt, was das στοιχείον T nun bedeute, kann im System eines Alphabets eigentlich nicht geantwortet werden, denn T „is pronounceable only in combination with another sound“ – im emphatischen Sinne *wirklich*, also nur als Gebundenes – „in West Semitic, on the other hand, the sign ‚T‘ is pronounceable as /ti/, /ta/, /tu/, or it closes a syllable“.<sup>32</sup>

Wenn man die Deutung des griechischen Grundbegriffs der Ἀλήθεια als Unverborgenheit ernstnimmt, Wahrheit also in griechischer Inspiration als erscheinende Gegenwart, als Präsenz auslegt, dann muß, was unterhalb jeder Ebene des Sinns bleibt (denn das ist das Wesen der ersten phonographischen Initiative) und zudem in der Rede kaum wiedergegeben werden kann, mehr in die Nähe des Nichtseienden rücken.

Das Wesen von Grundbausteinen, Elementen στοιχεῖα, ist immer, daß sie im Realen nicht vorkommen. Sie setzen Arbeit, Negativität, Kultur des Menschen voraus, Muße oder Not, in der Tätigkeit des Scheidens den fraglosen Zusammenhang des Wirklichen zu hintergehen. Räumte man den Elementen gleiche Seinsweise wie dem aus ihnen Zusammengesetzten ein, hätte man dadurch die entscheidende Wirklichkeit von Verbindung überhaupt negiert und aus Ganzen bloße indifferente Agglomerate von Teilen gemacht. Als Element erhält das Gebundene und nur in seinem Zusammenhang mit anderem Wirkliche eigenes Dasein; Resultat einer Technik, wird es als Unwirkliches festgehalten und auf Dauer gestellt. Hinsichtlich der Virtualität der Elemente, die aber gerade in ihrer Unwirklichkeit produktiv und beweglich werden, kann man zum Vergleich das Scherzwort jenes Physikers am CERN anführen, der feststellte, das Charakteristische der Elementarteilchen sei, daß sie in der Natur nicht vorkommen.

Sieht man sich daraufhin auch erhaltene griechische Schulhefte an, so fällt zudem auf, daß die Übungen, betrachtet man sie nach dem Umfang, den sie jeweils einnehmen, meistens nur bis auf die Ebene der Silben zurückgehen; die griechischen ABC-Schützen übten silbische Zusammenset-

31 dieser, in der Sprache der Mathematik gesprochen *idealen Elemente*.

32 Powell, S. 11.

zungen ein.<sup>33</sup> Der Rückgang und die Reflexion auf die elementarsten Bestandteile scheint eher Sache einer spekulativen Betrachtung seitens der Wissenschaftler gewesen zu sein.<sup>34</sup> Dieses pädagogische Innehalten auf der Ebene der Silben bestätigt also, daß die letzten Bestandteile als etwas Befremdliches und Fragwürdiges aufgefaßt wurden.

Die Befremdlichkeit des Vorgangs kann man sich mit heutiger Technik noch so vergegenwärtigen, daß man sagt: was das Vokalalphabet durch seine Analyse leistet, ist eigentlich ein *Sampling der Stimme*, also einer Realität, die vor der genannten Sonderung wesentlich als Kontinuum wahrgenommen wird, als *flumen oriationis*. Das Alphabet unternimmt es, dieses Lautkontinuum willkürlich nach 22 diskreten Werten zu sampeln, die Rede gleichsam abzutasten und diese samples dann zu fixieren (allerdings ist es nicht nur eine Bestimmtheit, die Höhe und deren Verlauf in der Zeit, die abgegriffen wird; das Alphabet sampelt nicht quantitativ abgestufte Verläufe einer Größe, sondern komplexe zusammengesetzte Bestimmtheiten, Bündel distinktiver Merkmale, eben die Phoneme).

Schließlich entsteht vielleicht die Spur einer Ahnung von der anfänglichen Sonderbarkeit im Scheiden der eigenen Stimme, wenn man bedenkt, wie man selbst anfang, die Bewegung eigenen Sprechens und Denkens durch *Tatstaturen* zu vermitteln und auszulegen,<sup>35</sup> im sogenannten ‚Tippen‘ (Mischbildung aus ‚tupfen‘ und ‚typewrite‘), mit der naturwidrigen Stockung und Irrealisierung des Flusses der Rede, die das bedeutet; ihre Überführung in diskrete, diskontinuierliche Ereignisse, die durch das Geräusch, das dabei entsteht, die vermeintlich lautlose Idealität des Denkens ironisch auf seine elektro-mechanische Vermittlung zurückbringt.

Wichtiger aber, und wieder die Perspektive mehr unmittelbarer Zeitgenossenschaft einnehmend, kann zur Erkenntnis dessen, wie dem griechischen Bewußtsein seine 22 oder 24 Buchstaben vorkamen, nämlich als Virtualität oder durchaus prekarisiertes Seiendes, das wichtigste antike Zeugnis zur Adaption des griechischen Alphabets herangezogen werden. Der Vorgang ist in Herodots Historien Buch V, 58 überliefert.<sup>36</sup> Die Schrift γράμματα wird von Herodot dort als zu dem Wissenswerten gerechnet, das die Griechen von Kadmos und den Phöniziern gelernt hätten. Sie hätten sie zunächst ohne Veränderung einfach übernommen, „später, im Fortgang der Zeit, änderten sie samt der Sprache auch die Form der Buchstaben. Es umwohnten sie aber in den meisten der Gegenden zu dieser Zeit von Griechen die Ioni-er; diese übernahmen durch Unterricht von den Phoinikiern die Buchstaben und gebrauchten sie, indem sie wenige von ihnen in ihrer Form umänder-

33 Vgl. die Nummern 3, 4 und 5 bei Ziebarth, *Aus der Antiken Schule*, S. 4 f.

34 Vgl. Kap. 20 der *Poetik* des Aristoteles und sehr aufschlußreich vor allem *Metaphysik* 993a. 35 die, zumindest in meinem Fall, zur Regel der Arbeit wurden, als mir das einfache Sprechen bereits sehr vertraut war.

36 Für den griechischen Text vgl. Herodoti Historiae, ed. Hude, Oxford 1927 (Scriptorum Classicorum Bibliotheca Oxoniensis); deutscher Text nach *Herodots Forschungen*, Band 1-6, übersetzt von Eberhard Richtsteig, Limburg/Lahn (Verlag Limburger Vereinsdruckerei GmbH), o. J. (Altclassische Schriftenreihe in deutscher Sprache).

ten“.<sup>37</sup> Das entscheidende in diesem Bericht ist der sehr spezifische Begriff von *Form*, den Herodot hier – und im übrigen im gesamten Herodotischen Corpus nur an dieser einen Stelle allein – verwendet; denn er sagt nicht einfach: ‚Gestalt‘ oder ‚Form‘, sondern *Rhythmus* der Buchstaben; die Griechen hätten den Rhythmus der Buchstaben verändert, μετέβαλον καὶ τὸν ῥυθμὸν τῶν γραμμάτων, sie *umgestimmt*, μεταρρυθμίσαντες.<sup>38</sup> Ρυθμός ist ein griechischer Formbegriff, der ursprünglichste und mit ἀρμονία sicher interessanteste, der seine Spezifik aus der Gegenstellung zu den andern Formbegriffen, insbesondere εἶδος, σχῆμα, μορφή, gewinnt. Émile Benveniste, der bekannte französische Indogermanist, hat das semantische Feld dieses Wortes untersucht.<sup>39</sup> Ρυθμός war nach Benvenistes wortgeschichtlicher Rekonstruktion die Weise, wie sich eine Bewegung, im Moment, reine Virtualität, zu Gestalt, Form, Festem organisiert, also die Idee der dem Ungreifbaren abgewonnenen Form. Der ursprüngliche Inhalt des Begriffs Rhythmus ist also nicht einfach das Fließen, sondern schon komplexer, verwickelter der Vorgang, wie einer solchen fließenden Bewegung vorübergehend eine feste Form abgewonnen werden kann; die Form, die ῥυθμός meint, ist nicht das statisch abgeschlossenen Vorliegende: „Entre schema et rhythmos il y a une différence: schema [...] se définit comme une forme fixe, réalisée, posée en quelque sorte comme un objet. Au contraire rhythmos, d’après les contextes où il est donné, désigne la forme dans l’instant qu’elle est assumée par ce qui est mouvant, mobile, fluide, la forme de ce qui n’a pas consistance organique: il convient au pattern d’un élément fluide, à une lettre arbitrairement modelée, à un péplos qu’on arrange à son gré, à la disposition particulière du caractère ou de l’humeur. C’est la forme improvisée, momentanée, modifiable“.<sup>40</sup> Die Verwendung gerade dieses sehr spezifischen Formbegriffs würde bedeuten, daß dem griechischen Bewußtsein seine γράμματα wesentlich als Virtualität vorkamen. ‚Rhythmus der Buchstaben‘ hieße es, weil es sich um die Form des Prekärsten überhaupt handelt, das was für sich genommen gar nicht existiert, nicht einmal aussprechbar, sondern nur im Zusammenhang mit anderem wirklich ist: eben das Resultat der Operation einer Isolation des Phonems; also den zusammenhängenden Lautstrom der Rede in die festgehaltene Irrealität diskreter Momente zu analysieren.<sup>41</sup>

37 Vgl. *Herodots Forschungen*, Bd. III, S. 110.

38 Vgl. *Herodoti Historiae* V, 58. Das μεταρρυθμίζειν erläutert am besten eine Stelle aus den *Persern* des Aischylos: Xerxes der Heerführer ist dem Untergang geweiht, weil er sich vermessen hatte, den Hellespont willkürlich umzustimmen: νόρον μετερρύθμιζε (v. 747). Xerxes versuchte, zu eigenem Nutzen, was von sich aus nichts als Fließen ist, durch eisernerne Fesseln (seinen Schiffsponton) zum Stehen zu bringen. Er nimmt einen Taktwechsel vor, das neue Maß, das er gegen die komplexe Bewegung des Wassers einführt, ist der einfache Wechsel der Truppen im Marsch über die Brücke.

39 Vgl. Émile Benveniste: „La notion de ‚rhythme‘ dans son expression linguistique“ (1951), in: ders. *Problèmes de linguistique générale I*, Paris 1966, S. 327-335.

40 Vgl. Benveniste, S. 333.

41 Wenn man den Begriff der *Krankheit* – nicht als bloßes Leiden, sondern aktivisch gewendet – als das Vermögen auffaßt (welches dem Tier fehlt), in sich selbst verschiedene Prozesse als getrennte, unterschiedene auseinanderhalten zu können: dies bin ich, aber

Das Vermögen der Analyse überhaupt, also einen Komplex in seine vorher nicht dagewesenen Bestandteile aufzulösen und diese, mit Hilfe eines Überganges in ein anderes Medium, als Unwirkliche festzuhalten und mit ihnen umgehen zu lernen, scheint die eigentliche Lektion des Denkens aus der Erfahrung der Erfindung des griechischen Vokalalphabets zu sein. Gelernt wird das Festhalten dessen, was nicht ist; ein Alphabet ist die unmittelbare abzählbare handgreifliche Anschauung, wie Nichtseiendes prozessiert werden kann.<sup>42</sup>

Die Frucht aber dieser neuen Technik ist nun dem Moment der Irrealisierung in ihr gerade entgegengesetzt. Es ist nicht evident, daß wir, was ein blinder Mann vor mehr als zweieinhalb tausend Jahren an einem bestimmten Ort im Osten des Ägäischen Meeres vor sich hin sang, deutlich vernehmbar nach wie vor hören: Μῆνιν ἄειδε, θεά, Πηληϊάδεω Ἀχιλῆος ... Indem es zum erstenmal in der Geschichte die Möglichkeit bietet, Lautereignisse, die Stimme, einmal Gesprochenes eindeutig aufzuzeichnen und unabhängig von jeder Zeit, deren Werk Vergehen ist, wieder genauso wiedergeben zu können, schafft das griechische Vokalalphabet zugleich die stärkste und zuverlässigste Realität; es gewinnt, das ist die Lektion für das Denken und die Wissenschaft darin, aus einer Praxis des Unwirklichen die höchste Wirklichkeit. Die irrealisierende Vereinzelung der Rede in der Analyse durch das Alphabet erzeugt in eben demselben Zuge die Voraussetzung der anhaltendsten Dauer; aus ihr entsteht ein zuverlässiges frei beispielbares durch die Zeit reichendes, also *diachrones*, Kontinuum. Man kann durch es aufnehmen, was immer man will; und es ist ein wesentlich *selbstloses* Medium, vokalalphabetische Sichtmarken sind unabhängig vom Objekt (Referenz) und vom Subjekt: die weitgehende Eideutigkeit, die allein das Vokalalphabet für sich geltend machen kann, heißt: das Hingeschriebene ist unabhängig von einem bestimmten Sprecher, auch vom sinnvollen Verstehen des in ihm Aufgenommenen.

---

diese unkontrollierte Teilung und Vermehrung von Zellen, aka Krebs, bin nicht ich –, dann kann man zugespitzt sagen: die Erfindung des griechischen Vokalalphabets, die Isolation des Phonems in graphischer Repräsentation, ist die *wesentliche Geisteskrankheit des griechischen Geistes*, eine, die sich im übrigen nirgendwo sonst mehr ereignet hat.

- 42 Diesen Grundzug, nämlich immer das Nichtseiende zu Seiendem zu machen, ist für Heidegger die eigentliche Bedeutung des δεινόν aus dem Chorlied der Antigone. Der Mensch ist der, „dem immer das Unseiende seiend [ist] der Wagnis zugunsten“, so Heideggers eigene Übersetzung der Verse 370-371. Er widmet dem Lied in der letzten seiner großen Vorlesungen zu den Stromhymnen Hölderlins im Sommersemester 1942 eine ausführliche und eingehende Analyse (Martin Heidegger: *Hölderlins Hymne ‚Der Ister‘*, Frankfurt 1993; Gesamtausgabe Bd. 53, hier S. 72). Dabei nimmt er das τὸ μὴ καλόν (370) aus der Zweiten Gegenstrophe nicht als das in unserem Sinne einfach *Schöne* (wie es übrigens auch andere Übersetzer, etwa Karl Reinhardt oder Wolfgang Schadewald, nicht tun); das in unseren Sprachen nämlich entsprechende Wort zum anfänglichen griechischen Denken des καλόν wäre ‚das in Wahrheit Seiende‘. „τὸ μὴ καλόν bedeutet daher vor-platonisch das Un-Seiende, jenes Seiende, das nicht schlechthin nichts – sondern als Seiendes dem Seienden ‚zuwider‘ ist [...] Sofern der Mensch mit dem Un-Seienden ‚zusammen‘ ist, so daß er das Un-Seiende als das Seiende nimmt, hat er das Seiende der Gefahr der Vernichtung anheimgegeben: es auf sein Spiel gesetzt. Dieses Verhalten zum Seienden ist die τόλμα, die Wagnis“ (S. 109 f).

In der Inspiration des frühgriechischen Denkens oder der archaischen Logik gesprochen, kann man sagen, daß das Vokalalphabet wesentlich eine *palintrope* Struktur vor Augen führt: stärkstes Sein aus dem Durchgang durch das Nichts.<sup>43</sup> Die Auflösung eines unmittelbar und konkret Vorliegenden verkehrt sich in die Behauptung eines Seins, dessen nämlich, das zum ersten mal die Grenze der Sterblichkeit oder Endlichkeit überwunden hat. Heraklit verdeutlicht die *παλιντροπος ἀρμυίνη* (B51), also die gegenstrebige Fügung all dessen, was wahrhaft *ist*, z. B. mit dem bekannten Spruch: *ΤΩΙ ΟΥΝ ΤΟΞΩΙ ΟΝΟΜΑ ΒΙΟΣ ΕΡΓΟΝ ΔΕ ΘΑΝΑΤΟΣ* (B48) ‚der Name des Bogens ist Leben, sein Werk Tod‘.<sup>44</sup> So steht es auch mit der Erfindung des Alphabets. In der Produktion der äußersten Unwirklichkeit, im Unwirklichmachen des Vorhandenen und im Festhalten, wenn man es so nennen will, des Toten, dieses gleichsam auf Dauer stellend, ist zugleich die Bedingung, das *technische Apriori der Unsterblichkeit* gewonnen. Aus der Irrealisierung geht ein Sein hervor, das wesentlich medial ist, d. h. das nicht wie bisher immer die Vermittlung außer sich hat, sondern diese wesentlich selbst ist.

## Prekäre Medialität durch rituelle Tötung im Opfer

In den beiden folgenden abschließenden Kapiteln geht es darum, die eben gegebene formale Entfaltung der Technik des Vokalalphabets durch Rück- und Fortgang von diesem Punkt aus zu bewähren: auf welches Vorgängige kann diese Erfindung sich womöglich beziehen; welche weiteren Entwicklungen kann sie ihrerseits selbst motivieren.

Der Form nach und methodologisch umsetzbar war die Erfindung des Vokalalphabets die Scheidung eines konkret vorliegenden lebendigen Ganzen und seine Überführung in die Seinsweise distinkter geschiedener Elemente, die nur im Zusammenhang mit anderem wirklich sind, durch Medienwechsel aber in ihrer Unwirklichkeit auf Dauer gestellt werden; die Praxis des Umgehens und Verweilens an solchem Unwirklichen resultiert dann allerdings als Umschlag ins Sein, das die Vermittlung nicht mehr außer sich hat, nämlich in dem Hervorgang eines frei bespielbaren diachronen Kontinuums.

Wenn man die Faktizität des Ereignisses des Vokalalphabets so formal beschreibt, ergibt sich die Möglichkeit einer Inbezugsetzung dieser Kulturtechnik zu einer prominenten anderen solchen, ungleich älter und durch ih-

43 Im Realen, aber emblematisch, haben wir diese Struktur passenderweise in dem Schicksal der z. B. Linear B überliefernden Tontäfelchen: die Vernichtung durch das Feuer im Brand der Paläste gab die Voraussetzung, daß wir heute noch von ihnen wissen; der Ton wurde damals nämlich gebrannt und somit verewigt.

44 Interessanterweise beruht Heraklits grausiges Wortspiel ganz auf den Bedingungen des noch relativ neuen Mediums der Schrift. Er nutzt ihr ununterscheidendes Element, wodurch eine Sichtmarke (ΒΙΟΣ) für zwei, der Bedeutung nach einander entgegengesetzte Vorstellungen stehen kann: hier Leben (βίος), dort der todbringende Bogen (βίος) – die dagegen im Element der Stimme durch unterschiedliche Setzung des Hochtons klar voneinander abweichen. Für Heraklit wird also die Schrift zum spekulativen Element, weil sie allein die Einheit des Gegensätzlichen und einander Widerstreitenden offenbart und bewährt.

re Universalität eine Chiffre von Kultur überhaupt; dies ist der Vorgang der rituellen Tötung, der Vernichtung von Leben im Opfer. Wenn zu Beginn postuliert wurde, daß die Erfindung des Vokalalphabets in den Zusammenhang der Rede vom *θεῖόν* der griechischen Kultur gehört, so kann die jetzt vorgenommene Erläuterung des Opferrituals diese Seite noch stärker hervorheben. In bestimmter Hinsicht könnte man sagen, die Technik der Herausbildung zeit- und selbstloser Kontinua, wie sie durch die Operation des Alphabets de facto hervorgebracht werden, trete an die Stelle der prekären Medialität, der Epiphanie des Kontinuums des Sakralen im Opfer.

Der Form – und der Frucht nach – nach entspricht die Methode des Alphabets dem, was sich tausende von Jahren lang zuvor schon im Opfer zutrug.<sup>45</sup> Es geht klarerweise nicht darum, beide Kulturtechniken als dasselbe auszugeben, was unsinnig und auch als Resultat unergiebig wäre; es ist jedoch möglich, insbesondere den einmalig gebliebenen Vorgang der Erzeugung eines Alphabets in ein verändertes Licht zu rücken, und das heißt für uns, die wir nichts mehr als gerade Alphabete gewohnt sind, diesen Vorgang in seiner ursprünglichen Fremdheit, als wirkliche Innovation, wieder kenntlich zu machen.

Den formalen Gesichtspunkt in der Betrachtung beider auf den Punkt gebracht, würde man sagen: die Technik des Vokalalphabets antwortet auf die im Opfergeschehen unerfüllt bleibende Liebe zur Unsterblichkeit.

Für die Interpretation dieses so fundamentalen Rituals beziehe ich mich auf die klassische Darstellung von Marcel Mauss und Henri Hubert,<sup>46</sup> die dann im französischen *Collège de Sociologie*, insbesondere von Roger Caillois und Georges Bataille, weiterentwickelt wurde.

Das Opfer ist der religiöse Akt par excellence. Bevor sich Religion als innere Überzeugung, als Glaube die Form lediglich einer bestimmten Disposition des Bewußtseins gibt, ist sie vor allem die Anweisung zur Ausführung bestimmter Handlungen und das Opfer ist universell, bei allen Völkern, die wichtigste dieser Handlungen.

Das Opfer funktioniert auf der Grundlage einer Trennung zweier Welten, der des alltäglichen Lebens und einer davon unterschiedenen Welt des Sakralen. Das Opfer, im Sinne von *victime*, wird konsekriert, das heißt aus der profanen in die andere Welt überführt. Der konsekrierte Gegenstand dient als Relais: da es keine direkte, unmittelbare Inbezugsetzung des Opfernenden und der Gottheit geben kann, geht die *Kommunikation*, die das Wesen des Opfers ist (Mauss, S. 257), über den konsekrierten Gegenstand. Außer für den Fall, daß es sich um die einfache Gabe handelt, ist das Wesentli-

45 Der Anlaß zu dieser Gegenüberstellung mag zunächst als ungereimter Einfall erscheinen, doch ergab es sich mir aus der Beschäftigung mit einem der bekanntesten Texte der deutschen Literatur, nämlich *Patmos* von Hölderlin. Der Gesang endet gerade mit der Abbraviatur einer Kulturgeschichte, die vom Opfer schließlich zur Pflege des *vesten Buchstaben* übergeht.

46 Henri Hubert, Marcel Mauss: „Essai sur la nature et la fonction du sacrifice“ (1899), in: Marcel Mauss, *Œuvres. 1. Les fonctions sociales du sacré*, hrsg. von Victor Karady, Paris 1968 (Les Éditions du Minuit), S. 193-307.



che im Opfer nun die Zerstörung dieses konsekrierten Gegenstandes.<sup>47</sup> Die Auslöschung des Lebens, falls es sich um ein Tieropfer handelt, läßt den Betrachter nicht indifferent; der Vorgang soll auf den Ausrichter des Opfers zurückwirken.<sup>48</sup> Über das Element des Opfertiers vermittelt sich die sakrale Welt in den Bereich des Profanen, wobei der beschworene Bereich des Sakralen durchaus im Sinne einer Welt der Gewalt und des Unmaßes erfahren wird (303), deren direkter Kontakt zu gefährlich wäre und den Tod des Ausführenden selbst bedeutete. Große Vorsicht in der Kontaktaufnahme ist geboten, sie findet stellvertretend durch das Relais des Opfertiers statt. Es allein betritt die Welt des Sakralen, um dort unterzugehen. Die Ausführenden betrachten diesen Untergang. In einer eigentümlich indirekten Praxis machen sie die Erfahrung des Todes als Lebende. Nur über die momentane Kontinuität der beiden, Ausführender und Gottheit, im Opfertier, können diese in Austausch treten und dennoch geschiedene bleiben (304).<sup>49</sup> Das Opfer hat somit alle Züge einer Vermittlung: es vereint ebenso, wie es als Trennendes fungiert, es setzt in Beziehung ohne je beide Welten zu einer zu machen; es ist die strenge Mittelbarkeit. So ergibt sich schließlich diese Definition des Opfergeschehens: „Ce procédé consiste à établir une communication entre le monde sacré et le monde profane, par l'intermédiaire d'une victime, c'est-à-dire d'une chose détruite au cours de la cérémonie“ (302). Auf die Tötung des Tiers erfolgt am Höhepunkt der Zeremonie die Verwendung seiner auseinandergelegten Teile zum Zwecke der Aufnahme einer Kommunikation: die nun mit dem Element des Heiligen versehenen Teile werden, an was auch immer der Empfänger des Rituals sei, mitgeteilt.<sup>50</sup> Diese Kommunikation mittels abgetrennter Teile des vormals lebenden ganzen Tiers vollzieht sich sehr realiter: Besprengen mit dem Blut des Tiers, Umlegen seines Fells, Salben mit seinem Fett, Berühren seiner Asche, und – als effektivstes Mittel der Kommunikation mit der Welt des Sakralen: Verzehren eines Teils des getöteten Tiers (243 und vor allem 294). Zusammenfassend: das Opfertier wird durch den Akt seiner Auslöschung zu einer *Mitte*, die erst Kommunikation von Menschen und Göttern erlaubt, die niemals anders als über diese Vermittlung zueinander in Kontakt treten können: „il s'agit de faire communiquer la force religieuse que les consécration successives ont accumulée dans l'objet sacrifié, d'un côté avec le domaine du religieux, de l'autre avec le domaine profane auquel appartient le sacrifiant. Les deux systèmes de rites [attribution aux dieux, utilisation

47 Vgl. „Dans ces conditions, on doit appeler sacrifice toute oblation même végétale, toutes les fois que l'offrande, ou qu'une partie de l'offrande, est détruite“, Mauss/Hubert, S. 204.

48 „Le sacrifice est un acte religieux qui, par la consécration d'une victime, modifie l'état de la personne morale qui l'accomplit ou de certains objets auxquels elle s'intéresse“, Mauss/Hubert, 205.

49 Das Opfertier fungiert wie eine Linse oder ein Verstärker des Heiligen: „Elle est le moyen de concentration du religieux; elle l'exprime, elle l'incarne, elle le porte“, Mauss/Hubert, S. 266.

50 Vgl. „on s'en servait pour communiquer soit au sacrifiant, soit aux objets du sacrifice, les vertus religieuses qu'y avait suscitées la consécration sacrificielle. [...] c'est la victime ou ce qui en reste qui va passer au sacrifiant les qualités nouvelles qu'elle a acquises par la sacrifice“, Mauss/Hubert, S. 242.

par les hommes] contribuent, chacun dans leur sens, à établir cette continuité qui nous paraît, après cette analyse, être l'un des caractères les plus remarquables du sacrifice. La victime est l'intermédiaire par lequel le courant s'établit. Grâce à elle, tout les êtres qui se rencontrent au sacrifice, s'y unissent. Toutes les forces qui y concourent se confondent." (249 f).

Georges Bataille übernimmt diesen zentralen Punkt der wesentlich medialen Verfaßtheit des Opfers, also die Weise der rituellen Kommunikation über den Umweg einer Auslöschung. Der zentrale Begriff hierfür ist nicht so sehr der der *communication*, sondern der einer *continuité* (doch auch Hubert/Mauss sprechen schon von der *continuité sacrificielle*, S. 249 und 258). Das Opfer ist die Technik der Generierung eines Kontinuums zum Zweck der Kommunikation, wobei die Einrichtung der Kommunikation den Tod und das Auseinandernehmen eines lebenden Wesen zur Voraussetzung hat, mit dessen Teilen dann der Verkehr realiter vollzogen wird. Den Abgrund, den das einzurichtende Kontinuum in seiner Eigenschaft als Medium zu überbrücken hat, ist der elementare Unterschied des Profanen und Sakralen. Wenn Bataille diesen Begriff der *continuité* privilegiert, so ist damit schon angedeutet, auf welches Problem seiner Ansicht nach das Ritual des Opfers die Antwort oder die Lösung ist. Dies ist eben die Existenz einer Welt distinkter Gegenstände und Individuen, Welt der Arbeit und des Werkzeugs, Individuen, die in ihrer Unterschiedenheit und Distinktion diesen Charakter der Gegenständlichkeit nicht wesentlich durch ihr Menschsein modifizieren. Auch *intimité*, was nicht zuletzt ein eigentümlich gewendeter Begriff von Immanenz ist, dient zur Bezeichnung der Struktur im religiösen Ritual, insbesondere im Opfer.<sup>51</sup> Diese Milieus der Ununterscheidung sind für Bataille der Einsatz des Opfers. Das Moment der Gewalt, das dem Opfer so wesentlich ist, rührt aus der abrupten Unterbrechung des Charakters der Gegenständlichkeit, *intimité* ist diese Gewalt, und ihr Resultat ist paradoxerweise nicht Trennung, sondern Verbindung. Sie ist inkompatibel mit der Situation getrennter Individualität. Diese wird eben im Opferritual sollizitiert. Die zentrale Formulierung in Bataille für diesen Vorgang ist: „*pour nous qui sommes des êtres discontinus, la mort a le sens de la continuité de l'être*“.<sup>52</sup> Im Opfer, also in der Vernichtung dessen, was den Charakter eines distinkten Gegenstandes hat, scheint für Augenblicke, als Epiphanie dieses Kontinuum auf. Die Kontemplation des Toten, das Verweilen bei ihm, verkehrt sich in den Hervorgang eines absolut gediegenen unlösbaren Zusammenhangs, den man das Heilige nennen kann: „La victime meurt, alors les assistants participent d'un élément que révèle sa mort. Cet élément est ce qu'il est possible de nommer, avec les historiens des religions, le sacré. Le sacré est justement la continuité de l'être révélée à ceux qui fixent leur attention, dans un rite solennel, sur la mort d'un être discontinu. Il y a, du fait de la mort

51 Vgl. die sehr instruktive Formulierung aus Georges Bataille: *Théorie de la religion*, Paris 1973 (Gallimard, Collection tel), S. 68: „Est intime, au sens fort, ce qui a l'emportement d'une absence d'individualité, la sonorité insaisissable d'un fleuve, la vide limpidité du ciel“.

52 Vgl. Georges Bataille: *L'Érotisme*, Paris 1957 (Les Éditions du Minuit, Arguments), hier S. 19.

violente, rupture de la discontinuité d'un être: ce qui subsiste et que, dans le silence qui tombe, éprouvent des esprits anxieux est la continuité de l'être, à laquelle est rendue la victime".<sup>53</sup>

Was es erlaubt, beide Kulturtechniken in Beziehung zueinander zu setzen ist 1) die Form des Tuns: also die unrealisierende Scheidung eines Lebendigen in Elemente, welche eigentlich gebunden und nur im Zusammenhang mit anderem wirklich sind und 2) die Frucht, das Resultat dieses Tuns: in beiden Fällen schlägt die Kontemplation des Unwirklichen um in den Hervorgang eines Mediums als Realität eines Kontinuums. Der Unterschied aber ist: die Epiphanie des religiös produzierten Kontinuums, das *Heilige*, ist immer prekär. Die Kommunikation, die es einrichten soll, ist vom Scheitern bedroht, seine Inkantation oder Beschwörung kann ebenso leicht mißglücken. Das Kontinuum, das die Kommunikation der getrennten Welten ermöglichen soll, hat auch mehr *synchronen* Charakter. Das ist der Grund dafür, daß diese Rituale stets wiederholt werden müssen (vgl. das Meßritual). Die Technik der Isolation des Phonems in graphischer Repräsentation dagegen schafft potentiell unendliche, *diachrone* Kontinua, die das Werk der Zeit als Vergehen negieren. Die *Laut-Schrift*, als der Name dieses durch Analyse gestifteten Kontinuums, geht offenbar überhaupt ein anderes Problem als die Trennung der Bereiche des Profanen und Sakralen an: dieser Gegensatz bestimmt sie nicht mehr, der Pol der Transzendenz scheint in ihr immanentisiert und umgelegt zur *Zeitlichkeit*; diese, und nicht den Unterschied von Menschen und Göttern, adressiert die Schrift. Niemand schickt schriftliche Mitteilungen an die Götter, die Wendung an sie bleibt das Vorrecht der Stimme. Einander schreiben sich nur Sterbliche. Man ist auch versucht zu sagen, das Kontinuum im Opfer sei nicht so frei beispielbar, als das der Schrift: zwar kann man durch es jeden Wunsch an die Götter mitteilen; trotzdem erscheint der tiefere Zweck der momentan aufsteigenden Kontinuität des Seins im Opfer die schiere Präsenz der Götter zu sein, die Ermöglichung des Verkehrs mit ihnen, so daß die Aufspannung des Kontinuums schon das eigentliche Ereignis, daß der Hervorgang des Mediums keiner weiteren Nachricht mehr bedürfte, diese vielmehr selbst schon ist.

## Wissenschaft

Der Zweck des vorliegenden Aufsatzes ist es gewesen, die Operation der primordialen Analyse möglichst genau auseinanderzulegen, zu verlangsamen und in ihren Einsätzen kenntlich zu machen. Daher soll der zweite Moment, nämlich die freie Verwendung des in diesem Vorgang Gelernten hier nur noch kurz angedeutet, bzw. aus dem Vorigen resümiert werden.

Die Technik des Vokalalphabets übt die Zuversicht ein, durch Analyse den Augenschein konkret vorliegender Totalitäten zu lösen und sich für eine Weile der Gemeinschaft mit dem Unwirklichen anzuvertrauen – das anhaltlose

<sup>53</sup> Vgl. *L'Érotisme*, S. 29.

Vorgehenkönnen im Unbekannten ist gerade das Ethos von Methode und dessen, was man *das Logische* nennt –, durch diese Disziplin allerdings eine *substantiell* neue Wirklichkeit zu produzieren, die den Mangel der vorigen (Fehlen der Vermittlung) behebt.

Das Analysieren unmittelbar fraglos gegebener Totalitäten ist nun einfach das Vorgehen von *Wissenschaft* überhaupt. Griechische Wissenschaft, und damit also insbesondere auch was *für uns* heute diesen Namen trägt, erlernte die Möglichkeit solchen konterintuitiven Vorgehens aus der Wendung auf das, womit alle am meisten ununterbrochen umgehen, die Sprache. Das gesprochene Wort ist das erste Analytierte, seine Materialität die Bedingung einer ersten Logik als Reflexion auf Verfahrensweisen als solche. Die von vielfältigen Vorgängern und Einflüssen vorbereitete Methode, den unmittelbar ungeschiedenen Lautstrom in ein endliches, abzählbares, diskretes Set von Elementen zu sondern, die *als solche* im Sprechen nicht vorkommen – die Isolation des Phonems in graphischer Repräsentation wird zum Muster der Tätigkeit des Scheidens und lehrt wie eine Praxis des Nicht-Seienden umschlägt in seine stärkste Behauptung. Die *alphabetischen* στοιχεῖα lehren, wie theoretisch in jedem nur erdenklichen Wissensgebiet vorgegangen werden kann.

So nimmt Johannes Lohmann Hermann Kollers Initiative in einer Neuinterpretation des στοιχεῖον Begriffs auf und geht den methodischen Einsätzen dieser prägenden Wortbildung nach. Sowohl wenn das durch sie geschiedene Feld die Musik, als auch wenn es die Sprache ist, bedeutet der Einsatz überhaupt von στοιχεῖα, „daß sie auf der systematischen Gliederung eines Gebiets in letzte Elemente beruhen. Sie sind gerade in dieser Eigenschaft sowohl für Plato wie für den Atomismus Demokrits ein Paradigma, ein Modell für den Aufbau der Welt überhaupt.[...] Was aber dabei nicht beachtet worden ist, ist dieses, daß diese Gliederung, dieser geordnete Aufbau einer wissenschaftlichen Weltauffassung, für den die griechischen Buchstaben das Modell bildeten, je nach der Auffassung des Modells in verschiedener Weise durchgeführt werden kann“.<sup>54</sup> Die ersten großen Systembildungen, die auf die Zeit der archaischen Logik folgen, sind Demokrit und Platon, Schöpfer des Atomismus und der Ideenlehre, was man, wenn man unsere Begriffe zurückverlegt, als den Gegensatz von Materialismus und Idealismus grob bezeichnen würde. Trotz dieser fundamentalen Differenz ist das Modell geregelten Vorgehens bei beiden, deren Gegenstellung das gesamte Feld wissenschaftlicher Untersuchung absteckt, *dasselbe*, die aus der Technik des Alphabets bezogene Verfahrensweise der Gliederung eines Gegebenen in der Tätigkeit des Scheidens; das analytische Vermögen steht über der Ausbildung dieses Gegensatzes. Es kann dazu dienen, den Aufbau der Welt aus Atomen zu beschreiben, oder anders die allein als wahrhaft seiend genommene Struktur des Intelligiblen im dihairetischen Hervorgehen der Ideen auseinander zu entwickeln.

54 Vgl. „Musiké und Logos“ (1956), in: Johannes Lohman, *Musiké und Logos*, hrsg. von Anastasios Giannarás, Stuttgart 1970, S. 1-15, hier S. 5.

Obwohl  $\sigma\omicron\iota\kappa\epsilon\acute{\iota}\omicron\nu$  ursprünglich wohl nicht den Buchstaben im engeren Sinne gemeint haben kann – es muß dem Wort nach die Vorstellung des Fortschreitens in ihm enthalten sein, was auf die Spur des Schattens des Gnomons und von da auf das Durchlaufen einer Reihe von Tönen führte –, so bestätigt Lohmann doch den Vorrang der sprachlichen Evidenz, wenn man speziell dieses Moment des analytischen Vermögens in Betracht zieht.<sup>55</sup>

In der Perspektive der vorliegenden Arbeit beruhte der Vorzug des sprachlichen  $\sigma\omicron\iota\kappa\epsilon\acute{\iota}\omicron\nu$  für dieses Vermögen auf der größeren Energie des Denkens, deren es bedarf, um es zu erhalten. Dem Ton – wenn man sich ihn nach der Praxis seiner Untersuchung etwa am Monochord und ihn nicht noch durch Überlagerung von Schwingungen seinerseits zusammengesetzt denkt – kommt ein deutlich beständigeres und greifbareres Dasein als etwa *dem* Seienden zu, welches durch das graphische Zeichen K angeschrieben wird, unterhalb der Ebene des Sinns liegt und dem in der Stimme für sich keine Gegenwart gegeben werden kann. Die Saite des Monochord, nach festen Verhältnissen unterteilt, angeschlagen, produziert einen Ton, der mit der Zeit verhallt; für eine Zeit lang ist er da; ich kann ihm beim Verhallen zuhören. Nichts von dem trifft für das in graphischer Repräsentation aus dem Lautstrom isolierte Phonem zu. Wenn man die Effizienz wissenschaftlichen Vorgehens, wie hier versuchsweise entfaltet, nach seinem Vermögen bemißt, auch am Unwirklichsten Verweilen zu können, dann sind die sprachlichen  $\sigma\omicron\iota\kappa\epsilon\acute{\iota}\omicron\nu$  besonders instruktiv.

Als nur ein Beispiel dieser Instruktion sei die methodologisch kapitale Stelle aus dem Platonischen Spätwerk genannt – also der letzten Wendung seiner Philosophie, die durch ihre sonderbare Engführung von Zählen und Denken nur schwer zugänglich ist. In *Philebos* 16c ff entwickelt Sokrates den schönsten aller Wege, also Methode par excellence. Dabei wird zentrale pythagoräische Begrifflichkeit ( $\acute{\nu}\epsilon\rho\alpha\varsigma/\acute{\alpha}\nu\epsilon\iota\rho\omicron\nu$ ) als Mythos camouffiert und dann mit durchgehender Referenz auf das Modell der Buchstaben systematisch entfaltet.

55 „Der Buchstabe – diese ursprünglich semitische Erfindung – hat im Griechischen seinen ureigenen Charakter als bloßer Schreib-Behelf vollkommen verändert [...] er ist gewissermaßen die Verkörperung des  $\sigma\omicron\iota\kappa\epsilon\acute{\iota}\omicron\nu$  Begriffes, indem er dessen verschiedene Funktionen materiell in sich vereinigt als Träger und Werkzeug einer radikalen Analyse, sowohl des Wort- wie des Tongebiets“, Musiké, S. 10.

## Maarten Bullynck

### *ἄνειρων – Archimedes und die Grenzwerte des griechischen Alphabets*

#### Prologos

Unermesslich ist das Meer - auf ihm den Weg zu finden und seinen Tiefen zu entgehen, gehört zur höchsten Kunst. Mit der Steuerkunst der mythischen Argonauten ist bei den Griechen ein frühtechnischer Diskurs der Welt gegeben, in dem es gilt, am Kreuzpunkt von Navigation, Astronomie und Divination<sup>1</sup>, die Indizien (νεῖρας) am Himmel und auf dem Meer zu lesen, damit ein Weg (τέκμων) gefunden wird. Denn νότος, das Meer ist abgründig, chaotisch und wird von den Griechen mit den Adjektiven ἄνειρος oder ἄνειρος gekennzeichnet, was nicht so sehr grenzenlos bedeutet, sondern den Meeresraum als einen Ort beschreibt, an dem alle einmal befahrenen Wege wieder verschwinden.<sup>2</sup>

In dieser auf technische und praktische Kenntnissen fußenden Kosmologie sind νεῖρας und ἀνειρος – wie Detienne und Vernant ausführen<sup>3</sup> – ineinandergreifende Termini, wobei ersterer der semiotisch-technische Eingriff ist und der letztere das Substrat, das sich weder greifen noch binden lässt.<sup>4</sup> Da ἀνειρος das sich der Messung entziehende, unbeschreibbare Chaos schlechthin ist und im Kreis ohne Anfang oder Ende in seiner gedrängtesten Form vorliegt, sind die Künste (μῆτις oder τέχνη, die dieses Chaos doch zu meistern versuchen, notwendigerweise vom Moment (καίρος) bedingt, sind sie „stochastischer“<sup>5</sup> Art.

Diese Art von Kosmologie findet in Anaximanders Naturphilosophie ihre erste philosophische Bearbeitung. Über die Polymorphie des Meeres, des Chaos hinaus, wird das Adjektiv ἀνειρος bei Anaximander in ein Substantiv ἄνειρων umgewandelt und fixiert, das heisst auch, als generalisierender philosophischer Grundbegriff eingeführt. Wie zuweilen angemerkt, fängt mit diesem Begriffswandel das philosophische oder gar das wissenschaftliche Denken nach heutigem Verständnis an. Somit auch jenes Analogieverfahren

1 Detienne, M. u. Vernant, J.-P., *Les ruses de l'intelligence. La mêtis des Grecs*, Paris, 1974, S. 273.

2 A.a.O., S. 275.

3 Siehe „Le cercle et le lien“ in: Detienne/Vernant 1974, S. 263-306.

4 Eine erhellende Anekdote in diesem Zusammenhang ist Darius' Bestrafung des Helleponts. Nachdem die Brücke, die Darius zur Zähmung des Meeres gebaut hatte, vom Wasser weggespült worden war, straft er in seinem Wahnsinn den Hellepont, indem er das Wasser peitscht und Ketten hineinwerfen lässt(vgl. a.a.O., S. 276-77).

5 A.a.O., S. 304.

mit dem Namen Identitätsdenken, das aus τὸ ἀείρων das Alles (τὰ πάντα) ableitet und letztendlich auch das Seiende selber (τὰ ὄντα).

Der Erfolg dieser Denkart steckte auch andere Philosophen an. So wird τὸ ἀείρων – angeblich erst seit Philolaos – in die Pythagoreische Lehre eingebettet, wo sie zusammen mit dem alten Meeresgefährten νέρας eine der Grunddichotomien wird.<sup>6</sup> Sie komplementierte bei ihnen das arithmetische Paar περιπτόν – ἄρτιον (ungerade – gerade)<sup>7</sup>, und löste die ältere und mehr auf praktische Messkunst angelegte Dichotomie πεπερασμένον – ἀρτιον ab.<sup>8</sup> Ab Anfang des 5. Jahrhunderts aber kommen auf einmal Verbindungen wie ἀείρων δόξα (Pindar) vor, oder auch ἀείρων γράμματον (Platon).<sup>9</sup> Nicht mehr den unendlichen Flächen Homers oder dem Tartaros, sondern auf einmal der Rede selbst gesellt σιψη das ἀείρων.

## Logos

Wenn sich das Substrat einer Wissenschaft ändert, so auch ihre Metaphern. Jenes Unermessliche, Unbegrenzte, das ἀείρων verschiebt sich vom Meer auf die Meereskiesel, auf den Sand. Und weiter noch auf Buchstaben, wie die Verbindung γράμματων ἀείρων bezeugt. Dass die ersten Bezeugungen dieser Wortverbindungen, die eine alphabetische Übertragung und Analyse des ἀείρων bereitstellen, uns bei Pindar und Platon begegnen, liegt in der Logik der Sache.

Welche Töne die Musen früher den Dichtern auch hinsangen, seit Philolaos waren auch diese als Buchstaben anschreibbar geworden<sup>10</sup> und das Verhältnis zwischen Musen und Dichtern mehrdeutig. Es soll dann auch nicht wundernehmen, dass sich im Werk des präliteralen Dichters „logische“ Einbrüche einstellen. Bei dem von Heraklit beeinflussten Pindar<sup>11</sup> ist ein solcher Einschnitt materialisiert:

Fort / mit dieser Rede, mein Mund! / Denn Götter zu schmähen  
ist eine feindselige Kunst. Auch zur Unzeit zu prahlen / hört sich  
wie Wahnsinn an. / Sprich jetzt solches nicht aus! Laß Kampf

6 Die dichotomische Tabelle ist in den Fragmenten der Pythagoreer (*Die Vorsokratiker I & II* (2 Bde.), hg. v. Diels/Kranz, neu zusammengestellt v. J. Mansfeld, Stuttgart, 1983., S. 147-151) wiederzufinden. Über die Entwicklung der Dichotomien, siehe Heidel, W.A., „Nέρας and 'Aείρων in the Pythagorean philosophy“, *Archiv für Geschichte der Philosophie* (1901), Vol. XIV Nr. 3, insbesondere S. 388-391.

7 Wie diese Paare logischerweise zusammenhängen, wird in Heidel 1901 (S. 394) mit den Kommentaren Simplicius' ungefähr klar: „because every thing that is even is divided in to equal parts, and that which is divided into equal parts is unlimited in respect of bipartition; whereas the odd, when added, limits it, since it prevents its division into equal parts.“

8 A.a.O., S. 389-394.

9 Vgl. das Lemma ἀείρων im *Handwörterbuch der griechischen Sprache*, hg. v. Fr. Passow, Band I (4 Bde.).

10 *Fragmente der Vorsokratiker*, Bd. I, S. 428-429.

11 Analysen der pindarischen Stilbrüche in: Hubbard, Th. K., *The Pindaric Mind. A Study of Logical Structure in early Greek Poetry*, Leiden, 1985.

und allen Streit / weg von den Göttern! Bringe die Rede auf Pro-  
togeneias Stadt.<sup>12</sup>

ἀπὸ μοι λόγον τοῦτον, στόμα – Kein bloßer Zwischengedanke, sondern das Drängen der neuen Rede selber in den poetischen Fluss. Der λόγος als Fehlleistung hört sich bei Pindar in der Tat wie Wahnsinn an.<sup>13</sup> Solche *intermittencies* im medialen Spielraum der Sprache, d.h. solche Stileffekte, sind unübersehbar: es sind Paradoxa. Dazu führt Hubbard aus:

What we observe in all of these is the destabilization of the polar oppositions into which the archaic mind categorized its world: the poles, even while being pushed apart by the very fact of their opposition, are at the same time pulled together by their mutual participation in a mediating third (whether subject or object). Even while maintaining their difference, the poles become like each other. The Pindaric universe is thus a vision of reality as paradox.<sup>14</sup>

Was unsere Dichotomie νέρας – ἀρείων anbelangt, so gerät auch sie ins logische Schwanken. Weiß Pindar das eine Mal wegen der Fülle der Erfolge „nicht genau / herzuzählen die Zahl der Meereskiesel“<sup>15</sup>, zweifelt er also zwischen pythagoräischen Oppositionen, kommt er ein anderes Mal in Klartext auf das unsichere Verhältnis zwischen Buchstaben und Zahlen zu sprechen, das sich gerade im ἀρείων am konzentriertesten gibt:

Aber gegen Lob steht Überdruß auf,/ der sich auf kein Recht berufen kann,/ Sondern von vermessenen Menschen rührt, ein Geschwätz, das die schönen Taten Tüchtiger unterschlagen will./ Der Sand entzieht sich der Zahl,<sup>16</sup> und wie viele Freuden jener Mann anderen bereitete,/ wer vermöchte es zu sagen.<sup>17</sup>

Was sagbar ist, was nicht sagbar ist – jene klare Aufteilung des Diskurses scheint zu schwanken und das althergebrachte Verständnis zwischen Musen und Dichtern gestört. Die Rede mischt sich ein, Geschwätz und Laster als Nebeneffekte ebenso. Rauschen und Sand fügen sich in die Oden Pindars ein und das Gespräch mit den Musen bekommt sogar utilitaristische Untertöne, wenn nicht gar mit der Muse als mit einer Prostituierten<sup>18</sup>

12 Pindar, *Oden. Griechisch/Deutsch*, Stuttgart, 1986, Ol. IX 35-42.

13 Wie sehr die Götter auf einer oralen Logik und die Kausalität auf einer schriftliche fußen, hat Eric Havelock dargelegt: *Preface to Plato*, New Haven, 1965; „Präliteralität und die Vorsokratiker“, in: *Schriftlichkeit: das griechische Alphabet als kulturelle Revolution*, übers. v. G. Herbst, Weinheim, 1990, S. 105-142 (insbesondere S. 112-117). Der Zusammenprall von λόγος und Redefluss hat dann auch als Effekt die Infragestellung (der Moralität) der Götter, so wie sie hier bei Pindar fast unbewusst zu Tage tritt.

14 Hubbard 1985, S. 163.

15 Pindar, Ol. XIII: πομπῶν ψάφω ἀριθμόν.

16 ἐπεὶ ψάμμος ἀριθμὸς περιπέφυγεν.

17 Pindar, Ol. II, 95-100.

18 Eine Bezeichnung von Woodbury, die sich auf die II. Isthmische Ode Pindars bezieht, vgl. Hubbard 1985 S. 162.



gehandelt wird. Das Maß der Oden unterliegt zuweilen diskursiven Schwankungen.

Wie Havelock anmerkt, bemühen sich Heraklit und Pindar um einen Stil, der sich als „Autonomie des Aphorismus“ äußert und erst bei Zenon und Melissos in „eine fortlaufende Logik“ übergeht, weil der Aphorismus „zusammenzubrechen“ droht.<sup>19</sup> Der λόγος bei Heraklit ist Havelock zufolge dann auch nichts anderes als

eine Weise des Sprechens [...], eine verbale Formel oder endlich das Prinzip das in eine solche Formel eingebettet ist. Er ist ein verbales Geheimnis, schwierig vorzustellen, beherrschend im Gebrauch, der Zustände und Bedingungen oder Situationen umfassen soll, die, oberflächlich betrachtet, antithetisch sind. [...] [Heraklit] fordert, daß unsere Aussagen zeitlos, nicht-partikulär und umfassend gemacht werden sollten.<sup>20</sup>

Schrift und Alphabet verwandeln auf diese Weise die Verweisstruktur des Diskurses der nun im Unterschied zu dem von den Musen eingegebenen vorhomerischen Redefluss ein in sich geschlossenes und mit universalen Ansprüchen versehenes Gebilde darstellt. Das Drängen des Buchstabens in den Diskurs heißt auch das Drängen der Zahl, denn Platons alphabetische Revolution hängt aufs Innigste mit der Mathematik zusammen.

## Arithmos

Während die pythagoräische Dichotomie νέρας – ἄνειρων bei Pindar als Unsicherheitsstelle poetisch ausgenutzt wird, verschwindet ab Platon eine Dimension in der dichotomischen Dynamik. Bei Platon sind Zahl und Buchstabe in dem Streit gegen die Musen solidarisch und gerade jene mathematische und logische Technik, die *reductio ad absurdum* des Zenon<sup>21</sup>, zeigt, was ein Zusammenprall von oralen und schriftlichen Verweisstrukturen als paradoxe Folge haben kann. Denn hat Platon einmal ἄνειρων mit dem γράμμα verkoppelt, fängt die Elementaranalyse des Unbegrenzten an. Das Ausschalten alter technischer Diskurse und die Vorherrschaft des exakten Rechnens, Messens und Gewichtens<sup>22</sup> heißt ab Platon Analyse und Zerlegung der Begriffe in Elemente, und diese sind ja Buchstaben und mit Zahlen im griechischen Medienverbund gleich fixiert.

Das griechische Zahlensystem war ein Eins-zu-Eins-Verbund von Buchstabe und Zahl<sup>23</sup>, dessen logistisches System die Pythagoräer mit ihrer Harmonielehre und Saitenkunst geprägt hatten. Dementsprechend gab es bei

19 Havelock 1990, S. 132.

20 A.a.O., S. 132.

21 Die älteste Instanz dieser Technik ist wohl der pythagoräische Beweis, wonach  $\sqrt{2}$  nicht als Proportion anzuschreiben, und daher ἀλόγος ist.

22 Vgl. Detienne/Vernant 1974, S. 304.

23 Die Entwicklung der Verbindung von Buchstaben mit Zahlen, sowie das geläufige System mit Varianten sind in: Ibrah, Georges, *Universalgeschichte der Zahl*, Frankfurt-am-Main,

den Griechen keinen Zahlenapparat im modernen Sinne, mit dem sich beliebige Größen nach einem Stellenwertcode einheitlich anschreiben lassen. Aus den Manipulationen mit den ψέφοι oder den Saiten aber ergaben sich ἀλόγοι, d.h. Nicht-Anschreibbarkeiten, später auch *surdes* oder gar irrationale Zahlen genannt.<sup>24</sup>

Da sich das alphabetische Anschreibesystem als operativ nicht-geschlossen erwies, wick man auf ein anderes Aufschreibesystem aus. Um die Zeit Platons geschah die vollständige Verlagerung des wissenschaftlichen Diskurses „Mathematik“ von der Arithmetik in die Geometrie. Keine ἀλόγοι im einheitlichen λόγος, dafür aber reine Kategorien, die sich aus der Raumlehre ableiten ließen: Zahl, Länge, Fläche und Körper.<sup>25</sup> Und ebenso wie es auch für heutige physikalische Größen gilt, ist eine Vermischung von Kategorien unzulässig: Länge mit Länge multipliziert ergibt eine Quadratzahl, diese mit einer Länge multipliziert eine Kubikzahl - es sind also die Dimensionen der jeweiligen geometrischen Zahlen zu beachten und der Dimensionen gibt es bei den Griechen nur drei.<sup>26</sup>

Demzufolge war dann auch das größte Desideratum der neuen geometrischen Wissenschaft, Methoden zu finden, die diese Zahlen verrechnen konnten, ohne jedoch sie miteinander zu vermischen. *In extremis* kann man die ganze euklidische Axiomatik als Antwort auf diese Anforderung verstehen, aber gewiss ist das Kernstück dieser Antwort die Proportionenlehre des Eudoxos, deren Grundsätze uns in *Euklid Buch V* Def. 3-5 überliefert sind:

*Def. 3.* Ein Verhältnis ist eine Beziehung nach dem Umfang zwischen zwei Größen derselben Art.

1991, S. 286-299; Kline, Morris, *Mathematical Thought. From Ancient to Modern Times, Vol. I*, Oxford, 1972, S. 131-138 wiederzufinden.

24 Für den verwickelten Komplex der Geschichtsschreibung dieser Irrationalen, die sich auf Bruchstücke pythagoräischer Texte und Euklids *Elemente Buch VII* stützen muss, siehe Van der Waerden, B. L., „Die Harmonielehre der Pythagoreer.“ *Hermes. Zeitschrift für klassische Philologie* 78 (1943a); „Die Arithmetik der Pythagoreer I & II.“ *Mathematische Annalen* XX (1943b); *Science Awakening*, übers. v. A. Dresden, New York, 1963, Kapitel 5. Vgl. auch mit den Textanalysen in Szabó, Arpád *Anfänge der griechischen Mathematik*, Wien/ Budapest, 1960, die Van der Waerdens' platonisch orientierte Interpretationen an manchen Stellen philologisch kritisieren.

25 Je nachdem die geometrischen Gegebenheiten konstruiert wurden, gab es daneben noch andere Kategorien: Medial, Binomial and Apotome. Für eine Erörterung dieser Kategorien, die auf Eudoxos zurückgehen, siehe Van der Waerden 1963, S. 169-172. Was die einfachen Zahlen betrifft, so umfassen die nur die ganzen Zahlen. Bruchzahlen wurden zwar in der Handelspraxis verwendet, finden aber erst bei Archimedes Eingang in den wissenschaftlichen Diskurs (Van der Waerden 1963, S. 115).

26 Die ganzen Zahlen, also  $\alpha$ ,  $\beta$ ..., können als der Dimension 0 aufgefasst werden, obwohl dies nicht der griechischen Ansicht entspräche. Erst bei Diophant findet man Zahlen der sechsten Potenz, sowie auch der Potenz minus sechs, die Trennung der Dimensionen wird aber strikt beibehalten, vgl. Van der Waerden 1963 und Kline 1972.

*Def. 4.* Von zwei Größen wird gesagt, dass sie ein Verhältnis zueinander besitzen, wenn sie durch Vervielfachung<sup>27</sup> einander übertreffen können.<sup>28</sup>

*Def. 5.* Von Größen wird gesagt, dass sie dasselbe Verhältnis zueinander besitzen, die erste zur zweiten und die dritte zur vierten, wenn gleich welche Vielfachen der ersten und dritten, und gleich welche Vielfachen der zweiten und vierten, die ersteren Vielfachen alle größer, alle gleich, oder alle kleiner sind als die letzteren Vielfachen, nach der jeweiligen Ordnung genommen.<sup>29</sup>

Somit waren für jede Art von Größe die Grenzen der geometrischen Manipulierbarkeit gezogen, und jeglicher Grenzübergang zwischen zwei Größenarten unmöglich gemacht.<sup>30</sup>

Durch die Ineinsetzung der Mathematik mit der Geometrie, wurde die Dichotomie Begrenzt-Unbegrenzt in ihrer Verbindung mit dem Paar Gerade-Ungerade für die Nachfolgezeit schlichtweg unlesbar, undeutbar. Denn diese Verbindung fußte auf verdrängte Diskurse wie Navigations- oder Saitenkunst. Eines der Opfer dieser Revolution in den mathematischen Lese- und Schreibverfahren war Aristoteles. „[Aristoteles] is very much perplexed by the theory [der Pythagoräer] he is considering and is endeavouring to reproduce it in part in his own terminology.“<sup>31</sup> Da sich die Kieselstein-Arithmetik von gerade/unbegrenzt und ungerade/begrenzt im *λόγος* nicht bewährt hat, musste Aristoteles ein anderes physikalisches Substrat finden, um die Verbindung von ἀρείων („[that] rest[s] upon a conception of number which Ari-

27 „Vervielfachung“ ist hier dem Begriff „Multiplikation“ vorzuziehen, denn es handelt sich bloß um Multiplikation von Größen mit *ganzen* Zahlen.

28 *Def. 4* des Eudoxos wurde 1899 als „Archimedisches Axiom“ von Hilbert in die *Grundlagen der Geometrie* aufgenommen, ein Benennungsfehler, der in Hjelmstev, Johannes, „Über Archimedes' Grössenlehre“, *Matematisk-Fysiske Meddelelser* (1950), Vol. XXV Nr. 15 erörtert wird.

29 Zitiert nach Van der Waerden S. 187-188.

30 Eine der praktischsten Folgen dieser Theorie war die Exhaustionsmethode, die Archimedes zur Perfektion treiben würde. Bei der Exhaustionsmethode geht es darum, eine Krümmung (bzw. Fläche bzw. Körper) durch Vielfache von Linien, Flächen oder Körpern sowohl nach oben als nach unten einzugrenzen und somit einen Wert für das Verhältnis zwischen Kurve und Linie festzustellen. Eudoxos stützte sich hierbei auf *Def. 4*, Archimedes aber wandelte diese Definition in eine stärkere Variante um, die eher topologisch formuliert ist. Denn ausgehend von: „Von allen Linien, die dieselben Punkte verbinden, ist die gerade die kürzeste,“ entwirft Archimedes in *De sphaera et cylindro* 4 weitere Axiome, die Größen nicht sosehr als Verhältnisse definiert, sondern als Überspannungen von Minimallinien und -Flächen (Vgl. Hjelmstev 1950, S. 4-5). So eröffnete Archimedes einen neuen Größenbereich, innerhalb dessen man nicht nur die geraden, sondern auch die krummen geometrischen Zahlen verrechnen konnte. Kurzgefasst: Bei Eudoxos muss die Größenart *a priori* festgelegt werden, damit man rechnen kann; bei Archimedes hingegen kann man die Art der Größe empirisch einschätzen und *a posteriori* die benutzte Rechenart legitimieren. Auch wenn das Verhältnis zweier Linien eine irrationale Zahl ergab, konnte man die Exhaustionsmethode anwenden, deren Ausarbeitung bei Archimedes dann auch an die Differentialrechnung heranreicht.

31 Heidegger 1901, S. 393.

stotle has elsewhere shown his inability to understand”<sup>32</sup>) mit Zahlen (und d.h. Längen) interpretieren zu können.

Aristoteles' Begriffsapparat gehört aber der „fortlaufenden Logik“ an und daher versuchte er ἀρείων mit dem Vater dieser Logik zu verschalten, Zenon, mit dessen Begriff der unendlichen Teilung von Zeit und Raum. Seit Aristoteles gibt es dann auch das ἀρείων als Unendlichkeit, die „besides the elements“<sup>33</sup> steht. Jene ursprüngliche Verwendung des ἀρείων als Attribut verschwindet völlig, denn, um den Kurzschluss der idealen platonischen Zahlen zu umgehen, führt Aristoteles den Unterschied zwischen aktuellen und potentiellen Zahlen bzw. Existenzen ein, die eine Korrespondenz zwischen Geometrie und physikalischer Lebenswelt aufrechterhalten sollen.<sup>34</sup> Zwar war es dem griechischen alphabetischen Zahlensystem inhärent unmöglich diese unendliche Zahl anzuschreiben, aber nach Aristoteles gab es wenigstens diese potentielle Möglichkeit. Die alte Funktionalität von ἀρείων blieb jedoch im Diskurs anwesend. So Pindars Ausdruck, der Sand entziehe sich der Zahl. Er bürgerte sich als Redewendung ein, deren Inhalt jedoch keiner diskursiven Realität mehr entsprach.

## Sandrechnung

Archimedes' angeblich letztes Werk<sup>35</sup> ist der *Arenarius*, oder besser *De Numero Arenarium*.<sup>36</sup> Manchmal angesehen als eine mathematische Spielerei oder als Text von bloß anekdotisch-archäologischem Wert<sup>37</sup>, gehört dieses Werk aber zum Kern-Œuvre des Archimedes. Wie sowohl M. Cantor als auch P. Delsedime anmerken: „[D]ie Sandrechnung sei dazu bestimmt, die arithmetische Ergänzung der geometrischen Exhaustionsmethode zu bilden. Dem Unendlich-kleinen gegenüber ist das Unendlichgroße der zweite Pol des Unendlichkeitsbegriffes.“<sup>38</sup> Zwar ist dieses Urteil zum Teil nur Lesart aus Perspektive der modernen Differentialrechnung. Aber insofern Archimedes durch Transformation von Flächen in Linien und Linien in gewichtete Punkte das geometrische Zahlensystem nach unten gesprengt hatte, strebt die Sandrechnung dem Grenzwert des griechischen Anschreibesystems nach oben zu und der heißt ἀρείων.

32 A.a.O., S. 392.

33 Seligman, Paul, *The apeiron of Anaximander. A study in the origin and function of meta-physical ideas*, London, 1962, S. 35.

34 Vgl. Heidel 1901, S. 393-397.

35 Laut den Kommentaren von Th. Heath in der englischen Ausgabe der *Werke*, S. XXXII.

36 Für die Geschichte der lateinischen – und demzufolge der späteren volkssprachlichen Übersetzungen – des griechischen Wortes Ψάμμης, siehe Chasles, Michel, „Éclaircissements sur le traité ‚De numero arenarum‘ d'Archimède“, *Comptes-rendus de l'Académie des Sciences* (1848).

37 Eine Übersicht der Rezeption findet man in Chasles 1848 und Delsedime, Piero, „L'infinité numérique dans l'Arénaire d'Archimède“, *Archive for the History of Exact Sciences* (1970) Vol. 6 Nr. 5, S. 345-359.

38 Cantor, Moritz, *Vorlesungen über die Geschichte der Mathematik (Bd. 1): Von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1200 N. Chr.*, Leipzig, Berlin, 1922, S. 321.

Anders als in seinen anderen Werken, die Briefe an Mathematikerkollegen darstellen, ist die *Sandrechnung* an seinen Neffen, den König Gelon von Syrakus<sup>39</sup> adressiert:

Manche Leute glauben, König Gelon, die Zahl des Sandes sei von unbegrenzter Größe [...] Andere gibt es wieder, welche diese Zahl zwar nicht für unbegrenzt annehmen; sondern nur daß noch keine so große Zahl jemals genannt worden sei, welche seine Menge übertrifft. Wenn sich nun eben diese einen so großen Sandhaufen dächten, wie die Masse der ganzen Erde; dabei sämtliche Meere ausgefüllt und alle Vertiefungen der Erde, so hoch wie die höchsten Berge, so würden sie gewiß um so mehr glauben, daß keine Zahl zur Hand sei, die Menge derselben noch zu überbieten. Ich aber will mittels geometrischer Beweise, denen Du beipflichten wirst, zu zeigen versuchen, daß unter den von mir benannten Zahlen, welche sich in meiner Schrift an den Zeuxippus befinden, einige nicht nur die Zahl eines Sandhaufens übertreffen, dessen Größe der Erde gleichkommt, wenn sie nach meiner Erklärung ausgefüllt ist, sondern auch die eines solchen, dessen Größe dem Weltalle gleich ist.<sup>40</sup>

Nicht mehr, aber auch nicht weniger als eine Leerstelle in einem überkommenen Diskurs nachzubessern, versprechen diese Anfangssätze.

„Manche Leute glauben, König Gelon, die Zahl des Sandes sei von unbegrenzter Größe“ [ἀριθμὸν ἀνείρων] – „Andere gibt es wieder, welche diese Zahl zwar nicht für unbegrenzt annehmen; sondern nur daß noch keine so große Zahl jemals genannt worden sei, welche seine Menge übertrifft.“ Diese zwei Sätze entsprechen den zwei gängigen Auffassungen über das Unendliche, Der der Auffassung der platonischen Mathematiker (wie Aristarchos) und der des Aristoteles.<sup>41</sup> Archimedes' Text läuft darauf hinaus, Pindars Gnome zu arithmetisieren und Aristoteles' potentielle Existenz in eine aktuelle umzuwandeln.

Wie geht Archimedes' Technik der Überführung vor sich? Sie beginnt mit der allseits bekannten griechischen Logistik: „Man ist sich einig über die Namen, die uns für die Zahlen bis zehntausend überliefert sind, und man unterscheidet in genügendem Maße die Myriaden (zehntausend), damit man die Zahlen bis zehntausend Myriaden nennen kann.“ In der Tat ist dies die bis Archimedes geltende Auflösung des Zahlenbereichs, der mit Buchstaben angeschrieben ist. Zur Notation größerer Zahlenräume schlägt Archimedes vor:

39 Dieser war Sohn des Königs Hiero, aber regierte mit dem zusammen, siehe: Archimedes *Les Œuvres complètes d'Archimède. Suivies des commentaires d'Eutocius d'Ascalon* (2 Bde.), hg. und übers. v. P. Ver Eecke, Vaillant-Carmanne, 1960, S. 353 Fussnote.

40 Cantor 1922, S. 322.

41 Delsedime 1970 argumentiert eingehend Archimedes' Auseinandersetzung mit aristotelischen Ideen.

Ab dann, lasst uns diese Zahlen bis zehntausend Myriaden erster Ordnung (erste Zahlen) nennen, lasst uns zehntausend Myriaden der Zahlen erster Ordnung die Einheit der Zahlen zweiter Ordnung (zweite Zahlen) nennen, und zählen wir die Einheiten der Zahlen zweiter Ordnung, die Zehner dieser Einheiten, die Hunderter, die Tausender und die Myriaden bis zu den zehntausend Myriaden. Lasst uns wieder zehntausend Myriaden der Zahlen zweiter Ordnung die Einheit der Zahlen dritter Ordnung (dritte Zahlen) nennen. [Usw.]<sup>42</sup>

Mit heutiger exponentieller Notation ergibt dies die geometrische Reihe  $10^8$ ,  $10^9$ ,  $10^{10}$  ...  $10^{16}$  und fortfahrend mit der Einheit dieser zweiten Ordnung,  $10^{16}$ , lässt sich dann die Reihe dritter Ordnung konstruieren. Durch bloße Häufung von anschreibbaren Reihen und durch das Zählen dieser Reihen gelingt Archimedes eine erhebliche Erweiterung des griechischen Zahlenraums.

„Obwohl die Kenntnis dieser Zahlen für die Sache, die uns jetzt beschäftigt, genügt, kann man noch weiter gehen.“ Es zeugt von Archimedes' Vermessenheit, nicht nur die potentielle Unendlichkeit des Weltalls auf Anschreibbares abzustufen, sondern darüber hinaus eine Unendlichkeit anzustreben, die nur noch innerhalb der Arithmetik sinnvoll, d.h. praktisch anwendbar, ist. Denn mit obiger Methode kann man zwar bis zu Zahlen der Ordnung ( $10^{10^8}$ ) gelangen, aber nicht weiter. Jedoch: „nennen wir alle bisher genannten Zahlen, Zahlen der ersten Periode, und nennen wir Einheit der Zahlen erster Ordnung der zweiten Periode die letzte Zahl der ersten Periode [d.h.  $10^{8 \times 10^8}$ ].“<sup>43</sup> Durch erneute Verdopplung der Zahlen in Reihen von Reihen<sup>44</sup> kommt der Grenzwert der Anschreibbarkeit des ἀρείων bis auf  $10^{8 \times 10^{16}}$  zu liegen, und es ist klar, dass dieses Verfahren durch einfache Induktion beliebig weiter verfolgt werden kann.

Zurück aber zu den Zahlen der ersten, zweiten, usw. Ordnung. Denn mit ihnen gibt es eine Schwierigkeit. Man kann sie nun zwar anschreiben, aber nicht mit ihnen rechnen. Eine Methode, diese verschiedenen Ordnungen operabel zu machen, muss also her. Damit diese neuen Zahlen addierbar und multiplizierbar werden, geschieht genau jene Abbildung der ganzen Zahlen auf geometrische Längen, die in der Renaissance Archimedes' Nachfolgegenerationen in Staunen versetzen. So nahe kommt Archimedes hier an einen Begriff des dezimalen Stellenwertsystems heran!<sup>45</sup> Aber wie heisst es genau im Text?

42 Übersetzung nach: Archimedes, *Les Œuvres complètes d'Archimède. Suivies des commentaires d'Eutocius d'Ascalon* (2 Bde.), hg. und übers. v. P. Ver Eecke, Vaillant-Carmagne, 1960; unter Vergleich des Originals: Archimedes, *Opera Omnia. Cum commentariis Eutochii* (2 Bde.), hg. und übers. v. J.L. Heiberg, Leipzig, 1910-15. Weiterhin in folgender Form angegeben: Archimedes I, S. 364 (mit Referenz an Ver Eecke 1960).

43 A.a.O., S. 364.

44 Die Perioden sind Reihen von Ordnungen, die ihrerseits Reihen von Zahlen (Buchstaben) sind.

45 Sogar in Chasles 1848 werden noch Überlegungen angestellt, ob Archimedes tatsächlich ein Stellenwertsystem zur Verfügung hatte. Für die Geschichte der Mathematik war Ar-

Weiter ist es noch nützlich, folgendes zu wissen: Als die Zahlen ab der Einheit [gezählt] in stetigem Verhältnis [ἀναλόγων] stehen [d.h. zu derselben geometrischen Reihe gehören], und einige dieser Zahlen miteinander *multipliziert* werden, wird das Produkt in derselben Abfolge ebensoviele Zahlen von der größten der multiplizierten Zahlen entfernt sein, als die kleinste der multiplizierten Zahlen von der Einheit der Abfolge entfernt ist; und [das Produkt wird] wird von der Einheit so weit liegen als die Summe minus Eins der Zahlen, welche angeben, wie weit die multiplizierten Zahlen von der Einheit entfernt sind.<sup>46</sup>

Springender Punkt hier ist das Wort „Multiplikation“, denn nicht von einer bloßen Vervielfachung (also, Multiplikation mit ganzen Zahlen unter 10.000) oder einer Proportionsrechnung ist hier die Rede, sondern von einer völlig neuen Operation.

Diese Operation misst zuerst die „Entfernungen“ zwischen den Zahlen: „quantus est numerus utrorumque locorum, quos numeri inter se multiplicati ab unitate distant“ – ἡ ὄρος ἐστὶν ὁ ἀριθμὸς (1). Das bedeutet, die Zahlen werden als *ὄροι* (d.h. als äußerste Punkte einer Linie, Grenzpunkte) auf eine Gerade abgebildet und dementsprechend nach den Regeln der Geometrie berechnet.<sup>47</sup> Obige Formel (1) setzt die gegebenen Zahlen  $\Delta$ ,  $\Theta$  erstmal in *ὄροι* um, berechnet sie nach Proportionen (ἀναλόγων) in die Verhältnisse  $\Delta : A = \Lambda : \Theta$ <sup>48</sup>, und transponiert letztendlich wieder über Formel (1) die von den *ὄροι* gegebenen Längen nach Zahlen. Ergebnis des Beweises: Es ist erlaubt, statt zuerst das Verhältnis  $\Delta : A = \Lambda : \Theta$  zu berechnen, sofort zur Multiplikation überzugehen:  $\Delta \times \Theta = A \times \Lambda = \Lambda$ .

Was diese Operationen in der griechischen Welt geradezu einzigartig und gewagt macht, ist nicht die Kombination von Geometrie und Zahlen, sondern die Abbildung von Zahlen auf eine Gerade. Der Schritt zu einem Stellenwertcode wäre nur ein kleiner mehr, denn die Verbindung von linearer Anschreibung und Zahl impliziert einen archaischen Stellenwertcode. Im Beispiel unten, ist  $\Delta = A \times 10^5$  und somit, nach *ὄροι*, Grenzpunkten gerechnet, 6 vom Anfang entfernt, was heißt, es scheiden 5 *Stellen*  $\Delta$  von der Einheit dieser Zahlenordnung.

Archimedes schließt seine Demonstration mit den Worten ab: „Folglich ist es deutlich, dass die Anzahl von Sandkörner, die in der Sphäre der fixen Sterne passen würde, so wie Aristarchos sie beschrieben hat, weniger

chimedes' *Sandrechnung* übrigens nicht ohne posthume Effekte. In Simon Stevins gesammelten Werken befindet sich eine Übersetzung der *Sandrechnung*, was darauf hindeutet, dass dieses Werk nicht ohne Einfluss auf Stevins eigene Ausweitung des arabischen Stellenwertsystems gewesen ist, nämlich die Einführung von Dezimalzahlen als Ablösung von Bruchzahlen (Chasles 1848, S. 548).

46 Archimedes I, S. 370.

47 In der griechischen Musiktheorie lässt sich allerdings ein ungefähres Pendant dieser Technik finden, vgl. der Beitrag von Martin Carlé in diesem Band ab S. 281.

48  $A$  ist die Einheit, während  $\Lambda$  sich als gesuchtes Produkt erweisen wird. Auf Griechisch steht: τον αυτον εχει λογον ο Δ ποτι τον Α ον ο Λ ποτι τον Θ.

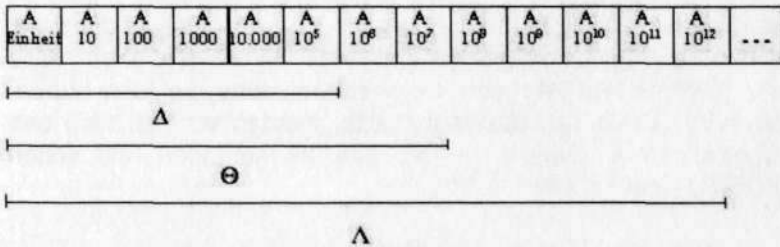


ABB. 1: – EIN MISCHBILD: UNTEN DIE ENTFERNUNGEN/LÄNGEN, DIE ARCHIMEDES MANIPULIERT, OBEN DAS 'LOGARITHMISCHE' BAND DER STELLEN.

ist als tausend Myriaden der Zahlen achter Ordnung [d.h.  $10^{63}$ ]<sup>49</sup> Wie der Übersetzer Ver Eecke anmerkt, „sans effectuer aucun calcul“ und nur „par déductions successives dans le système de numération qu'il imagine“<sup>50</sup> gelingt es Archimedes die Nichtansprechbarkeit des ἀρείων zu tilgen.

## Technik des Rechnens jenseits der Zensur

Soweit die offizielle Geschichte der Erweiterung des antiken Größenbereichs, in dem Archimedes und seine neuzeitlichen Nachfolger arbeiten konnten. In einem 1907 wieder aufgefundenen Palimpsest aber ist auch eine andere Geschichte lesbar, die uns in die Werkstätte des Archimedes blicken lässt und eine mechanische Methode zur Auffindung geometrischer Sätze präsentiert:

[I]ch habe daran gedacht, dir schriftlich und mit Beispielen versehen die besondere Natur einer Methode darzulegen, die dir schließlich zulassen wird, zu gewissen mathematischen Sätzen durch die Mechanik zu gelangen. Wohl an, ich bin überzeugt davon, dass diese Methode nicht weniger nützlich ist für den Beweis selber dieser Sätze; denn gewisse unter ihnen, die mir zuerst über die Mechanik ersichtlich wurden, sind nachher durch die Geometrie bewiesen worden. Die Suche nach dem Beweis, dank dieser Methode von einer gewissen Kenntnis der Fragen vorangegangen, ist in der Tat einfacher als diese Suche ohne diese Kenntnisse.<sup>51</sup>

Nach einem Beispiel dieser Methode kommen dann einige einschränkende Kommentare:

49 Archimedes I, S. 374.

50 Ver Eecke 1960, S. 374, Fussnote 2.

51 Archimedes II, S. 478-479.



Was wir soeben gesagt haben, beweist zweifelsohne nicht was vorangeht, aber gibt bis zu einem gewissen Grade die Idee, dass die Schlussfolgerung richtig sei. Da wir einsehen, dass die Schlussfolgerung nicht bewiesen ist, aber die Idee haben, dass sie exakt sei, deswegen also, werden wir hiernach den geometrischen Beweis geben, den wir gefunden und schon veröffentlicht haben.<sup>52</sup>

Diese Formulierung ist zwiespältig. Allem Lob der Methode zum Trotz liefert sie letztendlich nicht mehr als „Ideen“, Vermutungen, und der geometrische Beweis bleibt unerlässlich. Wie jede zweideutige Formulierung ist auch diese Effekt von Zensurmaßnahmen, mit denen ein Diskurs Unsagbarkeiten unterbindet. Nicht weniger palimpsestisch angelegt als das Manuskript, unter dem sich dieser Text verbarg, ist in der Antike das Verhältnis von mechanischer Heuristik und geometrischem Beweis - jene als zensurierter Untergrund, dieser als offizielles Schreiben.

Aus einer Nebenbemerkung Plutarchs in der Beschreibung von Archimedes Lebenslauf wird jene harte diskursive Zäsur zwischen Mechanik und Geometrie wieder lesbar.

Eudoxus und Archytas waren die ersten gewesen, die diese ebenso beliebte als berühmt gewordene Mechanik aufbrachten, indem sie dadurch ihren abstrakten Mathematik eine niedliche Ornamentierung gaben. Problemen, bei denen sich nicht leicht eine Nachweisung durch Wissenschaft oder Zeichnung geben ließ, wurde von ihnen durch mechanische Versinnlichung nachgeholfen. So führten z.B. beide das Problem von der zwei mittleren Proportionallinien, dieses für so viele Fälle dem Zeichner unentbehrliche Grundproblem, durch mechanische Konstruktion aus, indem sie statt krummer Linien und Kegelschnitte etwas entsprechend anderes, das sogenannte Mesolab, darstellten. Aber, Plato eiferte nun mit großem Unwillen gegen sie, weil sie den Vorzug der Mathematik vernichteten und verderbten, sofern diese jetzt aus dem Gebiete des Unkörperlichen, Geistigen in das der Sinnenwelt entlaufe und sich leider aufs neue mit Körpern abgeben müsse, die an sich schon so viele lästige Handwerksarbeit erforderten. So fiel denn die Mechanik aufs entschiedenste wieder von der Mathematik aus. Auch von der Philosophie wurde sie lange Zeit vornehm mißachtet und galt nur als eine dem Kriegswesen angehörige Kunst.<sup>53</sup>

In Alexandria, wo die wichtigste Mathematikerschule zur Zeit des Archimedes angesiedelt war, gab es nicht wenig Mathematiker, die neuplatonische Ansichten vertraten und dementsprechend versuchten, auch den Stil

52 A.o.O., S. 484.

53 Plutarch, „Vita Marcelli“, in: *Ausgewählte Biographien*, 21. Bd., übersetzt v. E. Eyth, Berlin, o.J., 2. Auflage, S. 21.

der offiziellen Mathematik neuplatonisch und rein zu halten. Im Gegensatz zu Apollonius von Perga, der einen von den alexandrinischen Philologen und neuplatonischen Philosophen geprägten Stil hatte<sup>54</sup>, unterhielt Archimedes zwar „a lively exchange with the mathematicians of Alexandria“, aber war letztendlich doch ein Einzelgänger „in far-away Doric-speaking Syracuse.“<sup>55</sup> In diesem Kontext soll dann auch die obige zwiespältige Formulierung nicht wundernehmen, denn sie legt jene von Platon, Euklid und Alexandria auferlegten Gebote und Verbote des mathematischen Diskurses bloß. Der Syrakusaner Archimedes hat sich ihnen anzupassen, wenn er „richtige“ Beweise veröffentlichen will.

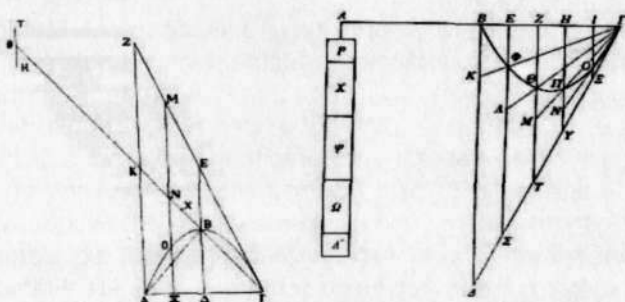


ABB. 2: - LINKS DAS DIAGRAMM ZUM MECHANISCHEN BEWEIS, RECHTS ZUM GEOMETRISCHEN BEWEIS  
(NACH VER EECKE 1960 UND VAN DER WAERDEN 1963)

Worin besteht aber jetzt die archimedische Grenzüberschreitung in diesem Text? Der Vergleich zwischen den Diagrammen der Parabelquadratur in den beiden Versionen des Beweises (Fig. 2) zeigt zunächst ein gemeinsames Merkmal auf. Beide Diagramme benutzen die Waage wie ein archaisches Gleichheitszeichen, das die rechte Seite der krummen Figuren in die linke Seite der geraden Größen umsetzt. Aber während im geometrischen Beweis die Parabelsegmente mit Rechtecken ins Gleichgewicht gebracht werden, ist im mechanischen Beweis das Gegengewicht zu den Parabelsegmenten nicht mehr als ein Punkt. In seinen geometrischen Beweisen befolgt Archimedes die strikte Kategorientrennung, in den mechanischen „Gedankenspielen“ vermischt er sie jedoch. Der Trick liegt in der Verbindung von geometrischen Punkten, Längen und Flächen mit Gewichten, also in der physikalischen Verbindung von Schwere und Geometrie, die Archimedes

54 Vgl. Mansfeld, Jaap, *Prolegomena Mathematica. From Apollonius of Perga to late Neoplatonism*, Leiden u.a., 1998, S. 44 ff. und Appendix. Mansfeld zeigt, wie Apollonius die Stilmerkmale des alexandrinischen Isagogismus (d.h. dessen pädagogischen Aufbau von Texten) in Acht nimmt und sein Vokabular auf die Isagogen und Neuplatoniker gefüßt ist. Bei Archimedes fehlen diese Merkmale völlig, weswegen der Kommentator Eutocius „is concerned with the clarification [...] of his difficult Doric and replacing his archaic terminology.“(S. 46)

55 A.a.O., S. 44.

in *De Equilibrio Planorum* untersucht hatte. Frei nach seinem Bewunderer Gauss besaß Archimedes in sehr buchstäblichem Sinne „einen Hebel [...], wodurch die verwickelsten Argumentationen auf einen gewissen Mechanismus reduciert werden“<sup>56</sup> konnten.

Aus den der Methode vorangestellten fünf Lemmata, die der *Methode* vorangestellt sind, folgt ein Kalkül, der Längenverhältnisse mit Flächenverhältnissen kommensurabel macht, weil beide nämlich über den Schwerpunkt (das Gewicht einer Linie bzw. Fläche) ins Verhältnis zueinander gebracht werden können. Wenn am Ende von *Propositio I* steht: „Wohlan, die Gerade  $\Theta K$  ist das dreifache der Gerade  $KX$ ; demzufolge ist das Dreieck  $AZ\Lambda$  auch das dreifache des Segments  $AB\Lambda$ “<sup>57</sup>, dann wird das Gewicht des archimedischen Verstoßes gegen die platonische und akademische Mathematik deutlich. Es betrifft das Herzstück dieser Mathematik: Eudoxos' Proportionslehre, so kunstvoll angewandt zur Aufrechterhaltung der Kategorien und zur Vermeidung von Mischformen, wird über den Schwerpunkt der archimedischen Waage in einen Apparat zur Berechnung unterschiedlichster Größen miteinander umgedeutet.<sup>58</sup> Δός μοι ποῦ σῶ καί κίνω τήν γῆν – Gib mir, wo ich mich festhalten kann, und ich werde die Erde bewegen. Weit entfernt von aller Großsprache, hätte Archimedes sehr wohl die platonische Welt erschüttern können. Denn wenn sich schriftbasiertes Identitätsdenken dem technischen Stand einer archimedischen Waage hätte annähern müssen, wäre Identität auf einmal durch Abwägen und Verschieben inkommensurable Größen zu denken.

## Der Realitätsbeweis

So wie die Adresse der *Sandrechnung* andeutet, geht Archimedes am Ende seines Lebens eine nähere Verbindung mit seinen Familienmitgliedern König Gelon und Hiero ein. Plutarch berichtet: „zuerst [befriedigte] der König Hiero selbsts einen gewissen Ehrgeiz, indem er dem Archimedes zuredete, doch einen Teil seiner Wissenschaft aus der bloßen Welt des Geistes in die materielle Welt zu übertragen und seine Theorien irgendwie durch eine enge Verbindung mit praktischen Bedürfnissen zur sinnlichen Anschauung zu bringen.“<sup>59</sup> Am Ende seines Lebens tritt Archimedes in der Tat den Realitätsbeweis an, geht zum Bau von Maschinen über, die seine Theoreme implementieren sollen.

56 Briefwechsel Gauss-Schumacher, Bd. III, Nr. 1307, S. 107.

57 Archimedes II, S. 484. In heutiger Anschreibweise ist dieser Unterschied uns sofort deutlich:

$$\frac{\Theta K}{KX} = \frac{\text{Dreieck } AZ\Lambda}{\text{Segment } AB\Lambda}$$

58 Mit heutigen Begriffen kann man Archimedes' Vorgehensweise als Vektorrechnung beschreiben, die Vektoren unterschiedlicher Dimensionen manipulieren kann. Von den beiden Vätern der Vektorrechnung, Grassmann und Möbius, geht das baryzentrische Kalkül des letzteren - ganz nach der Logik der Sache - dann auch auf die Berechnung von Schwerpunkten zurück.

59 Plutarch, S. 20-21.

Hatte Archimedes früher den Sand und seinen Körper selber mit Formeln beschrieben<sup>60</sup>, so sollten die Maschinen jetzt, trotz aller Trennung von Mechanik und Geometrie und trotz allen Vorwürfen der Philosophen<sup>61</sup>, Substrat der Formel werden und deren Mechanik der Realitätsbeweis. Nach einer beeindruckenden Vorführung, bei der es Archimedes gelungen war, ein Schiff aus dem Wasser zu heben, erhielt er von Hieron den Auftrag, Kriegsmaschinen zu bauen. Als dann die Römer unter Führung des Marcellus die Mauern von Syrakus belagerten, standen die Maschinen im günstigen Moment für die Syrakusaner zur Verfügung.<sup>62</sup> Ein endgültiger Realitätsbeweis archimedischer Wissenskunst kam ins Laufen. Mit dem Krieg wurde Syrakus die Bühne archimedischer Mechanik: „In der Tat bildeten auch alle anderen Syrakusaner nichts als das leibliche Organ des Archimedes, während er selbst eine Seele darstellte, die da alles nach jeder Richtung in Bewegung versetzte.“<sup>63</sup> Mit Erfolg wehrten die geometrischen Kriegskonstruktionen jeden Angriff der Römer ab und setzten ihnen schwere Verluste zu.

„Indessen gelang es dem Marcellus doch davonzukommen, und er äußerte sich ironisch zu seinen Technikern und Maschinenmeistern: „Wollen wir nicht aufhören, gegen diesen mathematischen Briareus Krieg zu führen?“<sup>64</sup> Gleich wie die Titanen mit polymorpher, hundertarmiger Beweglichkeit gerüstet und mit der richtigen Verbindung von τέχνη und φυσικὸς gesegnet<sup>65</sup>, war der wissenschaftliche Riese Archimedes tatsächlich unüberwindbar. Aber List um List, μητις über τέχνη. Durch List konnten die Römer Syrakus letztendlich einnehmen und in den Wirrungen und Plünderungen vollendet sich das Schicksal des Archimedes. Wenn Archimedes im Sand eine geometrische Figur zeichnet und ausruft, man solle seine Kreise nicht stören, schließt sich der Kreis des ἀρείων und er findet den Tod. Unberechenbar bleibt das Chaos.

## Epilogos

Es handelt sich bei der von Archimedes betriebenen Philologie immer um die Optimierung von Lese- und Schreibverfahren, um Grenzwerte verschiedener Wissenschaften, um die Zeugung von Mischwesen. Eine Philologie,

60 Vgl. a.a.O., S. 25: „In die Asche des Herdes zeichnete er [Archimedes] häufiger geometrische Figuren, und wenn er [mit Öl oder Balsam] eingerieben war, zog er mit dem Finger Linien hindurch - ganz gefesselt von übergläcklichen Gefühlen und von seiner mathematischen Muse besessen.“

61 Vgl. a.a.O., S. 21: „So fiel denn die Mechanik aufs entschiedenste wieder von der Mathematik aus. Auch von der Philosophie wurde sie lange Zeit vornehm mißachtet und galt nur als eine dem Kriegswesen angehörige Kunst.“ Als Geschichtsschreiber vertritt Plutarch jedoch neuplatonische Ansichten, sein Bericht über Archimedes ist dann auch unter dieser Einschränkung zu lesen.

62 Vgl. a.a.O., S. 23.

63 A.a.O., S. 24.

64 A.a.O., S. 24.

65 Die subtile Verschaltung beider in der griechischen Kultur wird in Detienne/Vernant 1974 dargelegt.

die mit dem λόγος eine wohl sehr intime Freundschaft unterhält, die letztendlich eine technologische Aufarbeitung darstellt. Als ob jene oben schon ausgiebig erörterten Transpositionen des Unendlichen mit Linien und Buchstaben noch nicht hinreichten, und als ob die Mathematik von sich aus nicht schon ihre subtile Zensur hat, die jegliche Spuren ihrer Kontingenz auszulöschen droht, als ob dies alles nicht schon genügte, gibt es noch eine Nachgeschichte. Denn das Quellenmaterial über antike Wissenschaft kann sich im Extremfall sogar der Lesbarkeit entziehen! Gerade dieser spannendste Text der gesamten antiken Mathematik, des Archimedes *Methode* nämlich, hat mit ihrer Überlieferungsgeschichte schon alles in sich, was historiographische Spurensicherung so unvermeidlich zur Detektivgeschichte macht.

Um 1700 mussten Newton und Leibniz noch zwischen den Zeilen des Archimedes jenen Kalkül namens Differentialrechnung herauslesen, 1907 aber fand J.L. Heiberg einen unbekanntenen Palimpsest, der Expliziteres dazu enthielt. Unter den mittelalterlichen Buchstaben ließen sich Bruchstücke eines Briefs von Archimedes an Eratosthenes entziffern, in dem Archimedes die Geheimnisse seiner *Methode* (und d.h. seiner Praxis und Heuristik) entschleierte. Hastig fotografierte und transkribierte Heiberg den miraculösen und aufsehenerregenden Fund,<sup>66</sup> der bald danach aber - zwischen Klostermauern oder in den Wirren zweier Weltkriege - wieder spurlos verschwand.

Bei einer Auktion im Jahr 2000 kam das Manuskript wieder zutage. Seitdem hat man die neuesten Lese/Schreibtechniken eingeschaltet, damit das dreidimensionale Zwitterwesen aus Buchstaben und Algorithmen entstehen konnte: „The Archimedes Palimpsest“. 2001 definiert sich der griechische Buchstabe als eine zweidimensionale Komprimierung von Pixeln, algorithmisch zustande gebracht, indem man die dreidimensionalen Räume der Reflexionsspektren jeweiliger Tintenablagerungen voneinander subtrahiert.<sup>67</sup> Aus diesen 3-D-Wiedergängern der griechischen Lettern ist unterdessen neueste Wissenschaftsphilologie geworden, deren Forschungen noch deutlicher Archimedes' Verfahren als Proto-Differential-Operationen hervortreten lassen.<sup>68</sup>

66 Heibergs Transkription und Zeuthens Kommentar sind in der 1907-Ausgabe von *Bibliotheca Mathematica* zu finden: Heiberg, J.L. u. Zeuthen H.G., „Eine neue Schrift des Archimedes“, *Bibliotheca Mathematica* (1907), 3. Folge Nr. VII.

67 Für technische Einzelheiten, siehe Knox, K.T.; Dickinson, C.; Wei, L.; Easton, R.Jr.; Johnston, R., „Multispectral imaging of the Archimedes Palimpsest“, *PICS 2001*, S. 206-210; Christens-Barry, W., Bernstein, J.R., Blackburn, M.R., „Imaging the third dimension of the Archimedes Palimpsest“ *PICS 2001*, S. 202-205.

68 Netz, Reviel; Saito, Ken; Tchernetska, Natalia, „A new reading of the Method proposition 14: Preliminary evidence from the Archimedes Palimpsest“, *SCIAMVS 2* (2001), S. 9-29; Teil 2 in: *SCIAMVS 3* (2002), S. 109-125.

**Thomas Götselius**

## ***Schnellschreiben „Speed Writing“. Das römische Ende des Alphabets<sup>1</sup>***

Die Erfindung des griechischen Alphabets stellt einen bedeutenden Durchbruch in der Geschichte der Lautanalyse dar. Bereits vor dem Linguisten Saussure stellte der Musikwissenschaftler Rousseau fest, dass das Alphabet „décompose la voix parlante en un certain nombre de parties élémentaires [...] avec lesquelles on puisse former tous les mots et toutes les syllabes imaginables“. Die Funktion der Alphabetschrift ist demnach – im Gegensatz zur platonischen Bezeichnung von Schrift als sprachlichem Gemälde (*zôgraphia*) in *Phaedrus* – „n'est pas précisément peindre la parole, c'est l'analyser“.<sup>2</sup> Dennoch und trotz solcher Ergänzungen innerhalb eines schon berüchtigten europäischen „Logozentrismus“, der Schrift nur im Sinne von Lautung wahrnimmt, sollten wir nicht vergessen, dass die Erfindung einer perfekten Lautanalyse eine Art Gemälde impliziert, das – anders als bei Plato – nie metaphorisch war, sondern eine konkrete Inskription auf das real Existierende, nämlich das Gemälde, ausgeführt durch schreibende Pinsel, Griffel oder Feder auf ein Oberflächenmaterial drückende Hände. Selbst auf der Höhe kombinatorischer Abstraktion war das analytische Denken des Altertums abhängig von Schreibgeräten, von inerten Extremitäten und dem obligatorischen Training des Körpers. Wenn Griechen und Römer als Erste zu einem Alphabet neigten, dann nur, weil sie ihre Hände einer in früheren Kulturen unbekanntem Disziplinierung unterwarfen.<sup>3</sup>

Die ersten schriftlichen Nachweise dieser enormen Disziplinierung der Hand, auch bekannt als der westliche Schreibunterricht, finden sich etwa 390 v. Chr. in Platos *Protagoras*:

Sobald sie aber die Schule verlassen haben, dann zwingt sie wieder der Staat, die Gesetze kennenzulernen und nach ihrer

1 Mit Dank an David Hauptmann für die Übersetzung ins Deutsche.

2 Rousseau, Jean Jacques, *Essai sur l'origine des langues où il est parlé de la mélodie et de l'imitation musicale*, 1781 [doch geschrieben in den 1750ern], hg. v. Charles Porset, Bourdeaux, 1968, S. 57.

Ich möchte Jesper Svenbro, der eine frühere Version dieses Artikels gelesen und kommentiert hat, einen besonderen Dank aussprechen.

3 Die Griechen übernahmen und adaptierten die westsemitische Schrift, lehnten aber deren Hauptinstitution, die Schreiberkaste, die für alle schreibenden Kulturen des Mittleren Ostens des Altertums charakteristisch gewesen war, ab. Dadurch „entgingen“ die Griechen einer „begrenzten Schreib- und Lesefähigkeit“; s. a. die klassische Argumentation von Goody, Jack und Watt, Ian, „The Consequences of Literacy“, in: *Literacy in Traditional Societies*, hg. v. Jack Goody, Cambridge, 1968, S. 27-68.

Vorschrift zu leben, damit sie nicht nach ihrem eigenen Gutdünken unbedacht handeln; sondern gerade so, wie die meisten Schulmeister denjenigen Knaben, die noch nicht ordentlich schreiben können, mit dem Griffel Linien vorziehen und ihnen dann erst die Schreibtafel in die Hand geben und sie dergestalt nötigen, nach Anleitung dieser Linien zu schreiben, zieht auch der Staat in den Gesetzen, den Schöpfungen trefflicher alter Gesetzgeber, solche Linien und zwingt seine Bürger, nach ihnen zu regieren und sich regieren zu lassen, und bestraft ihre Übertretung: und diese Strafe heißt danach bei euch und an vielen anderen Orten, weil sie auf Herstellung der Ordnung berechnet ist, Ordnungsstrafe.<sup>4</sup>

Protagoras vergleicht die Gesetzesschriften einer Gesellschaft mit den Linien, mit Hilfe derer der Lehrer Kinder ihre ersten Buchstaben formen lehrt.<sup>5</sup> Der Vergleich ist aufschlussreich: eine Sache im Hinblick auf eine andere zu betrachten, eröffnet eine gemeinsame Herangehensweise für beide Phänomene und verleiht beiden gegenseitig Stärken und Charakteristika, die dem jeweils anderen zu Eigen sind. Das Gesetz im Sinne einer Schreibübung darzulegen, erklärt auch die Schreibübung zu einem Gesetz. So wie der junge Mann an das Gesetz gebunden ist, so ist der Schüler an die Schreiblinien gebunden, was nahe legt, dass das griechische Kind, das nicht imstande ist, entlang der Linien zu schreiben, ‚kriminell‘ ist und bestraft zu werden verdient. Nicht umsonst offenbar heißt eine griechische Schreibübung, die immer und immer wieder abzuschreiben war: „He who is not thrashed cannot be educated.“<sup>6</sup>

Doch obwohl die undenklich alten Techniken der griechischen Lautanalyse von einer leidenschaftlichen Disziplinierung der Hand abhingen, ist noch nicht ersichtlich, wohin diese Einsicht führen mag. Warum sollte man die Entstehung des westlichen Schreibunterrichts untersuchen? Warum sollte man sich auf die Bewegungen der Hände konzentrieren? Weder das Schreiben noch das Alphabet sind ein neutrales oder autonomes Medium. Wenn man in Betracht zieht, dass die Signifikanz eines jeden Schreibsystems von materiellen Praktiken abhängig ist, von denen es in speziellen Zusammenhängen bestimmt wird, wird klar, dass alles, was geschrieben ist, davon abhängt, wie es (hand-)geschrieben ist. Daher kann die Geschichte der Alphabetschrift nicht von der Geschichte der Hand(-schrift) getrennt werden, wenn „Hand“ (vgl. die Zweideutigkeit des englischen Nomens ‚hand‘) hier sowohl das Körperteil bezeichnen soll, das bestimmt wird durch pädagogischen, institutionellen und weiteren Gebrauch, als auch Arten von Handschriften,

4 Internetquelle: <http://www.e-text.org/text/Platon%20-%20Protagoras.pdf>, S. 41 f; 326 c-e

5 Entgegen früherer Diskussionen wird die Übersetzung von *grammas* mit „(Richt-)Linien“ nicht mehr in Frage gestellt. (nicht „Buchstaben“, wie in anderen Übersetzungen), vgl. Muir, J. V., „A Note on Ancient Methods of Learning to Write“, in: *Classical Quarterly* no. 2/1984, S. 236 f.

6 Zitiert nach Criboire, Raffaella, *Writing, Teachers, and Students in Graeco-Roman Egypt*, Atlanta, 1996, S. 24.

Schriften und sogar Schreibsystemen. Nichtsdestotrotz darf die Geschichte der Hand (im Sinne von *Handschrift*) nicht in linearer, narrativer Form mit der Geschichte des Schreibens assoziiert werden, da erstere aus Brüchen und Unterbrechungen, aus Sackgassen und überraschenden Anfängen besteht, angefangen beim vermutlich diktierenden Homer<sup>7</sup> bis hin zur Spracherkennungstechnologie der Computer von morgen, mit Hilfe derer das wieder eingeführte Diktat die Abschaffung des manuellen Schreibens kennzeichnen wird. In anderen Worten: Die Geschichte der schreibenden Hand wird umschrieben durch die Geschichten der nicht-schreibenden Hände, was in vielerlei Hinsicht zur Definition der Medienordnung in der Kultur beiträgt. Heute, da alphabetisches Schreiben zu einer Schnittstelle digitaler Medien<sup>8</sup> geworden ist, sind wir vielleicht geneigt, die Bedeutung manueller Begegnungen mit der Technik zu unterschätzen. Und doch bildet die inaktive Arbeit wohl-disziplinierter Hände einen wesentlichen Teil einer Vergangenheit, die, wenn sie auch befremdlich ist, unweigerlich in unsere gegenwärtige Situation hineingeführt hat — eine Tatsache, die hinreichend Grund bietet, sich den Anfängen westlichen Schreibens zuzuwenden und die frühen Brüche in der Geschichte der Hand(-schrift) aufzuzeigen.

Mein Thema wird dementsprechend jene bedeutende Zäsur in der römischen Rezeption griechischer Schreibkultur sein, auf die bei Plato Bezug genommen wird. Die Römer entlehnten Form und Vokale ihrer Buchstaben schon im 5. Jahrhundert v. Chr. von den Griechen, doch gegen Ende der Republik waren sie bereit, sämtliche Prinzipien des Alphabets hinter sich zu lassen, als die *Tachygraphie* oder Kurzschrift entwickelt wurde. Zum allerersten Mal seit dem griechischen Durchbruch wurde die alphabetische Lautanalyse in Frage gestellt und die Tachygraphische Schnellschrift entfaltete ihre Wirkung unmittelbar auf alles Niedergeschriebene. Indem ich eine knappe Archäologie der römischen Hand(-schrift) skizziere, werde ich darlegen, dass die Hand(-schrift) oder vielmehr die Technologie der Hand(-schrift) einige der Voraussetzungen für Sagbare und Schreibbare in der römischen Antike gewährte. Ich werde untersuchen, auf welche Weisen diese Technologien festlegten, wie Literatur und Rhetorik produziert und was in den Bereichen Literatur und Rhetorik geschaffen wurde. Zum Beispiel begannen römische Autoren, die mit eigenen Händen zu schreiben lernten, auch über das Schreiben zu schreiben; als sich jedoch die Tachygraphie überall im Kaiserreich verbreitete, konzentrierte man sich stattdessen auf die Situation des Diktierens. Letzteres Phänomen legt nahe, dass die römische Kampfansage an das Alphabet erfolgreich war, und aus diesem Grunde werde ich letztendlich den weit verbreiteten Glauben an die Existenz eines allmächtigen antiken alphabetischen Medienmonopols in Frage

7 Siehe Powell, Barry, *Homer and the Origin of the Greek Alphabet*, Cambridge, 1991, S. 229; Vgl. Lord, Alfred B., *The Singer of the Tales*, Cambridge, Mass., 1960, S. 124-138, 152.

8 Siehe Kittler, Friedrich A., „Es gibt keine Software“, in: *Schrift*, hg. v. Hans Ulrich Gumbrecht und K. Ludwig Pfeiffer, München, 1993, S. 367-378; „Computeralphabetismus“, in: *Literatur im Informationszeitalter*, hg. v. Friedrich Kittler und Dirk Matetjowski, Frankfurt am Main/New York, 1996, S. 237-251.



stellen. Tatsächlich ereignete sich das ‚Ende‘ des Alphabets bereits in Rom. Als das Alphabet zum ersten Mal zu einer Schnittstelle wurde, lag das nicht an berechenbaren Zahlen, sondern an der tachygraphischen Hand(-schrift) römischer Beamter.

Jedoch bevor wir überhaupt irgendetwas über die römische Hand(-schrift) sagen können, müssen wir kurz zurückblicken auf die grundlegenden Eigenschaften ihrer griechischen Vorläufer, wie sie im gegenwärtigen Kontext der Betrachtungen in Erscheinung treten. Es stimmt, dass unsere Kenntnisse über Wesen, Ausmaß und Effizienz des elementaren griechischen Schreibunterrichts in der Klassik begrenzt sind.<sup>9</sup> Im Falle des Altertums wissen wir sogar noch weniger, da die Griechen des Altertums fast nichts über das Schreiben schrieben. Homers *Ilias* enthält nur zwei Szenen, in denen Inskriptionen erwähnt werden, und obwohl über beide jahrhundertlang gestritten wurde (Um welche Art grafischer Zeichen handelt es sich hierbei? Was sagen sie uns über Homers Kenntnisse und Haltung zum Schreiben?), ist es bezeichnend, dass bisher niemand das Problem lösen konnte, welches, wie es scheint, schon zu Anfang falsch aufgefasst wurde. Wo alphabetisierte Gelehrte diverse Schriften sehen, angefangen bei piktographischer Protoschrift über Linear B bis hin zu alphabetischen Buchstaben, erkennen die Helden Homers nur *semata*, d.h. Zeichen, die in sich und von sich aus signifikante Kommunikationen darstellen, welche unabhängig von den möglicherweise enthaltenen grafischen Symbolen funktionieren.<sup>10</sup> Homer und fast alle post-homerischen griechischen Dichter bis ins erste Viertel des 5. Jahrhunderts v. Chr. machten keine, zumindest keine offenen Anspielungen auf den Vorgang des Schreibens poetischer Texte. Sie machten überhaupt nur sehr wenige Anspielungen auf das Alphabet. Entsprechend bezogen sich die überlieferten Texte niemals auf ihre eigene Überlieferung, woraus sich folgern lässt, dass es keine Schreibszenen in der Dichtung des griechischen Altertums gibt. Dieser blinde Fleck ist ein erstes fundamentales Charakteristikum griechischen Schreibens und darüber hinaus ein wirklich bemerkenswertes Phänomen: Genau im historischen Augenblick der Erfindung des westlichen Erz-Mediums, dem vokalischen Alphabet, wird das Schreiben plötzlich unsichtbar. Diese Unsichtbarkeit sollte bis in den Anfang des klassischen Zeitalters hinein dauern, bis ein „plötzliches Erscheinen“ offener Verweise auf Schreiben und Lesen in Dichtung und Drama festgestellt werden kann.<sup>11</sup> Pindars zahlreiche Anspielungen auf das Schreiben und andere Artefakte können nach Andrew Fords Ansicht in der Tat der „Tatsache“

9 Siehe Criore und ihre Zusammenfassung der Forschung auf dem Gebiet, *Writing, Teachers, and Students*, S. 123, 139-152. Vgl. Marrou, Henri Irène, *Histoire de l'éducation dans l'antiquité*, 2. Aufl., Paris, 1950, S. 68-80.

10 Zu dieser Argumentation siehe Steiner, Deborah T., *The Tyrant's Writ. Myths and Images of Writing in Ancient Greece*, Princeton, 1994, S. 10 f.

11 Peiffer, Rudolph, *A History of Classical Scholarship. From the Beginnings to the End of the Hellenistic Age*, Oxford 1968, S. 25 ff, Zitate aus: Aeschylus *Suppliants* 179, Pindar *Olympian* 10.1-6, Sophocles *Triptolemus* fr. 597.

zugeschrieben werden, dass „he flourished at a time when singers began to use writing not only as to preserve songs but also to compose them“<sup>12</sup>

Natürlich erschweren die kargen und bruchstückhaften Nachweise aus dem Altertum jeden Versuch, zu einem allgemeingültigen Schluss zur Frage nach dem Status des Schreibens in Griechenland zu gelangen. Doch die von Ford behauptete „Tatsache“ gibt uns einen Hinweis darauf, um was für ein Szenario es sich gehandelt haben mag und ermöglicht darüber hinaus sogar, das Fehlen einer Schreibszene im Altertum zu erklären. Als die Alphabetschrift eingeführt wurde, stand das Schreiben primär im Dienst des gesungenen oder gesprochenen Wortes, sozusagen als Gedächtnisstütze.<sup>13</sup> Sänger taten, was sie immer schon getan hatten, nur dass sie jetzt in Gegenwart von Schreibern auftreten konnten. Obwohl manche Sänger das Schreiben als eine Produktionsmöglichkeit erforschten, wie Jesper Svenbro erläutert<sup>14</sup>, blieb das Lied weitgehend ein mündliches Produkt und der Akt des Schreibens geschah eher gegen Ende oder am Ende als zu Beginn des Schaffensprozesses des Liedes, mit dem Griffel nicht in der Hand des Sängers sondern eines Schreibers. Der Grund für diesen blinden Fleck ist daher sicherlich nicht, dass Sänger nichts von der Existenz von Texten wussten, oder dass Schreiber gering geschätzt wurden. Vielmehr wurde das Schreiben nicht als Teil des Schaffensprozesses von Liedern an sich gesehen, sondern lediglich als ein mechanisches Mittel des Bewahrens der Worte zwischen den einzelnen Auftritten. So wie es im griechischen Altertum üblich war, die Funktion des Schaffens von der Funktion der Aufzeichnung von Diskurs zu trennen, so wurde die Schreibszene nie geschrieben.

Diese Trennung im Herzen der Medienordnung stellt das zweite fundamentale Charakteristikum griechischen Schreibens dar. Es ist wahrscheinlich kein Zufall, dass eben diese Ordnung sich ungefähr zu der Zeit aufzulösen begann, als das griechische pädagogische System, die *paideia*, sich zu etablieren begann. Seit Beginn des 5. Jahrhunderts v. Chr. konnten sich die Söhne freier Bürger darauf verlassen, elementare Kenntnisse im Schreiben und Lesen vermittelt zu bekommen, wie auf griechischen Vasengemälden von ihre Schüler instruierenden Schreiblehrern zu sehen ist.<sup>15</sup> Das Wenige, was wir von diesem Brauch wissen, wissen wir von Plato. In seinem Werk *Nomoi*, oder *Gesetze*, (VII 810 a-b) schreibt er vor, dass eine Zeitspanne von drei Jahren notwendig sei, damit ein 10-Jähriger schreiben lerne. Während dieser Zeit müssen die Schüler an den Buchstaben arbeiten, bis sie lesen und schreiben können, aber man solle weder Schnelligkeit noch kalligraphische Schönheit von denen verlangen, die keine natürliche Neigung

12 Ford, Andrew, *The Origins of Criticism. Literary Culture and Poetic Theory in Classical Greece*, Princeton & Oxford, 2002, S. 118.

13 Siehe Andersen, O., „The significance of writing in early Greece – a critical appraisal“, in: *Literacy and Society*, Copenhagen, hg. v. K. Schousboe und M.T. Larsen, 1989, S. 73-90. Eine kritische Bestandsaufnahme auf diesem Gebiet findet sich bei Thomas, Rosalind, *Literacy and Orality in Ancient Greece*, Cambridge, 1992, S. 52-77.

14 Siehe Svenbros Analyse zu Sapphos Allegorien des Schreibens in: *Phrasikleia. Anthropologie de la lecture en Grèce ancienne*, Paris, 1988. S. 161-177.

15 Siehe Marrou, *Histoire*, S. 68-80.

hierzu zeigen. In *Charmides* (159 c) fragt Sokrates, was an den Schulen vorzuziehen sei: die Musterbuchstaben schnell oder langsam abzuschreiben? „Schnell“ antwortet Charmides. Wenn man dieses unmissverständliche Ideal mit den Aussagen in den *Gesetzen* vergleicht, legen Platons Worte nahe, dass viele Schüler nach drei Jahren noch relativ langsam schrieben. Offenbar hatte die Methode ihre Nachteile, jedoch hatten die Schüler die komplizierte griechische *scriptio continiak* zu meistern, eine Schrift ohne Worttrennung, die man langsam und laut lesen musste, um sie zu verstehen.<sup>16</sup>

Ob Platons Aussage impliziert, dass nur einige Wenige das Schreiben so weit meisterten, dass sie Reden produzierten, anstatt sie nur abzuschreiben, wissen wir nicht. Was wir jedoch wissen, ist dass die Fähigkeit zu schreiben in der griechischen Kultur niemals als wesentlich gesehen wurde. Obwohl gelegentlich die Anwendung des Schreibens gelobt wurde, rühmte sich kein griechischer Dichter seiner Fähigkeit zu schreiben.<sup>17</sup> Diese Vernachlässigung der geübten alphabetischen Hand(-schrift) mag als ein drittes elementares Charakteristikum altertümlicher und klassischer griechischer Schreibkunst gelten.<sup>18</sup> Ob dies Folge der griechischen Misographie ist oder ein bleibender Effekt der altertümlichen Unterscheidung zwischen (mündlicher) Produktion und (alphabetischem) Aufzeichnen von Rede, ist hier von geringerem Interesse. Was zählt, ist dass die griechische Hand(-schrift) vornehmlich ausgebildet wurde, dem gesprochenen Wort zu dienen, nur das zu bewahren, was schon gesungen oder gesagt worden war. Sie wurde nicht ausgebildet, sich selbst zu bewahren.

## 1. Litterae

Öffentliches Aufzeichnen sollte jedoch zur Bestimmung der römischen Hand(-schrift) werden. War die altertümliche Unterscheidung zwischen Produktion und Aufzeichnung von Rede schon im klassischen Griechenland problematisch gewesen, so erlebte Rom ihren endgültigen Zusammenbruch. Und so geschah es:

16 Dass die griechischen Schüler sich schwer taten, ist aus der Tatsache offensichtlich, dass in griechisch-römischer Zeit eine Schrift mit Worttrennung an den Schulen eingeführt wurde, um den Unterricht im Lesen zu erleichtern; siehe Criboire, *Writing, Teachers, and Students*, S. 9, 49. Zum Thema Worttrennung allgemein siehe Saenger, Peter, *Space Between Words. The Origins of Silent Reading*, Stanford, 1997.

17 Siehe Thomas, *Orality and Literacy*, S. 150.

18 Später, in hellenistischer Zeit, scheint es zu einer Veränderung der griechischen Haltung zum Schreiben gekommen zu sein. Den Nachweis findet man in Callimachus' *Aetia* (fr. I. 21-4) und in den *Batrachomyomachia* (den *prooimion*), Gedichten, die sowohl ihre Schreibszenen als auch Berichte belangloser Details zu Schreibmaterialien und Schreibpositionen festhalten. Diese Veränderung bestätigt letztendlich das Ende der griechischen Liedkultur und mag wahrscheinlich selbst in Beziehung zur Geburtsstunde der Institution der Bibliothek stehen, wo Männer wie Callimachus, ein gebildeter Grammatiker, undenkliche *mousike* ersannen, vornehmlich im Hinblick auf das Archiv, d. h. als materielle Objekte der Klassifizierung und Archivierung. In Bezug auf Gedichte verwandter Natur derselben Epoche siehe Svenbro, Jesper, *Ameisenwege. Figuren der Schrift und des Lesens in der griechischen Antike*, Graz, 2000, S. 61-100.

Hesterno, Licini, die otiosi  
 multum lusimus in meis tabellis,  
 ut convenerat esse delicatos.  
 scribens versiculos uterque nostrum  
 ludebat numero modo hoc modo illoc,  
 reddens mutua per iocum atque vinum.  
 atque illinc abii tuo lepore  
 incensus, Licini, facetiisque,  
 ut nec me miserum cibus iuaret  
 nec somnus tegetet quiete ocellos,  
 sed toto, indomitus furore, lecto  
 versarer, cupiens videre lucem,  
 ut tecum loquerer simulque ut essem.  
 at defessa labore membra postquam  
 semimortua lectulo iacebant,  
 hoc, iucunde, tibi poema feci,  
 ex quo perspiceres meum dolorem.  
 nunc audax cave sis, precesque nostras  
 oramus cave despuas, ocelle,  
 ne poenas Nemesis repositat a te.  
 est vemens dea: laedere hanc caveto.

Am gestrigen Tag, Licinius, spielten wir in Muße viel auf meinem Täfelchen, wie wir beschlossen hatten, ausgelassen zu sein. Jeder von uns beiden spielte indem er bald mit diesem bald mit jenem Metrum Verschen schrieb und trug sie gegenseitig mit Scherz und Wein vor. Und von dort ging ich durch deinen Reiz entbrannt weg, Licinius, und durch deine Scherze, so dass mir Elendem weder Speise half noch Schlaf in Ruhe die Augen bedeckte, sondern durch Liebeswahn wild wälzte ich mich auf dem ganzen Bett, begierig den Tag zu sehen, um mit dir zu sprechen und mit dir zusammen zu sein. Aber nachdem die durch diese Anstrengung müden Glieder halbtot auf dem Bett lagen, schrieb ich für dich, Liebster, dieses Gedicht, aus dem du meinen Schmerz sehen mögest. Nun hüte dich übermütig zu sein und unsere (meine) Bitten, wir (ich) bitten dich, hüte dich zu verschmähen, mein Äuglein, damit Nemesis keine Strafen von dir (zurück)fordert. Die Göttin ist streng, hüte dich diese zu verletzen.<sup>19</sup>

Obwohl hier zwei Dichter beschrieben werden, die sich nach hellenistischer Art in einem sympotischen Wettstreit befinden, experimentieren und improvisieren, ist die Carmina 50 bei Catull eine wahre Sensation.<sup>20</sup> Meines Wissens wird zum allerersten Mal in der römischen Literatur hier eine

19 Dt. Übersetzung von Catullus auf: <http://www.lingualatina.de/translationes/catull1.htm>.

20 Zum Thema des sympotischen Wettstreits siehe Cameron, Alan, *Callimachus and his Critics*, Princeton, 1995, S. 88; zu römischer Metapoese allgemein siehe Deremetz, Alain,

Schreibszenen geschrieben. Der Vorgang des Schreibens an sich, der einst am Ende der Produktion von Diskurs gestanden hatte, ist zum Ausgangspunkt geworden. In dieser Hinsicht war die römische Literatur, oder *litterae*, die umgekehrte Version des altertümlichen griechischen Liedes. Das Schreiben selbst wurde nun als produktiver Akt erkundet.<sup>21</sup> Tatsächlich waren Catulls Carmina, wie fast die gesamte römische Dichtung, zur Aufführung unter Freunden oder in *recitationes publicae* gedacht, doch dies hielt ihn nicht davon ab, sie als Produkte der (schreibenden) Hand aufzufassen, als *pugillari*, lat. für „Notizbücher“ oder wörtlich „aus der Hand“, d. h. „was die Hand hält“.<sup>22</sup> Folglich und schließlich schreibt Catull ein Gedicht, das sich nicht nur mit der Ausübung des Schreibens allgemein beschäftigt, sondern mit der Erstellung eben des Gedichts, das wir im selben Moment lesen. In anderen Worten kennzeichnet Carmina 50 die Geburtsstunde römischer Metalyrik. Darüber hinaus kennzeichnet das Gedicht die Geburtsstunde oder eine von unzähligen Geburtsstunden des Autors, wie wir ihn heute kennen, da es die Fertigkeiten eines Autors über das Schreiben definiert. Doch das Aufkommen dieser glorreichen Eigenschaft hatte auch seinen Preis. Kaum wurde das Schreiben als wahre Existenzform lyrischen Diskurses erkannt, scheint es, als erwache die Lyrik zu eigenem Leben — außerhalb der Reichweite des Autors. Horaz wusste, was das bedeuten würde:

Vertumnum lanumque, liber, spectare videris,  
 scilicet ut prostes Sosiorum pumice mundus.  
 odisti clavis et grata sigilla pudico;  
 paucis ostendi gemis et communia laudas,  
 non ita nutritus. fuge quo descendere gestis.  
 non erit emisso reditus tibi. „quid miser egi?“  
 quid volui?“ dices, ubi quid te laeserit, et scis  
 in breve te cogi cum plenus languet amator.  
 quodsi non odio peccantis desipit augur,  
 carus eris Romae donec te deserat aetas;  
 contrectatus ubi manibus sordescere vulgi  
 coeperis, aut tineas pasces taciturnus inertis,  
 aut fugies Uticam aut vinctus mitteris Ilerdam.  
 ridebit monitor non exauditus, ut ille  
 qui male parentem in rupes protrusit asellum

*Le miroir des muses. Poétiques de la réflexivité à Rome*, Lille, 1995. Allerdings könnte die Carmina 50 auch als Gedicht zu einer der typischen Themen römischer Literatur, nämlich der Männerfreundschaft bezeichnet werden. Der Vorgang, einem Freund einen Rat zu geben, wird sogar als eine der grundlegenden Szenen in der römischen Literatur analysiert; siehe Habinek, Thomas N., *The Politics of Roman Literature. Writing, Identity, and Empire in Ancient Rome*, S. 54.

- 21 Selbst in einer Zeit, die an die Verbreitung der Schreibfähigkeit gewöhnt war, blieben die Griechen der Klassik dabei, dass das Schreiben eben dies nicht sein konnte. Nach Platons *Phaedrus* besteht die Leistung des Schreibens einzig darin, zu erinnern, zu bewahren, was der Leser bereits weiß; siehe Thomas, *Literacy and Orality*, S. 126 f.
- 22 Siehe Carmina 42; zu *recitationes publicae* siehe Carcopino, Jérôme, *La vie quotidienne à Rome à l'apogée de l'Empire*, Paris, 1939, S. 228-234.

iratus: quis enim invitum servare laboret?  
hoc quoque te manet, ut pueros elementa docentem  
occupet extremis in vicis balba senectus. [...]

Nach Vertumnus und Janus, o Büchlein, scheinst du zu blicken, ausstehn willst du fürwahr, durch die Sosier schmuck und geglättet. Wild schon hassest du Schloß und dem Züchtigen werte Versiegelung; daß dich Wenige schau, des ärgerlich, lobst du die Welt dir: Du nicht also genährt! So entflieh, wo das Herzchen dich hindrängt! Kamst einmal du hinaus, nie kehrest du! Wehe, was that ich? Welch ein Gelust! so sagst du, wo was dich kränkte. Du weißt auch, wie du dich eng einschmiegest, wann satt dein Liebender gähnet. Wenn nicht etwa im Haß des Vergehns fehlschauet der Seher, wirst du in Rom Gunst finden, bis weg dir blühet die Jugend. Dann voll Wust und betastet von ekelen Händen des Pöbels, wirst du entweder verstummt unthätigen Motten ein Fraß sein, oder gen Utica fliehn, ja geschnürt abgehn nach Ilerda. O dann lacht der Ermahner, dem taub du geblieben, wie jener, der in die Schlucht abstürzte den ungehorsamen Esel, lachte vor Zorn; denn wer wollte mit Zwangerrettung sich abmühen? Das noch steht dir bevor, Elemente zu lehren den Knäblein, bis im Winkel der Stadt dir lallendes Alter heranschleicht. [...]<sup>23</sup>

Mit einem Wortspiel des Ovid ausgedrückt: *Epistulae* 1.20 verkündet die Befreiung, *liberation*, des *liber* in Rom.<sup>24</sup> Indem es das Werk zu einem sich nach Freiheit sehrenden Haussklaven oder zu einer jungen verführerischen Prostituierten personifiziert, dramatisiert Horaz' Gedicht Publikation als eine Form der Befreiung, Verkauf als eine Form der Prostitution und die Verbreitung einer Geschichte auf dem Markt als kurzfristigen Erfolg und bitteren Niedergang. Indem er die Sorge des Autors angesichts der Veröffentlichung seines „Kindes“ in ein doppeldeutiges Stück Metalyrik verwandelt, zieht Horaz paradoxerweise sowohl die Ablehnung öffentlicher Lyrik als auch die Veröffentlichung des Werks in Betracht (das Gedicht, das wir eben lesen, natürlich eingeschlossen).<sup>25</sup> Wesentlicher ist jedoch, dass *epistula* 1.20 das Primat des Schreibens in Rom, das in *Carmina* 50 konstatiert wurde, bestätigt. *Litterae* wird nicht als „Stimme“ oder „Worte“ des Dichters wahrgenommen, nicht als „Lyrik“, sondern als das „Buch“, einem mit Bimsstein geglätteten materiellen Gegenstand.<sup>26</sup> Dasselbe Argument wird in Horaz' *Satirae* 1.4.12-16 impliziert, wo das Schreiben und seine Ausstattung die mündliche Komposition ersetzen, welche nicht zufällig von Dichtern der Vergangenheit

23 Internetquelle:

[http://gutenberg.spiegel.de/horaz/briefvos/Druckversion\\_brhor120.htm](http://gutenberg.spiegel.de/horaz/briefvos/Druckversion_brhor120.htm)

24 *Trist.* 1.

25 Siehe die Analyse in: Deremetz, *Le miroir*, S. 64 ff, und Oliensis, Ellen, „Life After Publication: Horace, Epistles 1.20“, in: *Arethusa*, 2-3/1995, S. 211 f.

26 Zur Materialität des Buches vgl. Catulls *Carmina* 1: „Cvi dono lepidum novum libellum/arido modo pumice expolitur“

vertreten wird. So bedingte ein plötzliches Erkennen der Materialität von Medien die Autonomie der *litterae*; ein Erkennen, das ohne den Zusammenbruch der antiken Unterscheidung von Produktion und Aufzeichnung nicht möglich gewesen wäre. Anzuerkennen, dass die Wirkung einer Aussage etwas mit ihrem Geschriebensein zu tun hatte, bedeutete dennoch nicht nur den Verlust auktorialer Kontrolle über das Gedicht; es bedeutete auch eine Bedrohung der *litterae* von innen. Tatsächlich scheint *Epistulae* 1.20, wo das *liber* sowohl als bedrohlicher als auch als bedrohter Gegenstand erscheint, von der Materialität selbst verfolgt. Wenn das Ende sich dem Buch nähert, löst sich dieses in die Elemente auf, aus denen es einst bestand.

hoc quoque te manet, ut pueros elementa docentem  
occupet extremis in vicis balba senectus.

Das noch steht dir bevor, Elemente zu lehren den Knäblein, bis  
im Winkel der Stadt dir bammelndes Alter heranschleicht.<sup>27</sup>

In seinem „bammelnden Alter“ wird das Buch nun nicht mehr als irgendetwas anderes verstanden werden als eine Ansammlung sinnloser Signifikanten mit begrenztem Lehrwert oder, genauer gesagt, als ein Syllabarium. Wie Ellen Oliensis betont hat, wird der horazische *sermo* den Kreis zurückverfolgen und zurückkehren zum Simile der ersten Satire des Horaz und diese reliterarisieren.<sup>28</sup>

quamquam ridentem dicere verum  
quid vetat? ut pueris olim dant crustula blandi  
doctores, elementa velint ut discere prima—<sup>29</sup>

Wiewohl, wer wehret uns die Wahrheit lachend  
zu sagen? so wie milde Pädagogen  
die kleinen Zöglinge durch Honigplätzchen zum Abc verführen –  
(<http://gutenberg.spiegel.de/horaz/satiren/saho1012.htm>)

Das Buch der Buchstaben, *litterae*, wird letztendlich reduziert zu einer Buchstabenreihe, *litterae*. Diese Reduktion des Signifikats auf seine materiellen Signifikanten ist in dem onomatopoetischen Adjektiv *balba*, „babbeln“, mit seinen sich wiederholenden Alphas und Betas eingeschlossen.<sup>30</sup> An dieser Stelle scheint Horaz' Gedicht H. I. Marrous bösertige Worte vorwegzunehmen, der einmal die Möglichkeit andeutete, die frühe lateinische Lyrik würde produziert, damit Lehrer etwas zum Lehren hätten. Doch auch, wenn Marrous Diagnose bemerkenswert ist, ignoriert sie etwas, das in *Epistulae* 1.20 deutlich wird: Wenn römische Literatur für die Schule produziert

27 Internetquelle:

<http://gutenberg.spiegel.de/horaz/briefvos/brhor120.htm>

28 Oliensis, „Life After Publication“, S. 220 f.

29 Sat. 1. 1. 24-26.

30 Siehe Oliensis, „Life After Publication“, S. 220 f.

wurde, so war sie auch ein Produkt der Schulen. Zerlegt in Signifikanten, sorgt das Buch für die Alphabetisierung von Kindern, in anderen Worten, für die (Re-)Produktion zukünftiger Leser und Dichter gleichermaßen. Kurz gesagt: ohne *balba*, die Wiederholung der Alphas und Betas, kein Horaz.<sup>31</sup> Was für das einzelne Buch wie ein trauriges Ende aussehen mag, scheint in der Tat die Voraussetzung für die *litterae* als Ganzes.

Die Schulen, auf die in *Epistulae* 1.20 angespielt wird, entstanden lediglich aus einem Bruch innerhalb des römischen Brauchs heraus.<sup>32</sup> In der antiken Tradition hatten römische Eltern die besondere Verpflichtung, ihren eigenen Söhnen (Töchter scheinen ausgeschlossen gewesen zu sein) das Lesen und Schreiben beizubringen. Plutarch berichtet davon, dass Cato seinem Sohn die *Geschichte Roms* in großen Buchstaben aufschreibt, was impliziert, dass er dem Jungen das Lesen selbst beibringt.<sup>33</sup> In dieser Tradition befasst sich Augustus selbst mit der Bildung seiner Enkelkinder und „gibt sich besondere Mühe, sie zu lehren, seine eigene Handschrift zu imitieren“, so Suetonius.<sup>34</sup> Gegen beträchtlichen Widerstand wurde diese alte Form der Bildung innerhalb der Familie und der anschließenden rechtmäßigen Lehrzeit (*tirocinum fori*) in der Generation vor Catull weitgehend durch nach hellenistischem Vorbild organisierte Grammatik- und Rhetorikschulen ersetzt.<sup>35</sup> Mittels dieser Schulen begann die Schreibfähigkeit, einst ein Privileg der römischen *honestis* und ihrer Sklaven-Sekretäre, sich in weiteren sozialen Schichten der römischen Bevölkerung auszubreiten.<sup>36</sup>

31 Horaz betont den technischen Charakter seiner eigenen Erziehung (*Sat.* 1.6.76 ff), genau wie Juvenal (*Sat.* 1.15 f).

32 „Schule“ im Zusammenhang mit der antiken Welt sollte nicht *strictu sensu* verstanden werden, sondern vielmehr als eine autoritäre Situation, festgelegt durch ein überliefertes Programm (die *paideia*) und regelbestimmte Übungen (z. B. Schreibübungen). Die meisten unserer Informationen über die Arbeitsweise der Schulen stammen aus der imperialen Periode, (dennoch bemerkt Tacitus, dass die Schulen „kurz vor der Zeit des Cicero“ (*Dialogus* 35.1) in Erscheinung traten, und die verbliebenen Belege legen nahe, dass das System bis Mitte des ersten Jahrhundert v. Chr. im Wesentlichen etabliert war.

Zu den hier dargestellten römischen Schulen allgemein und zu den verschiedenen Ebenen der Erziehung siehe Marrou, *Histoire*, Teil III; Bonner, Stanley F., *Education in Ancient Rome*, Berkeley 1977; Morgan, Teresa, *Literate Education in the Hellenistic and Roman World*, Cambridge 1998; Harris, William V., *Ancient Literacy*, London & Cambridge, Mass., S. 233-248.

33 Plut. *Marcus Cato* XX, 5.

34 Suet. *Aug.* 64.5, „nepotes et litteras et natare aliaque rudimenta per se plerumque docuit, ac nihil aeque elaboravit quam ut imitarentur chirographum suum.“ Zur römischen Überzeugung, dass es die angemessene Rolle des Vaters sei, die Bildung seiner Kinder zu beaufsichtigen, siehe Wiedemann, Thomas, *Adult and Children in the Roman Empire*, New Haven & London, 1989, S. 87, 143; Kaster, Robert A., *Guardians of Language. The Grammarian and Society in Late Antiquity*, Berkeley, 1988, S. 66-68.

35 Siehe Schmidt, P., „Die Anfänge der institutionellen Rhetorik im Rom“, in: *Monumentum Chiloniense*, hg. v. E Lefèvre, Amsterdam, 1975, S. 183-216, und Booth, A., „The Appearance of the schola grammatici“, in: *Hermes* 106/1978, S. 117-125.

36 Trotz seiner Skepsis gegenüber früheren Schlussfolgerungen bezüglich des hohen Grades der in der späten Republik und Hochzeit des Imperiums erreichten Lese- und Schreibfähigkeit kommt Harris zu dem Schluss, dass mehr Menschen als je zuvor in Rom sich des geschriebenen Wortes bedienten; siehe *Ancient Literacy*, S. 206. Harris' gründliche und



Auf der Grundschulebene, ab dem Alter von sieben Jahren, wurden den Kindern Buchstaben auf spielerische Weise nahe gebracht. Wie schon erwähnt, berichtet Horaz, dass Lehrer den Jungen mitunter kleine Kuchen gaben, um sie zu locken, das Alphabet lernen zu wollen.<sup>37</sup> Quintillian bestätigt diese spielerische Herangehensweise in seiner *Institutio oratoria*: „Damit soll nichts gegen das Verfahren gesagt sein, das man aufgebracht hat, um die Kinder zum Lernen zu reizen, ihnen nämlich auch Buchstaben aus Elfenbein zum Spielen zu geben, oder wenn sich sonst etwas zur größeren Freude im Kindesalter finden lässt, das sie gern anfassen, anschauen und mit Namen nennen.“ (*non excludo autem (id quod est notum) irritandae ad discendum infantiae gratia eburneas atiam litterarum formas in lusum offerre; vel si quid aliud, quo magis illa aetas gaudeat, inveniri potest, quod tractare, intueri, nominare iucundum sit*).<sup>38</sup> Nach dieser recht sanften Einführung begannen die Kinder eine Schrift zu erlernen, die, ganz anders als die griechische *scriptio continua*, die Wörter voneinander trennte. Seneca beschreibt, wie die Technik der römischen Handschrift gelehrt wurde: „Knaben lernen nach Vorschrift, ihre Finger werden geführt und mit Hilfe fremder Hand lässt man sie Vorlagen abschreiben und nach ihnen die Handschrift ausbilden.“ (*pueri ad praescriptum discunt; digiti illorum tenentur et aliena manu per litterarum simulacra ducuntur, deinde imitari iubentur proposita et ad illa reformare chirographum*).<sup>39</sup> In anderen Worten: Nachdem die Kinder die Buchstaben erlernt hatten, sollten sie ihre Handschrift verbessern, indem sie komplexere Modelle imitierten.

Quintilians bevorzugte Methode ist eine etwas andere:

Cum vero iam ductus sequi coeperit, non inutile erit eas tabellae quam optime insculpi, ut per illos velut sulcos ducatur stilus. Nam neque errabit, quemadmodum in ceris (continebitur enim utrinque marginibus neque extra praescriptum egredi poterit) et celerius ac saepius sequendo certa vestigia firmabit articulos, neque egebit adiutorio manum suam manu superimposita regentis.

Wenn aber das Kind schon so weit ist, den Schriftzügen zu folgen, wird es nicht unnütz sein, diese so gut wie möglich auf einem Täfelchen eingraben zu lassen, damit der Griffel durch sie wie durch Furchen gezogen werden kann. Denn dann kann er nicht abrutschen wie bei den Wachstafeln – er wird nämlich auf beiden Seiten durch die Ränder festgehalten und kann nicht aus der Schriftbahn herauskommen – kräftigt dadurch, dass er

---

wichtige Studie wird kritisch betrachtet in: *Literacy in the Roman World*, hg. v. J. H. Humphrey, Ann Arbor, 1991.

37 *Sat.* 1.1, 25-26.

38 *Inst.* I.1.26; dt. Übersetzung nach Rahn, Helmut, in: *Ausbildung des Redners*, Bd. 1, Darmstadt, 1988.

39 *Epist. Mor.* 94.51.

schnell und oft festen Spuren folgt, das Handgelenk und braucht keinen Helfer, der mit seiner Hand die des Schreibenden führt.<sup>40</sup>

Ob diese Methode tatsächlich angewandt wurde, ist schon hinterfragt worden, da es keine archäologischen oder papyriologischen Beweise für Quintilians Behauptung gibt.<sup>41</sup> Das Interessante daran ist jedoch nicht die tatsächliche Anwendung dieser Methode, sondern wie sehr man bemüht war, die Ausbildung der Hand(-schrift) zu erleichtern. Für Quintilian war keine Mühe zu groß, wenn es darum ging, die Hand des Schülers, der „über die Formen der Buchstaben gestolpert ist“ (*haesit circa formas litterarum*)<sup>42</sup> zu unterstützen. Der Grund dafür war, dass „ein ungewandter, wirrer Griffel es an Verständlichkeit fehlen läßt“ (*rudis et confusus intellectu caret*).<sup>43</sup> Quintilian nennt die Fähigkeit, die gute Lehrer den Schülern zu vermitteln versuchen, „Bemühung um gute und schnelle Handschrift“ (*cura bene ac velociter scribendi*).<sup>44</sup> Unmittelbar danach beschreibt er die Konsequenzen zu langsamen Schreibens: Auch das Denken des Schreibenden wird durch einen „trägen Griffel“ gehemmt (*tardior stilus cogitationem moratur*).<sup>45</sup> Diese Aussage bestätigt in der Tat die Reihenfolge römischer elementar-pädagogischer Praxis, nach der Schüler das Schreiben vor dem Lesen erlernten. Wie Raffaella Criore kürzlich gezeigt hat, gingen die Schüler von Buchstaben und Alphabeten über zu Schreibübungen und kurzen Abschnitten und erst dann zu den Syllabarien, d. h. den systematischen Leseanweisungen.<sup>46</sup> Aus diesem und keinem anderen Grunde sah man die römische Fähigkeit zu denken als abhängig von einer erfolgreichen Ausbildung der Hand(-schrift).

Oberhalb der Grundschulebene, nachdem die Schüler das Schreiben und Lesen erlernt hatten, basierte die Ausbildung fast ausschließlich auf den Regeln der Rhetorik. Unter der Anleitung des *grammaticus* lernten die Jungen Grammatik, Stil und Auslegung. Jedes Gedicht wurde einer erschöpfenden technischen Analyse unterzogen, die sich vornehmlich auf die korrekte Satzanalyse der Zeilen, generischer Identifikation und Taxonomie der Figuren und Tropen konzentrierte.<sup>47</sup> Diese Übungen wurden durch massives Kopieren nach Diktat durchgeführt, nicht allein, um die Hände der Schüler zu verbessern, sondern weil Schulbücher von den Schülern selbst hergestellt werden mussten.<sup>48</sup> Nachdem sie die Grundprinzipien der Textexegese beherrschen gelernt hatten, wurden die Schüler an den *rhetor* übergeben, der sie durch eine Reihe von benoteten Aufsatzaufgaben führte (*exercitationes*).<sup>49</sup> Diese Übungen lehrten die Schüler, an ihren verbalen Fähigkeiten zu arbeiten, die sie anhand einer Anzahl von vorgegebenen Themen erwor-

40 *Inst.* I.1.27.

41 Vgl. Criore, *Writing, Teachers, and Students*, S. 143.

42 *Inst.* I.1.21.

43 *Inst.* I.1.28.

44 *Inst.* I.1.28.

45 *Ibid.*

46 Criore, *Writing, Teachers, and Students*, S. 137.

47 Siehe Bonner, *Education*, S. 212-249.

48 Criore, *Writing, Teachers, and Students*, S. 155.

49 Zu den vorgegeben Lehrplänen siehe: Bonner, *Education*, S. 250-76.

ben hatten und die für die Ausbildung zukünftiger Redner und Dichter angemessen erschienen. Auf dieser letzten Ebene wurde von den Schülern, die nun sowohl in der Schreib- als auch in der Redekunst unterwiesen worden waren, erwartet, das Schreiben als Mittel zur Produktion literarischen Diskurses zu beherrschen.

Wie Catulls *Carmina* 50 bezeugt, erfüllten die Themen der *litterae* solche Erwartungen. Denn zu schreiben und das Geschriebene wieder zu löschen und erneut auf die Wachtafel zu schreiben, wie es Catull und Licinius taten, was ist das anderes als eine Schreibübung für Fortgeschrittene? In diesem Sinne ist das Schreiben und Neuschreiben, das freie, spielerische Skizzieren von Versen, das dem Dichter Freude macht, gar nicht frei. Bevor irgendetwas Geschriebenes *litterae* genannt werden konnte, musste es eine Praxis geben, die überhaupt Geschriebenes produzieren konnte, so wie es zunächst eine Praxis geben musste, die *balba* hervorbrachte, damit Schüler lesen lernen konnten. Diese Praxis ist nichts anderes als die exakte Geschichtsschreibung römischer Schulen, in denen übrigens Catulls tabellarisch weit verbreitet waren.<sup>50</sup> (Es ist wahrscheinlich kein Zufall, dass Horaz später Catulls Gedicht zu einer Regel für literarischen Diskurs machen konnte: „Du, der schreiben will, was uns zum Wiederlesen reizen soll, austreichen mußst du lernen“ (*saepe stilum vertas, iterum quae digna legi sint/scripturus*).<sup>51</sup>) Die fleißigen Hände der Dichter übernahmen die Rolle der fleißigen Hände der Schüler, denn um Dichter zu werden, musste man zunächst ein Schüler gewesen sein. In anderen Worten: Catulls *Carmina* 50 wie Horaz' *Epistulae* 1.20 sind nichts weiter als ein Diskurs über das Diskursnetzwerk namens Rom.

Tatsächlich waren Catull und Horaz nicht die einzigen von Buchstaben Besessenen. Es ist wohlbekannt, dass der kultivierte römische Bürger ein lebhaftes Interesse an der Materialität der Sprache hatte; Fragen der Grammatik, Rhetorik und des Stils durchdrangen jeden Aspekt intellektueller Aktivitäten in der Republik.<sup>52</sup> Es wird nicht so oft zur Kenntnis genommen, dass die Römer sich auch hingebungsvoll mit ihrer eigenen Handschrift beschäftigten. Schreibbelege aus dem griechisch-römischen Ägypten zeigen, dass nicht-elitäre Personengruppen, sobald sie in der Lage waren, selbst – und sei es auf unterster Ebene – zu schreiben, dies gewöhnlich nicht nur bereitwillig taten, sondern darüber hinaus auch sehr stolz auf diese Fähigkeit waren.<sup>53</sup> Dies war jedoch nichts im Vergleich zu der enormen Wichtigkeit, die die persönliche Handschrift im Zentrum des Imperiums erlangte. Während es im geschäftlichen Umfeld normal war, einem Sekretär zu diktieren, war das Schreiben *sua manu*, mit der eigenen Hand, bei privater Korrespondenz mit Familie oder Freunden gebräuchlich, um Nähe zum Adressa-

50 Wachstafeln wurden von fortgeschrittenen Schülern zum Schnellschreiben benutzt, siehe Criboire, *Writing, Teachers, and Students*, S. 104, 65-69.

51 *Satiren* 1.10.72-73; dt. auf: <http://gutenberg.spiegel.de/horaz/satiren/saho1102.htm>

52 Desbordes, Françoise, *Idees romaines sur l'écriture*, Lille 1990, S. 25-73.

53 Criboire, *Writing, Teachers, and Students*, S. 156.

ten zu zeigen.<sup>54</sup> Ein selbstgeschriebener Brief war ein Zeichen von Respekt und Zuneigung unter Freunden, d. h. ein Zeichen von *amicitia*.<sup>55</sup> Cicero entschuldigte sich jedes Mal, wenn er seinem Bruder Quintus einen diktieren Brief sandte. Auf diesen Etikettenbruch nimmt er auch in seinem Brief an Atticus Bezug:

„Die Hand meines Sekretärs mag Dir als Zeichen dienen, dass meine Bindehautentzündung noch nicht vorüber ist. Sie ist auch der Grund für die Kürze dieses Briefes.“ (*Lippitudinis meae signum tibi sit librarii manus et eadem causa brevitatis*).<sup>56</sup> Indem er Bezug auf seinen schlechten Gesundheitszustand nimmt, fühlt sich auch Ovid verpflichtet, sich für den Brief „durch fremde Hand“ (*alterius digitis*) zu entschuldigen.<sup>57</sup> Das Entscheidende bei dieser Entschuldigungen und letztlich der Praxis selbst wird offensichtlich, als sich Cicero nach dem Bruch seiner *amicitia* mit Mark Anton öffentlich verteidigen muss und enthüllt, dass ein herzlicher Brief von ihm an Mark Anton, den dieser gebraucht hatte, um Ciceros Ethos zu kompromittieren, in Wirklichkeit *librari manu*, in der Handschrift eines Sekretärs, geschrieben worden war.<sup>58</sup> So gelang es Ciceros Schadensbegrenzung bezüglich dieses Briefes nicht nur, dessen vermeintliche Wärme zu unterminieren und so seine öffentliche Persona wiederherzustellen, sondern sie diente auch dazu, seinen Feind zu diskreditieren, da dieser offenbar in Unkenntnis über Ciceros Handschrift einen Geschäftsbrief für eine Freundschaftsbekundung gehalten hatte.<sup>59</sup> Wenn *amicitia*, wie Ronald Syme es einmal ausdrückte, eine politische Waffe und kein auf Kongenialität basierendes Gefühl war,<sup>60</sup> erweist sich das *Schreiben an sich* als das Entscheidende an dieser Waffe und nicht, was damit produziert wurde.

Nach Shane Butlers Ansicht kann bezweifelt werden, ob Cicero hier die Wahrheit sprach. Seine Briefe *ad familiares*, *ad Brutum*, *ad Quintus fratrem* und *ad Atticus* waren geradezu durchdrungen von der Praxis *sua manu* zu schreiben. Doch Cicero schreibt nicht nur *sua manu*, immer wieder *schreibt* er auch, dass er selbst schreibt. Vertraut mit dem Gebrauch eines *lectors*, eines Sklaven-Lesers, musste man den privilegierten Römern Intimität erst buchstabieren. Auch aus diesem Grunde hörte das Schreiben der Schreibszene nie auf. Folglich kannten die römischen Literaten alles Wissenswerte zu den Technologien der alphabetischen Hand(-schrift). Cicero an Quintus: „Mit Feder und Tinte, nicht zu dick und nicht zu dünn, dazu auch einem Blatt

54 Siehe Miller, A. B., *Roman Etiquette of the Late Republic*, Lancaster, 1914, S. 61 f.; McDonnell, Myles, „Writing, Copying, and Autograph Manuscripts in Ancient Rome“, in: *Classical Quarterly* 46/1996, S. 474 f. Vgl. Horsfall, Nicholas, „Rome Without Spectacles“, in: *Greece & Rome*, 1/1995, S. 49-54.

55 Zum System der *amicitia* allgemein findet sich die beste Erörterung immer noch bei: Taylor, L. R., *Party Politics in the Age of Caesar*, Berkely, 1949, S. 7 ff.

56 Cic. *Att.* 8.13. Cf. 2.23; 7.13; 10.3a. Siehe auch *QFr.* 2.2. (dt. Übers. Kasten, Helmut, *Atticus-Briefe*, München: Heimeran Verlag, 1976.

57 Ov. *Trist.* 3.3.

58 Cic. *Phil.* 2.8.

59 Siehe die Analyse in Shane Butlers Studie zur Rolle des Schreibens in Ciceros Reden, *The Hand of Cicero*, London & New York, 2002, S. 118 f.

60 Siehe Syme, Ronald, *The Roman Revolution*, Oxford, 1939, S. 12.

(mit Elfenbein) geglätteten Papiers mache ich mich ans Werk. Denn, wie Du schreibst, hast Du meinen letzten Brief kaum lesen können. Daran ist nichts von alledem schuld, was Du vermutest; weder war ich beschäftigt noch verstört noch erbost auf irgend jemanden; vielleicht mache ich es immer so, dass ich die erste beste Feder nehme, die mir in die Finger kommt, ohne nach der Güte zu fragen.“ (*Calamo bono et atramento temperato, charta etiam dentata res agentur. Scribis enim, te meas litteras superiores vix legere potuisse; in quo nihil eorum, mi frater, fuit, quae putas. Neque enim occupatus eram, neque perturbatus nec iratus alicui; sed hoc facio semper, ut, quicumque calamus in manus meas venerit, eo sic utar, tamquam bono.*)<sup>61</sup>

Er war darin nicht allein. Tatsächlich fanden einflussreiche Bürger erstaunlich oft einen Schreibstift in ihren Händen. Es heißt, Julius Cäsar sei es gelungen, einen seiner Attentäter, von denen übrigens viele ihre Dolche in Schreibfächern verborgen hatten, mit einem Schreibstift zu verletzen, den er für die alltäglichen Senatsgeschäfte in der Hand hielt und wie einen Dolch zur Verteidigung einsetzte.<sup>62</sup> Ist diese Anekdote im Bezug auf ihre Beweisbarkeit auch fraglich, so ist sie wohl unzweifelhaft als Aussage zum römischen Diskurs, in dem Politik und die Materialität des Schreibens offensichtlich unentwegt in Verbindung stehen. Doch legt diese spektakuläre Vermischung von Schreiben und Töten im Kampf um die Macht in der späten Republik nicht nahe, dass die wahre Antwort auf die Frage, warum Römer aller Art geneigt waren, selbst zu schreiben, über das System der *amicitia* hinausgeht und stattdessen auf der Ebene imperialer Herrschaft zu suchen ist? Denn was genau wäre Rom ohne seine Schriften? Seit den Punischen Kriegen hatte sich Rom in der Verwaltung seiner Eroberungen zunehmend auf das Alphabet verlassen.<sup>63</sup> Schreiben als eine Form des Archivierens, der Überwachung und der Befehlsgewalt war für die aristokratische Herrschaft über das Imperium unabdingbar, wie schon die ‚ursprüngliche‘ Bedeutung des Wortes „Imperium“ beweist: „Befehl“, „Anweisung“, „Vorschrift“.<sup>64</sup> Imperiale Macht implizierte das Versenden von Befehlen, in anderen Worten: das Versenden von Briefen.<sup>65</sup> Also waren die Voraussetzungen für die römische Herrschaft eben diese guten Schreibstifte, die wohlgemischte Tinte und das mit Ebenholz geglättete Papier, auf die Cicero verweist – nicht zu vergessen: sein Sklave, der Briefträger, der den fraglichen Brief überreichte. Andererseits waren diese Bedingungen den Bedürfnissen eines gewaltigen Reichs nicht angemessen; und tatsächlich wurde es schwierig, politische Kontrolle über das ganze Territorium der späten Republik zu halten. Ernst Posner hat zu Recht in Frage gestellt, ob Rom mit seiner Abhängigkeit von schwe-

61 Cic. *QFr.* 2.15 b. Natürlich bezieht sich „Papier“ in der Übersetzung auf Schreibmaterial, das aus Papyrus gewonnen wurde (*charta*).

62 Siehe Dio Cass. 44.16; Suet. *Iul.* 82. Cf. Horsfall, Nicholas, „Methods of Writing, Memorisation, and Research“, in: *Journal of Roman Archeology* 11/1998, S. 566.

63 Cf. Harris, *Ancient Literacy*, S. 206, 232.

64 Siehe Seeck, O., *Geschichte des Untergangs der Antiken Welt*, Bd. 2, Darmstadt, 1966, S. 112.

65 Siehe Siegert, Bernhard, „The Fall of the Roman Empire“, in: *Materialities of Communication*, hg. v. H. U. Gumbrecht & K. L. Pfeiffer, Stanford, 1994, S. 305.

ren hölzernen Schreibtafeln (mit Ebenholz geplättetes Papier war selbst für Cicero ein Luxus) seine Macht auf lange Sicht hätte aufrecht erhalten können,<sup>66</sup> insbesondere, so könnte man hinzufügen, da es über kein Postsystem verfügte. Nichtsdestotrotz kam es zu einer raschen Veränderung der Schreibstandards als Ägypten im Jahre 30 v. Chr. erobert wurde und Papyrus in großem Rahmen eingeführt wurde und Holz und Wachs als imperiale Schreibmaterialien ersetzte. Und als Augustus als nächsten Schritt ein kaiserliches Postsystem einrichtete, den berühmten *cursus publicus*,<sup>67</sup> um Leichtpapyrus aus Rom zu den Verwaltungs- und Militärbehörden in die Provinzen und wieder zurück zu schicken, schuf er damit neue und angemessenere Voraussetzungen für das Imperium. Zufällig eröffnet die Erweiterung der Perspektive von der materiellen Mikrophysik der Macht hin zu ihrer (immer noch materiellen) Makrophysik auch eine neue Perspektive auf die faszinierende Frage, warum Grammatik- und Rhetorikfragen jeden Aspekt intellektueller Aktivitäten in Rom durchdrangen und die Aufmerksamkeit nicht nur der feinen Herren und Gelehrten wie C. Lucilius oder L. Aelius Stilo beanspruchte, sondern auch der Staatsmänner vom Kaliber eines Cäsars, Asinius Pollio oder Messius Corvinus. Wenn das *Imperium* sich durchsetzen sollte, musste die Doppeldeutigkeit geschriebener Befehle auf ein Minimum reduziert werden. Für die Herrschaft über den *orbis terrarum* war es einfach nötig, Informationen, die für das aufsteigende Kaiserreich lediglich aus alphabetischen Signifikanten oder *litterae* bestanden, genau zu steuern.

Und dies bringt uns zurück zur Bedeutung der Praxis *sua manu* zu schreiben. Um die Befehle, ohne die sich das Imperium auflösen würde, herauszugeben, zu empfangen und zu archivieren, hatte Rom keine andere Wahl, als die alphabetische Hand(-schrift) von Sklaven so gut auszubilden wie die von Bürgern der unteren wie der oberen Schichten.<sup>68</sup> Selbst die Hand(-schrift) der Eliten musste diszipliniert werden, denn die Macht der Briefe stand in direktem Zusammenhang mit ihrer Fähigkeit, ihre Befehle vor jedem außer ihrem eigentlichen Adressaten zu verbergen. Anders gesagt musste man, wollte man Geheimhaltung gewährleisten, letztlich ohne Privatsekretär auskommen. Quintilian macht kein Geheimnis aus der Wichtigkeit von Geheimschriften in Rom, wenn er sagt, dass man seine Hand(-schrift) kultivieren müsse, um geheime und vertrauliche Briefe schreiben zu können (*epistolae secretis et familiaribus*).<sup>69</sup> Der offensichtliche Beweis für die Wahrheit dieser Aussage findet sich in den *Epistulae*, der politischen Korrespondenz Ciceros, bei der er nie anders als mit eigener Hand über seine eigene Hand(-

66 Siehe Posner, Ernst, *Archives in the Ancient World*, 1972, S. 186.

67 Obwohl es während des Prinzipats eingeführt wurde, hatte das System seine weniger fortgeschrittenen Vorgängermodelle schon während der Republik; siehe Holmberg, Erik J., *Zur Geschichte des Cursus publicus*, Uppsala, 1933, S. 33-59.

68 Nach Harris [waren] „[m]any people [...] more or less deeply involved in the writing and reading, and also in the delivery, storing and retrieving of the resulting texts – an aspect of Roman life which historians have greatly neglected“. Dennoch war eine generelle Alphabetisierung noch unbekannt, und der gesellschaftliche Rahmen für Bildung wie für die Lese- und Schreibfähigkeit blieb begrenzt; siehe *Ancient Literacy*, S. 206. Zum Thema Schreibfähigkeit unter Legionären und Sklaven siehe auch S. 253-259.

69 *Inst.* I.1, 29.

schrift) schrieb. In einem Brief an Atticus zum Beispiel unterbricht er sich plötzlich und sagt: „Aber jetzt will ich eigenhändig schreiben, denn was nun kommt, muß ein wenig diskret behandelt werden“ (*Sed ad meam manum redeo, erunt enim haec occultius agenda.*)<sup>70</sup> Dieses geheime Schreiben hörte nicht auf, bis Mark Anton, vor Wut über Ciceros geschriebene Reden, nicht nur den Kopf des größten aller klassischen Redner, sondern auch seine rechte (d. h. seine alphabetische) Hand abschlagen ließ. Zur Strafe und Abschreckung wurde sie öffentlich im Forum Romanum aufbewahrt.<sup>71</sup>

## 2. Notae

Tatsächlich endete die Geschichte des klassischen Schreibens bereits bevor sie begonnen hatte. Am 5. Dezember des Jahres 63 v. Chr. hielt Cato der Jüngere seine Rede zur Catilinarischen Verschwörung. Plutarch schreibt, „es heißt, dass dies die einzige erhaltene Rede Catos ist, denn der Konsul Cicero hatte zuvor Personen, welche durch ihre schnelle Schrift auffielen, Kurzschriftsymbole gelehrt, welche in wenigen schnellen Zügen, die Aussagekraft mehrerer Buchstaben hatten, und er hatte diese Personen überall im Senatsgebäude verteilt, jeden an einem anderen Ort. Denn bis zu dem Moment wurden noch keine Kurzschrift-Schreiber beschäftigt.“<sup>72</sup> Was also vermutlich von Ciceros Sekretär Tiro<sup>73</sup> im Jahre 63 v. Chr.<sup>74</sup> erfunden wurde, war Kurzschrift, die so genannten tironischen Noten, oder auch *Ta-*

70 Cic. *Att.* 11.24. Cf. *Att.* 2.20; *Att.* 11.2. Weitere Beispiele finden sich in: McDonnell, „Writing, Copying“, S. 475.

71 Siehe Plut. *Cic.* 48.6, wo betont wird, dass Mark Anton für das Abschlagen der Hände entschied, da sie die Philippika geschrieben hatten. Siehe auch die etwas andere Version in: *Ant.* 20.3. Vgl. Homeyer, Helene, *Die antiken Berichte über den Tod Ciceros und ihre Quellen*, Baden-Baden, 1964, S. 14; Butler, *The Hand of Cicero*, S. 1 ff.

72 Plut. *Cat. Min.* 23.3. Vgl. Cic. *Sull.* S. 41 f.

73 Wieder entdeckt von J. Trithemius taufte Jacques Gohory die Noten im Jahre 1550 „Tyrionis notae“, da der von Cicero freigelassene Marcus Tullius Tiro von mehreren antiken und mittelalterlichen Quellen als ihr Erfinder erwähnt wird; siehe Boge, Herbert, *Griechische Tachygraphie und Tironische Noten*, Hildesheim & New York, 1974, S. 5; siehe auch Mentz, Arthur, *Die Tironischen Noten. Eine Geschichte der Römischen Kurzschrift*, in: *Arch. f. Urk.* 16 (1939), S. 287 ff und 17 (1942), S. 155 ff; Mentz, *Geschichte der Kurzschrift*, Wolfenbüttel, 1981, S. 13-16; Vgl. Marchioli, Nicoletta Giovè, Art. „Tachygraphie“, in: *Der Neue Pauly*, Bd. 11, 2001, S. 1205-1207.

74 Über den Zeitpunkt der Erfindung wurde viel debattiert; ursprünglich in der Zeitschrift *Archiv für Stenographie*, wo der größte Teil der Grundlagen zum Thema Tachygraphie im frühen 20. Jahrhundert erarbeitet wurde. In den Ausgaben 56/1905 des *Archivs für Stenographie* hält Arthur Stein den 5. Dezember des Jahres 63 v. Chr. für das Entstehungsdatum. („Die Stenographie im römischen Senat“, S. 177-186), wohingegen Otto Morgenstern den Einwand machte, dass die erwähnte Schnellschrift nicht auf die Tachygraphie angewandt werden konnte, weshalb stattdessen Ciceros Verteidigung des Milo im Jahre 52 v. Chr. als das korrekte Entstehungsdatum gelten müsse („Cicero und die Stenographie“, S. 1-6). In Reaktion auf diese Debatte argumentiert McDonnell, dass Cicero in seinen Aufzeichnungen der Verhandlungen das Wort *perscribere*, „voll ausschreiben“ (*Cic. Sull.* 41 S.) verwendet, was darauf hinweist, dass Tachygraphie noch nicht in Gebrauch gewesen ist, denn das lateinische Wort für Kurzschrift ist *excipere*; siehe McDonnell, „Writing, Copying“, S. 474 n. 23. Nach Butlers Ansicht jedoch „können wir kaum annehmen, dass die Bestandteile des Wortes *scribere* ihre Bedeutung so kurz nach Einführung der Technik um

*chygraphie*, wie der heutzutage gebräuchliche Begriff für das antike System lautet.

Wie Plutarch erkannt hatte, sollte diese Erfindung nicht nur einen neuen Beruf einrichten, sondern sich vor allem auf das auswirken, was nun aufgezeichnet werden konnte. Selbst Bereiche des Diskurses, die bislang nicht aufgezeichnet werden konnten, konnten nun niedergeschrieben und folglich verfügbar gemacht werden. Zum Beispiel wurden die regelmäßigen Aufzeichnungen der bis dahin vertraulichen Senatsvorgänge, die Julius Cäsar während seines Konsulats im Jahre 59 v. Chr. veranlasste, nur möglich dank der Tachygraphie.<sup>75</sup> Cäsar, der schon vier Jahre zuvor die Wirkung vollständiger tachygraphischer Aufzeichnungen untersuchen konnte, hatte offenbar vor, die Autonomie und Autorität des Senats zu unterminieren, indem er ihn dem öffentlichen Blick aussetzte.<sup>76</sup> Auf diese Weise war das, was am 5. Dezember im Jahre 63 v. Chr. erfunden worden war, mehr als nur eine neue Schreibtechnik; es war eine neue Art Macht des Archivs.

Während bei der alphabetischen Lautanalyse die Zeichen für Phoneme stehen, stehen die Zeichen bei der tachygraphischen Entsprechung für Wörter und ihre Endungen. Dies bedeutete, dass ein Zeichen mehreren Phonemen zugeordnet sein konnte und ein Phonem mehreren Zeichen. Wiederum war die Tachygraphie im Gegensatz zum Alphabet, dessen analytisches Prinzip universell war, ein Schreibsystem zweiten Grades innerhalb der lateinischen Sprache; das System konnte keine Wörter in anderen Sprachen aufzeichnen, da Tachygraphie nicht gesprochene Laute zerlegte, sondern lediglich lateinische gesprochene Laute. Darüber hinaus konnte die Tachygraphie nach dem Prinzip „ein Zeichen ein Wort“ (oder manchmal auch „zwei Zeichen ein Wort“), nicht mit nur 23 Zeichen auskommen. Bis zum Jahre 1000 a. D., als die tironischen Noten von karolingischen Schreibern voll entwickelt worden waren, gab es annähernd 13.000 Zeichen.<sup>77</sup> Als Technik zur Lautanalyse hatte das System in der Tat Mängel. Doch was ihm an analytischer Präzision, linguistischer Reichweite und semiotischer Ökonomie fehlte, gewann es an Zeit. Dank der Tachygraphie konnte die Schrift erstmals mit der Geschwindigkeit des gesprochenen Wortes mithalten. Cicero erwähnt, dass Tiro, der mit seiner tachygraphischen Schrift „ganze Sätze auf einmal aufzeichnen kann“ (*totas nepioxaz persequi solet*), viel schneller ist als Spintharus, ein Sekretär, der wegen seiner Beschränkung auf die Alphabetschrift nur in der Lage ist, Diktate „Silbe für Silbe“ (*syllabatim*)<sup>78</sup> aufzunehmen. In anderen Worten war Tachygraphie Schreiben als Echtzeitanalyse und somit dem zeitkritischen Prinzip von Edisons Phonograph fast 2000 Jahre voraus.

den Gebrauch der Kurzschrift herum eingestellt haben“; siehe Butler, *The Hand*, S. 91 n. 28.

75 Siehe Suet. *Jul.* 20.

76 Siehe Harris, *Ancient Literacy*, S. 206; Butler, *The Hand*, S. 92.

77 Die Zeichen wurden gesammelt in: *Commentarii Notarum Tironiarum*, hg. v. W. Schmitz, Leipzig, 1893.

78 Cic. *Att.* 13.25.



Mit den Jahren verließ sich auch Cicero, der *sua manu*-Schreiber, immer mehr auf die Tachygraphie, selbst in seinen Briefen an Atticus: „Glaub' nicht, dass es Faulheit ist, wenn ich Dir nichts eigenhändig schreibe, nein, es ist wirklich nichts anderes als – nun eben Faulheit, anders kann ich es nicht nennen. Indessen meine ich auch in Deinem Brief Alexis' Hand zu erkennen [= Atticus' Sekretär]“ (*Noli putare pigritia me facere, quod non mea manu scribam, sed mehercule pigritia. Nihil enim habeo aliud, quod dicam. Et tamen in tuis quoque epistulis Alexim videor adgnoscerem.*)<sup>79</sup> In anderen Briefen wird deutlich, dass Cicero selbst auch Kurzschrift beherrschte und verwendete.<sup>80</sup> Cicero und Atticus waren jedoch nicht die einzigen, die zur Tachygraphie neigten. Wenn Suetonius die zahlreichen Tugenden und Fachkenntnisse des Titus auflistet, fügt er hinzu: „Viele Personen haben mir erzählt, er habe sich geübt, auf das Geschwindeste in Kurzschrift nachzuschreiben und dabei sich oft mit seinen Schreibern zum Scherz in einen Wettstreit einzulassen. Auch verstand er alle Handschriften nachzumachen, die er irgendeinmal gesehen hatte. Deshalb habe er oft erklärt, er hätte der größte Fälscher sein können.“ (*E pluribus comperi, notis quoque excipere velocissime solitum, cum amanuensibus suis per ludum iocumque certantem, imitarique chirographa quaecumque vidisset, ac saepe profiteri maximum falsarium esse potuisse.*)<sup>81</sup> Obwohl der Kurzschrift kundige Kaiser in Rom die Ausnahme blieben, belegt Titus „Graphomanie“ die hohe Wertschätzung der Tachygraphie im Kaiserreich.

Tatsächlich kann seine Wirkung auf Rom schwerlich unterschätzt werden.<sup>82</sup> Sowie Sekretäre ihre Kurzschrift geübt hatten, war die einst lästige Angelegenheit des Diktierens deutlich vereinfacht. Aus diesem Grund wurde das Diktat und nicht das Schreiben *sua manu* zur üblichen Schreibpraxis im ersten Jahrhundert des Prinzipats. Quintilian erkannte als Erster, dass die Erfindung der Tachygraphie für die römische Briefschreibkunst lebensbedrohlich wurde, und verdammt die Modeerscheinung (*deliciae*), Briefe im Diktat zu verfassen.<sup>83</sup> „Denn während der Arbeit eigenhändig zu schreiben, (ist) so wichtig und der einzige Weg, wirkliche Fortschritte von Grund auf zu erzielen. (...)“ (*nam cum sit in studiis praeipuum, quoque solo verus ille profectus et altis radicibus nixus paretur, scribere ipsum [...]*).<sup>84</sup> Schon 150 Jahre zuvor hatte Cicero in *De oratore* ein ähnliche Argument vorgebracht: „Der Schreibstift ist der beste und bedeutendste Autor und Lehrer der Redekunst“ (*Stilus optimus et praestantissimus dicendi effector ac magister*).<sup>85</sup> Er erklärt, dass selbst sorgfältig bedachte Rede dem schriftlich

79 Cic. Att. 16.17.

80 Cic. Att. 13.32.

81 Suet. Tit. 3.2. (dt. Übersetzung in: *Cäsarenleben*, hg. v. Max Heinemann, Stuttgart: Alfred Kröner Verlag, 1951.

82 Marrou betont die Wichtigkeit der Tachygraphie so weit, dass er eine groß angelegte Studie zur Bedeutung der Tachygraphie in der Literatur, Verwaltung und dem kirchlichen Leben im Römischen Imperium fordert; siehe *Histoire*, S. 564 f (vgl. Fußnote 99 unten).

83 Inst. X.3.19.

84 Inst. I.1.28.

85 De Orat. I.33.150; cf. Orat. 200.

verfassten Text unterlegen sei, der das Ergebnis von gewissenhafter Arbeit sei, und er fügt hinzu, dass Gedanken und brillante Redewendungen spontan in die Schreibspitze flössen. Dieses Lob der Schreibkunst wäre nicht ausgesprochen worden, wenn die Redner so viel geschrieben hätten, wie sie sollten. Cicero wusste aus eigener Erfahrung, warum dies nicht so war: „denn es [das Schreiben] bereitet große Mühen, denen wir gerne entfliehen“ (*est enim magni laboris, quem plerique fugimus*).<sup>86</sup> Demnach lag der Grund für diese Zurückhaltung beim Schreiben in der Materialität der Schreibpraxis an sich. Auf den ersten Blick scheint Quintilian in *Institutio* diese Argumente nur zu wiederholen. Aber im Folgenden macht der Rhetor deutlich, dass die Notwendigkeit des Schreibens aus einem ganz anderen Grunde hervorgehoben werden muss: Roms *honestis* neigten dazu, schnelles und gutes Schreiben zu vernachlässigen (*Non est aliena res, quae fere ab honestis negligi solet, cura bene ac velociter scribendi*).<sup>87</sup> Nach Quintilians Meinung war die Ausbildung der alphabetischen Handschrift unmodern geworden, und der Grund dafür hieß Tachygraphie. Vor dem ersten Auftreten der Schnellschrift hatten die Römer alle möglichen Gründe *sua manu* zu schreiben: Einer davon war, wie wir sehen konnten, dass das *syllabitim* Diktieren unpraktisch und eine oftmals unzuverlässige, langsame und zeitraubende Angelegenheit war. Die Technik der Tachygraphie machte die rationale Basis der Alphabetschrift zunichte und sowie sie sich rasch über weite Kreise der Gesellschaft des frühen Prinzipats<sup>88</sup> ausbreitete, konnten Roms *honestis* das Schreiben einfach ihren Sekretären überlassen und sich leichten Herzens erlauben, so genannte „langsame Schreiber“ – also unzureichend ausgebildete Schreiber<sup>89</sup> – zu werden, ohne sich der viel zu komplizierten Diktatsituation aussetzen zu müssen.

Allerdings sind weder alle *honestis* Roms über Nacht zur Tachygraphie übergegangen, noch hörten sie von einem Tag zum anderen auf, mit der Hand zu schreiben.<sup>90</sup> Aus der Sicht der Medienarchäologie geht es vielmehr darum, dass *Institutio* den entscheidenden Durchbruch und die qualitativen (nicht die quantitativen) Auswirkungen der Einführung einer neuen Schreibtechnik verzeichnet. Der Brauch, *sua manu* zu schreiben, lebte natürlich noch weiter, jedoch mehr als eine Art Spielverlängerung, so wie alte Bräuche oft noch lange weiter existieren, nachdem sie längst schon überholt worden sind. So konnte die römische Alphabetschrift im späten ersten Jahrhundert n. Chr. weiterhin als Gegenstand in Sätzen erwähnt werden. Das wird z. B. bei Seneca konstatiert, als der Schreiber feststellt, dass: „Schon wollte ich schließen: meine Hand schickte sich an, das ‚Lebewohl‘ hinzu-

86 Ibid.

87 *Inst.* I.1.28.

88 Boge, *Griechische Tachygraphie*, S. 65.

89 Vgl. Harris, *Ancient Literacy*, S. 249; S. 318.

90 So hat McDonnell möglicherweise recht, wenn er entgegen Harris konstatiert, dass die oben zitierten Textstellen bei Quintilian „die Behauptung, dass die oberen Schichten kaum schrieben, nur auf fragwürdige Weise stützten“, denn „es gibt Belege, dass Römer oberster sozialer Schichten tatsächlich mit eigener Hand schrieben“; siehe McDonnell, „Writing, Copying“, S. 473.

schreiben“[. . .] (*Desinere iam volebam et manus spectabat ad clausulam [. . .]*).<sup>91</sup> Doch war das noch fortdauernde Schreiben von Schreibszenen bereits veraltet, seit die Tachygraphie ihre eigenen Schreibszenen produzierte, aufgeführt in tachygraphischer Schrift und als Satzgegenstand.

Currant verba licet, manus est velocior illis.  
Nondum lingua suum, dextra peregit opus.

Mögen die Worte auch eilen, die Hand ist schneller als sie:  
ehe die Zunge ihr Werk vollbracht hat, hat es schon die Rechte.

Albeit the words speed, the hand is swifter than they:  
not yet has the tongue, the right [hand] has finished its work.<sup>92</sup>

In diesem Epigramm beziehen sich Hand und Zunge nicht auf dieselbe Person; Martials Aussage wäre sonst selbstverständlich gegenstandslos. Auch wenn wir nicht wissen, um wessen Zunge es sich handelt, so wissen wir doch, um wessen Hand es geht, da der Titel des Epigramms „Notarius“ heißt: Tachygraph. Das Epigramm über den *notarius* spiegelt das Erstaunen wieder, das der *sua manu*-Schreiber – und ein solcher war Martial sicherlich – angesichts der Tachygraphie empfunden haben muss. Die *notarii* waren nicht nur in der Lage, ebenso schnell zu schreiben, wie gesprochen wurde; sie schrieben sogar noch schneller. Doch die wundersame Fähigkeit der Tachygraphie, Worte aufzuzeichnen, die noch nicht einmal (vollständig) ausgesprochen worden waren, ist vermutlich nicht das Bemerkenswerteste an diesem Epigramm. Tatsächlich sollte uns stattdessen die tiefsinnige Implikation seiner bloßen Existenz Unbehagen bereiten. Denn eine tachygraphische Schreibszenen kann nur entstehen, wenn es im Herzen der römischen Medienordnung dort zur Trennung kommt, wo Produktion und Aufzeichnung von Rede aufeinander treffen. Nach Martial war dies nicht mehr der Fall. Um *litterae* zu produzieren, verließen sich die *honestis* nicht mehr auf ihre eigenen Hände, sondern mussten nur ihren Mund öffnen und lossprechen.

Doch selbst wenn es aufstrebenden Rednern des ersten Jahrhunderts einigermaßen gelang, die Disziplinierung ihrer Hände in der Grammatikschule zu vermeiden, so mussten sie sich doch einer anderen Handtechnik unterwerfen, um sich Diskurs zugänglich zu machen. Ohne das *exordium*-Zeichen, der Eröffnung einer Rede, die der Redner mit seiner Hand vollzog, wären die Gerichtshöfe Roms nie zur Ruhe gekommen. Und dies war nicht die einzige Geste, die ein Redner beherrschen musste, um sich *auctoritas*, Autorität, zu verschaffen.<sup>93</sup>

Quintilian beschreibt detailliert ganze dreiundzwanzig verschiedene Handgesten, die die korrekte Rede begleiten sollen und ebenso viele inkorrekte Gesten, die es zu vermeiden galt. Diese Gesten waren in Ciceros

91 Sen. *Ep.* 26.8; dt. Übersetzung auf: <http://www.gottwein.de/Lat/sen/epist.026.htm>.

92 Mart. *Ep.* XIV 208. Loeb übersetzt von Ker, Walter C. A., Buch II, S. 513.; dt. Übersetzung auf <http://www.operone.de/spruch/spr/sprm07.htm>.

93 *Inst.* XI.3.184.

Zeit vielleicht nicht gänzlich unbekannt, doch in *De Oratore* werden Gesten nur allgemein erwähnt.<sup>94</sup> Auf diese Weise spiegeln die detaillierten Beschreibungen in *Institutio* die Professionalisierung der Redekunst unter dem Prinzipat. Es gab Gesten der Zustimmung, der Verwunderung, der Zurückhaltung, der Fragestellung, der Befürwortung, der Überraschung und so weiter. Diese Gesten waren nicht nur in sich komplex, sie mussten ebenso unterscheidbar sein von den Zeichen für Zahlen, die die Römer entwickelt hatten, um mit den Fingern zählen zu können. Nach Quintilian konnte das Krümmen des Daumens bedeuten, eine Tasse zu verlangen, Prügel anzudrohen oder auch die Zahl 500 (all das sollten ernstzunehmende Redner aus für uns unerfindlichen Gründen vermeiden).<sup>95</sup> Aber es gab für den Redner andere und vielleicht sogar dringlichere Probleme zu bedenken. Zunächst und zuallererst sollten die rhetorischen Gesten die Rede auf korrekte Weise begleiten: „die Hand müsse ihre Bewegung zusammen mit dem Sinn der Worte beginnen und enden“ sagt Quintilian (*manus cum sensu et inciperet et deponeretur*).<sup>96</sup> Daraus folgt, dass jeder Gedanke im Prinzip eine eigene Geste hatte, und da eine Rede aus einem Gedankengang besteht, musste die Hand des Redners diesen Satz in Gänze begleiten. Rhetorik war auch in diesem wenig diskutierten Sinne von Regeln beherrscht: der Redner beherrschte eine begrenzte Anzahl von Gesten, denen ihrerseits ein begrenzter Satz von Situationen und Gefühlen zugeordnet war; und aus der Kombination dieser Gesten sollte Rede produziert werden.<sup>97</sup> In diesem Sinne könnte man behaupten, dass die Technik der Rednerhand nicht nur bestimmte, wie eine Rede gehalten, sondern auch, was gesagt wurde.

Dies mag kein Problem dargestellt haben. Im Gegenteil konnte die Technik der Rednerhand als Hilfsmittel und als Schwelle gegenüber dem überreichlichen Redefluss angesehen werden, in einer Situation, in der die durch Tachygraphie ermöglichte Echtzeit-Aufzeichnung praktisch jede Schwelle entfernt hatte. Wenn Dank der Tachygraphie alles, das gesprochen wurde, aufgezeichnet werden konnte, waren die *litterae* in Gefahr, zu einer exakten Kopie der Geschichte an sich im symbolischen Bereich zu werden.<sup>98</sup> Tatsächlich wurde es die *Naturalis historia*, das nie vollendete Werk Plinius des Älteren, dessen überaus produktiver Einsatz eines Tachy-

94 *De oratore*, III. Ivi. 219.

95 *Inst.* XI.3.117.

96 *Inst.* XI.3.106.

97 *Inst.* XI.3.109.

98 Dass die Möglichkeiten der Tachygraphie als bedrohlich empfunden werden konnte, wird im römischen Recht deutlich, nach dem tachygraphische Testamente als ungültig galten (*notis scriptae tabulae non continentur*). Das Argument für diese Entscheidung, das der große Jurist Paulus vorbrachte, war schlicht, dass „tachygraphische Notizen keine Buchstaben seien“ (*notas litteras non esse*). Da eine Ausnahme von dieser Regel nichtsdestotrotz akzeptiert wurde, nämlich die Testamente (sterbender?) Soldaten, scheint es wahrscheinlich, dass das Problem mit den Notizen nicht die Transparenz des Mediums war, sondern seine Echtzeit-Analyse. Da die Tachygraphie Rede als Ganzes aufzeichnete, einschließlich aller Versprecher, drohten Testamente unerwünschte Worte und ernstliche Doppeldeutigkeiten zu enthalten, siehe Boge, *Griechische Tachygraphie*, S. 65.

graphen bei jeder erdenklichen Gelegenheit, sogar – zum Erstaunen seiner Mitbürger – nach dem Baden, dieses und weitere neunzig inzwischen verloren gegangene Werke und weitere einhundertsechzig Bände von ebenfalls verloren gegangenen Auszügen produzierte. So ging er, nach seinem Neffen Plinius, dem Jüngeren, dabei vor:

In itinere quasi solutus ceteris curis huic uni vacabat; ad latus notarius cum libro et pugillaribus, eius manus hieme manicis muniebantur, ut ne caeli quidem asperitas ullum studiis tempus eriperet; qua ex causa Romae quoque sella vehebatur. Repeto me correptum ab eo, cur ambularem. ‚Poteras‘, inquit, ‚has horas non perdere‘; nam perire omne tempus arbitrabatur, quod studiis non impertiretur.

Auf Reisen widmete er sich, sozusagen aller Sorgen ledig, allein dieser Tätigkeit; ihm zur Seite mit Buch und Schreibtafel ein Ste-nograph, dessen Hände im Winter durch Handschuhe geschützt wurden, damit nicht einmal raues Wetter den Studien einen Augenblick entzöge; darum bediente er sich auch in Rom einer Sänfte. Ich muss noch daran denken, wie er mich zur Rede stellte, weshalb ich zu Fuß ginge. „Du hättest diese Stunden nicht zu verlieren brauchen“, sagte er; er hielt nämlich jeden Augenblick für verloren, der nicht auf die Studien verwandt wurde.<sup>99</sup>

Mit der richtigen Ausrüstung konnten nicht einmal Naturgewalten die Kurzschrift Roms davon abhalten, über die Wachstafeln der *pugillaria* zu eilen. Indem er sich von Örtlichkeiten unabhängig machen wollte, wurde Plinius der Ältere zu einem ergebenen Diener der Zeit, da seiner steten Produktion von Büchern und Auszügen nicht eine einzige Stunde, Minute oder sogar Sekunde verloren gehen sollte. Am Ende sollte diese Zeitökonomie jedoch fatale Folgen haben, denn bei seinem tachygraphiegestützten Versuch, das Zeitgeschehen mit seiner Erzählung zusammenzufügen, konnte keine Echtzeitanalyse verhindern, dass er unter den realen und feindseligen örtlichen Gegebenheiten litt. Während er seine Beobachtungen des Ausbruchs des Vesuvs im Jahre 79 n. Chr. machte und diktierete (*dictaret enotaretque*), kam er durch genau die Naturgewalten ums Leben, vor denen er die Tachygraphie schützen wollte.<sup>100</sup> Ohne seinen ebenso tachygraphisch eingestellten Neffen, der, einst gerügt, so stolz war, sich einer Schreibpraxis zu unterwerfen, die beinahe so streng war wie die seines Onkels, wüssten wir nichts von diesem fast vergessenen Tod durch Diktat. Ob ironisch oder bemerkenswert, die tödliche Auswirkung der Tachygraphie wurde der Nachwelt mit Hilfe der Tachygraphie überliefert, denn die Briefe des Jüngeren Plinius wurden höchstwahrscheinlich diktiert und erst später in alphabetische Schrift übertragen.<sup>101</sup>

99 Plin. *Ep.* 3.5; dt. Übersetzung auf: <http://home.t-online.de/home/prehfeld/pli3ue05.htm>.

100 Plin. *Ep.* 6.16.

101 Vgl. Plinius' eigene Anmerkungen zu seiner Schreibpraxis in *Ep.* 9.36.

Für Quintilian war Plinius der Ältere nicht das einzige Opfer der Schreibmoden seiner Zeit. Im Gegenteil konnte man, wo immer Rhetorik gelehrt wurde, mit Opfern rechnen, sonst hätte er die „Mode“ oder den „Luxus“ (*deliciis*) des Diktierens in dem Buch, das Knaben zu Literaten machen sollte, nicht so eingehend hinterfragt.

Nam in stilo quidem quamlibet properato dat aliquam cogitationi moram non consequens celeritatem eius manus; ille cui dictamus urget, atque interim pudet etiam dubitare aut resistere aut mutare quasi conscium infirmitatis nostrae timentes. Quo fit, ut non rudia tantum et fortuita, sed impropria interim, dum sola est connectendi sermonis cupiditas, effluant, quae nec scribentium curam nec dicentium impetum consequantur. [...] Tum illa, quae altiorem animi motum sequuntur quaeque ipsa animum quodammodo concitant, quorum est iactare manum, torquere vultum, frontem et latus interim obiurgare [...] etiam ridicula sunt, nisi cum soli sumus.<sup>102</sup>

Denn mag der Stift, wenn man schreibt, auch noch so fliegen, so bietet doch zum Nachdenken die Hand, die der Schnelligkeit der Gedanken nicht folgen kann, eine gewisse Ruhepause. Der Stenograph aber, dem wir diktieren, drängt weiter, manchmal schämen wir uns, auch nur uns zu bedenken, innezuhalten oder zu ändern, als scheuten wir einen Mitwisser unserer Unsicherheit. So kommt es, daß uns, während wir nur darauf aus sind, den Redestrom nicht abreißen zu lassen, nicht nur Ungeglättetes und vom Zufall Bestimmtes von der Lippe fließt, was weder an die Sorgfalt, mit der man schreibt, noch an den Schwung, mit dem man redet, herankommt. [...] Sodann auch all das, was sich einstellt, wenn wir uns freien Lauf lassen, und was uns doch auch in gewisser Weise anregt, so das Emporhalten der Hand, das Verziehen des Gesichts und alles, was Persius andeutet, wenn er, um die Art oberflächlicher Rede kenntlich zu machen, sagt, [...] all das wirkt geradezu lächerlich, wenn wir nicht für uns allein sind.

Quintilians Kritik des tachygraphischen Diktats ist Medienarchäologie *avant la lettre*. Indem er die inhärenten Diskrepanzen zwischen der Geschwindigkeit der Gedanken und der Geschwindigkeit der Hand als bedingt durch die Alphabetschrift betrachtet, scheint es zunächst, als werte Quintilian die Praxis des Schreibens *sua manu* ab. Obwohl die Tachygraphie jedoch zur Überwindung solcher Einschränkungen geschaffen wurde, löst sie das Problem der Diskrepanz zwischen Gedanke und Aufzeichnung im Herzen der Alphabetschrift nicht, sondern sie dreht es um: Die Erfindung einer Schrift von der Geschwindigkeit des Sprechens *führt zum Sprechen*

102 *Inst. X.3.19-21.*

in Schreibgeschwindigkeit. Trotz seiner Sensibilität für die Auswirkungen der Tachygraphie hatte Martial es doch nicht ganz erfasst. Es sind nicht die Bewegungen der Zunge, die von der Hand vorausgeahnt werden, sondern es ist die tachygraphierende Hand, die heimlich die Zunge lenkt, denn die Gegenwart von Tachygraphen zwang die Redner, aus Angst, sich eine Blöße zu geben (indem sie wahrscheinlich nicht die richtigen Worte fänden), zur vorgeschriebenen Rede. Tachygraphie ist demnach eine Angelegenheit von Macht. Nach Quintilian bedeutete das Diktieren zur tachygraphischen Aufzeichnung, sich dem Diktat der Tachygraphie zu unterwerfen, und dieses Diktat ist die Ursache von Korruption. Demnach ist das Schreiben *sua manu* die bessere Wahl, und Quintilians Analyse legt in der Tat nahe, dass die Kluft im Herzen der Alphabetschrift als Bedingung für angemessenen Diskurs zu sehen ist. Es ist die relative Langsamkeit der Alphabetschrift, die ermöglicht, dass *cogitationi*, Denken, zu Diskurs oder *litterae* wird.

Doch das Problem kann nicht auf die Fragen von Diskurs und Macht beschränkt werden. Selbst wenn die Zunge es schafft, mit der Geschwindigkeit der Tachygraphie schrittzuhalten, kann das dem Geist unmöglich gelingen, ohne vom Wesentlichen abzukommen (*impropria*), schreibt Quintilian und legt nahe, dass die Rede im Diktat gezwungen ist, dem Denken voranzueilen. In anderen Worten verursacht die Tachygraphie einen Bruch innerhalb des Autors, der ihn von seinem eigenen Diskurs, und somit letztlich von sich selbst trennt. Einst Meister der geschriebenen und gesprochenen Rede, läuft der römische Autor/Redner Gefahr, zum Ursprung korrumpierter Rede zu werden, die ihm letztendlich *fremd* ist. Und hier erkennen wir vielleicht den eigentlichen Grund für Quintilians Unbehagen im Zusammenhang mit dem Diktat: Tachygraphie korrumpiert nicht allein den literarischen Diskurs, sie korrumpiert auch den römischen Bürger (dessen Formung letztlich Thema von *Institutio* ist). Aber in dem Maße, in dem Quintilians Worte solch ein Unbehagen ausdrücken, versagen sie darin, die Fiktion eines römischen Bürgers aufrechtzuerhalten, eines *vir bonus*, begründet in den „Tugenden der Seele“ (*animi virtutes*) oder sittlichen oder politischen Qualitäten, wie sie zu Anfang der *Institutio* vorausgesetzt werden. Im Gegenteil stellt sich heraus, dass der *vir bonus* von etwas Externem und Materiellem, nämlich der Alphabetschrift, abhängig ist. Der römische Bürger, wie es in der *Institutio* den Anschein hat, ist nichts als eine Funktion der Alphabetschrift und schon aus diesem Grund mussten die *litterae* gegen die Tachygraphie verteidigt werden.

Aber die Warnungen des ersten staatlich angestellten Redners waren vergeblich. Zur Zeit des Hadrian, als die römische Verwaltung umorganisiert wurde zu einem auf Staatsbeamten anstelle von Privatangestellten basierenden System, begann das Kaiserreich, Tachygraphen einzustellen.<sup>103</sup> Von dieser Zeit war die Professionalisierung römischer Schreibkunst unaufhalt-

103 Siehe Teitler, Hans Carel, *Notarii en Exceptores. Een onderzoek naar rol en beteknis van notarii en exceptores in dienst van overheid en kerk in de Romeinse keizertijd (tot circa 140 A.D.)*, Utrecht, 1983, passim. Obwohl Teitler sich hauptsächlich mit Berufen beschäftigt und Themen wie Medien und Macht außer Acht lässt, ist seine Untersuchung der Rolle und

bar.<sup>104</sup> Tachygraphie war eine langwierige und schwierige Praxis, und diejenigen, die sie anwenden wollten, brauchten eine lange und aufwändige Ausbildung.<sup>105</sup> Aus diesem Grunde blieb sie einer privilegierten Kaste von Spezialisten vorbehalten. Es ist vermutlich kein Zufall, dass die alte römische Schrift mit Worttrennung zugunsten der griechischen *scriptura continua* als neue Standardschrift etwa zu der Zeit aufgegeben wurde, als ausgebildete Schreiber als Staatsbeamte in der Verwaltung des Kaiserreichs angestellt wurden.<sup>106</sup> Eine Kultur von Schreibern neigt zu komplexen Schriften, und die Kanzleigerichtsschrift, die zur Zeit des Prinzipats entwickelt wurde (wegen ihrer sehr engen, dünnen und gleitenden Form *litterae caelestes* genannt), macht da keine Ausnahme.<sup>107</sup>

Dreihundert Jahre später mussten die umfangreichen Kodexarchive des frühen Christentums Quintilians Analyse und die Altlast einer staatsgetragenen Schreiberpraxis bestätigen. Schon in ihrer Frühzeit wurde christliche Literatur äußerst umfangreich: die Gesamtwerke von Augustinus und Hieronymus umfassen sechzehn respektive neun gewaltige Bände im Quartformat in der Patrologie von Migne, und die überwältigende Produktivität des Origen, die einst 2000 Einträge in der Bibliothek von Caesarea umfasste, ließen Hieronymus die vielsagende Frage stellen: „Wer von uns könnte je so viel lesen, wie er geschrieben hätte?“ (*quis enim umquam tanta legere potuit, quanta ipse conscripsit*)<sup>108</sup> Die Antwort auf die Frage ist einfach: jeder und niemand, denn er schrieb überhaupt nicht – er diktierte. Origen standen sieben Tachygraphen zur Verfügung und ebenso viele Sekretäre, außerdem einige Kalligraphinnen, die alle von einem reichen Verehrer bezahlt wurden.<sup>109</sup> Auch wenn diese Art der Unterstützung selbst seinerzeit etwas übertrieben war, so war Origen nicht der einzige der Tachygraphie zugeneigte Christ. So erwähnt zum Beispiel Augustinus, dass praktisch alle seine ungefähr 500 Predigten einem Tachygraphen *ex tempore* diktiert waren. Doch selbst wenn wir ohne solche Bekenntnisse auskommen wollten, bezeugen die Texte selbst, dass alle Kirchenväter sich auf Kurzschrift verliehen. Im *Hexaemeron* des Ambrosius, einem in der ersten Person erzählten Epos, heißt es plötzlich in einer Passage im fünften Buch: „Nach einem Moment der Stille fuhr Ambrosius mit seiner Predigt fort: ‚Liebe Brüder, es war

---

Bedeutung des Tachygraphen in der kaiserlichen und kirchlichen Bürokratie des römischen Imperiums ein Ansatz, Marrous Forderung zu erfüllen (vgl. Fußnote 78 oben).

104 Siehe Bischoff, Bernhard, *Paläographie des Römischen Altertums und des abendländischen Mittelalters*, 2. Ausg., Berlin, 1986, S. 87.

105 Siehe Hagendahl, Harald, „Die Bedeutung der Stenographie für die spätlateinische christliche Literatur“, in: *Jahrbuch für Antike und Christentum*, 14/1971, S. 26 f.

106 Zum Thema des Verschwindens des Punktes zwischen den Wörtern, der *interpunctio*, siehe Rawson, Elisabeth, *Intellectual Life in the Late Roman Republic*, Baltimore, 1985, S. 124 f.; vgl. Desbordes, *Idées romaines*, S. 228.

107 Bischoff, *Paläographie*, S. 85-91; Martin, Henri-Jean, *Histoire et pouvoirs de l'écrit*, Paris, 1988, S. 76 f.; zu Schreiberkulturen siehe Powell, *Homer*, S. 106 f.

108 Hier. *Ep.* 33.4.

109 Siehe Haines-Eitzen, Kim, *Guardians of Letters. Literacy, Power, and the Transmitters of Early Christian Literature*, Oxford, 2000, S. 5.



mir entfallen [...]“.<sup>110</sup> Diese Bemerkung von Ambrosius' Tachygraphen, die versehentlich in der veröffentlichten Fassung verblieb, lässt keinen Zweifel an den Umständen, unter denen das *Hexaemeron* entstand. Und in einem weniger bedeutenden Werk versucht Augustinus sich an eine Textstelle bei Gellius, die er einmal in *De civitate dei* zitiert hatte, zu erinnern, doch anstelle des Zitats heißt es im Text: „Wie die Textstelle bei A. Gellius lautet, muss sorgsam geprüft und eingefügt werden.“ (*Sed consideram est, quemadmodum hoc dicat A. Gellius, et diligenter inserendum*).<sup>111</sup> Niedergeschrieben, jedoch nie ausgeführt, verblieb das Memento des Augustinus in der veröffentlichten alphabetischen Fassung.

Doch solche redaktionellen Versehen vermitteln uns lediglich etwas von der Aktivität der Tachygraphen, deren Gegenwart uns ständig bewusst ist. Die entscheidende Frage bezieht sich auf etwas anderes, nämlich auf die Auswirkung der Tachygraphie auf die Diskursproduktion. Von allen Kirchenvätern ist Hieronymus vermutlich derjenige, der seine eigenen Reden am häufigsten kommentiert hat.<sup>112</sup> „Wenn ich nach dem Tachygraphen verlangt habe,“ so Hieronymus, „fange ich sofort zu diktieren an, was immer mir in den Sinn kommt. Wenn ich statt dessen eine Sache einen Moment lang gut überdenken will, damit mir etwas Besseres einfällt, drückt er wortlos sein Missfallen aus, ballt die Hand, verzieht die Stirn und zeigt mit seiner ganzen Erscheinung, dass seine Anwesenheit vergebens sei.“ (*verum accito notario, aut statim dicto quodcumque in buccam venerit: aut si paululum voluero cogitare, melius aliquid prolaturus, tunc me tacitus ille reprehendit, manum contrahit, frontem rugat, et se frustra adesse, toto gestu corporis contestatur*).<sup>113</sup> Sensibel in Fragen des Stils und als ehemaliger Rhetorikschüler ist Hieronymus immer wieder bemüht, sich für die Ungeschliffenheit des Diskurses, den Tachygraphie mit sich bringt, zu entschuldigen und wurde daraufhin Hauptzeuge dafür, wie Tachygraphie den christlichen Diskurs beeinflusste: „Indem ich mit hoher Geschwindigkeit diktiere, was ich durch nachhaltiges Lesen im Gedächtnis zu behalten vermochte, bin ich mir bewusst, dass meine Darbietung eher nach der spontanen Schnelligkeit der Rede verläuft, als nach der gelassenen Bedächtigkeit des Schreibers, was meiner Rede die Eigenschaft eines reißenden Stroms verleiht.“ (*propero sermone dictavi, quae memoria tenere poteram et quae diuturna in rationali pectoris mei lectione congesseram, satis intellegens magis me loquendi impetu quam iudicio scribentis fluere et more torrentis proferre sermone*).<sup>114</sup> Auch bei Hieronymus wird die Schreibszenen durch die Diktierszenen ersetzt, welche folglich wie-

110 Amb. *Hex.* 5.12.36; zitiert und übersetzt nach Hagendahl, Harald, *Stenografins betydelse för senantikens litteratur*, Filologiskt arkiv 17, Lund, 1971, S. 9.

111 Aug. *Quaest. in hept.* I. 30.

112 Hieronymus' Abhängigkeit von der Tachygraphie wurde zuerst von Alfred Wikenhauser erläutert, siehe Wikenhauser, Alfred, „Der heilige Hieronymus und die Kurzschrift“, in: *Theologische Quartalschrift* 29/1910, S. 50-87. Seiner Studie folgten Arns, Evaristo, *La technique du livre d'après saint Jérôme*, Paris, 1953, S. 37-79, und später Hagendahl, „Die Bedeutung“, passim.

113 Hier. *Gal. comm.* 3. praef.: PL 26, S. 400.

114 Hier. *Ep.* 64.22.2. Hagendahl zählte sogar 90 Bemerkungen, in denen Hieronymus erwähnt, dass er diktiert; siehe „Die Bedeutung“, S. 29.

derum tachygraphisch aufgezeichnet und erst später in Alphabetschrift umgewandelt worden sein muss. Hieronymus bestätigt außerdem Quintilians Analyse, indem er das unbestrittene Diktat des Diktierens nicht verbergen kann: „Die Worte müssen nach der Geschwindigkeit der Hand des Tachygraphen erfolgen.“ (*currente notariorum manu currit oratio*).<sup>115</sup> Offensichtlich hatten die Autoren die Kontrolle über die Diskursproduktion verloren, welche dank der Tachygraphie verkommen war zu einem „was immer mir in den Sinn kommt“ (*quodcumque in buccam venerit*), d.h. zu einem christlichen *écriture automatique*. Ohne Tachygraphie wäre die Patrologie, dieser babylonische Bücherturm, nie möglich gewesen.

Auf diese Weise vollendete das Christentum die Professionalisierung der römischen Schreibkunst, welche Jahrhunderte vorher begonnen hatte. Tatsächlich ging dieselbe Professionalisierung auf mehr als eine Weise einher mit der Auflösung der imperialen Zivilisation. So wie in der Spätantike aus Bürokraten Kriegeraristokraten wurden und nur wenige Bürger noch *sua manu* schreiben konnten, wurde die Alphabetschrift zum Geheimnis mittelalterlicher christlicher Schreiber – so heißt es zumindest. Die hier in Kürze skizzierte Archäologie der römischen Handschrift sollte jedoch klar gemacht haben, dass der Abstieg und Fall der römischen Buchstaben und Lese- und Schreibfähigkeit einherging mit der Einführung und Verbreitung der Tachygraphie.<sup>116</sup> In dieser archäologischen Hinsicht begann das so genannte „Mittelalter“ am 5. Dezember des Jahres 63 v. Chr. Und endete erst, als die Tachygraphie im 11. Jahrhundert n. Chr. an Bedeutung verlor; und zwar zur selben Zeit, da die gotische Schrift mit Worttrennung ihren Durchbruch erlebte und die Alphabetschrift erneut Gegenstand der Bildung außerhalb der Klöster Europas wurde.<sup>117</sup> Infolgedessen wurde die Kluft zwischen Diskursproduktion und -aufzeichnung wieder geschlossen und sollte es eine lange Zeit bleiben; erst in der heutigen Zeit digitaler Medien öffnet sie sich wieder und niemand kann mehr ohne die Hilfe eines Computers schreiben, und eine schöne Handschrift wird aufgrund ihrer eigenen Irrelevanz zu etwas Obszönem.

Doch auch wenn die Alphabetschrift heute nicht mehr das Thema ist oder unsere Kultur dominiert, verdient das Jahrtausend der Tachygraphie unsere Aufmerksamkeit. Die Gründe hierfür liegen uns zugleich ferner und näher als uns bewusst sein mag. So wie die Tachygraphie, die erste wesentliche Erfindung in Sachen Lautanalyse seit dem griechischen Alphabet, seine Vorgänger in der Aufzeichnung von Lauten im späten Römischen Imperium ablöste,

115 Hier. *In. Is. lib. V praef.* (PL 24, S. 159).

116 Zum Abstieg und Fall der römischen Buchstaben, siehe Harris, *Ancient Literacy*, S. 312–322. An einer Stelle fragt sich Harris, ob die „acute logorrhoea which afflicted a number of Christians writers“ mit der Existenz von *notarii* in Verbindung stehen mochte. Seine Antwort ist jedoch negativ, denn „Romans had never been short of secretarial assistance“, und doch hatten sie nie zuvor Vergleichbares produziert; siehe S. 306. Offenbar vergisst Harris die „Logorrhö“ des Älteren Plinius. Wichtiger ist jedoch, dass er den Unterschied zwischen den Personen (Sekretäre) und dem Medium (Tachygraphie) nicht erkennt. Es ist die Struktur des Letzteren, nicht die Existenz der Ersteren, die zu der Fülle von aufzuzeichnender Information führte.

117 Siehe Saenger, *Space Between Words*, S. 257 f.

so verwandelte sie die Buchstaben in eine Schnittstelle. Der Grund, warum dies so leicht zu übersehen ist, liegt in der Natur der Schnittstelle, ihre Natur *als* Schnittstelle zu verbergen. Die Tatsache, dass Literatur von Cicero bis Hieronymus uns über lateinische Buchstaben erreichte, ließ Scharen von Historikern und Philologen vom neunzehnten Jahrhundert an zu dem Schluss kommen, dass die Macht des Alphabets in der Antike praktisch grenzenlos gewesen sei. Doch die oben skizzierten Diktierszenen, und zwar die tachygraphischen, nicht die alphabetischen, bestimmten, was in einer Reihe von bezeichnenden Momenten unserer so genannten „literarischen Tradition“ gesagt oder geschrieben wurde. In anderen Worten verschleierte die Tatsache, dass Schreiber regelmäßig tachygraphische Zeichen in alphabetische umwandeln, um den Diskurs zu veröffentlichen – eine Praxis, die schon in der Zeit des Cicero etabliert war – die wahre Ordnung der römischen Medien, welche um so schwieriger zu erfassen war, da *notae* in Notizbücher oder *pugillaria* geschrieben wurden, welche, nachdem die Zeichen umgewandelt waren, gesäubert und erneut benutzt wurden. Dieses fortlaufende tägliche *damnatio memoriae* erklärt, warum das tironische System verloren ging und nur durch die Adaption karolingischer Schreiber bekannt ist.

Abschließend bedeutet all dies, dass Tachygraphen das Alphabet nicht als Produktions- sondern als Aufzeichnungsmedium benutzten. Was auch geschah, es geschah in Tachygraphie und dank der Tachygraphie und nicht über die Alphabetschrift. Wie die Fehlveröffentlichungen der Texte der Kirchenväter deutlich machen, war die Umwandlung von tachygraphischen Zeichen in Buchstaben – was mit Sicherheit eine mögliche Produktivität theoretisch einschließt – eine recht mechanische Prozedur, die eine Endrevision in alphabetischer Form ausschloss. Folglich machte die Tachygraphie das Alphabet zu einer auf die Nutzer ausgerichteten Schnittstelle. Die 23 lateinischen Buchstaben, die Lucretius einst als Elemente unbegrenzter Kombinationsmöglichkeiten des Denkens begrüßt hatte,<sup>118</sup> wurden zu Bestandteilen eines Leserarchivs. Daraus ist zu schließen, dass, wer den Hauptlehren eines allmächtigen alphabetischen Medienmonopols in der römischen Antike verhaftet ist, anscheinend den Inhalt des Archivs mit seinen beherrschenden Prinzipien (im Sinne Foucaults) verwechselt hat. Doch das eigentliche Thema der Untersuchung sollte nicht die Schnittstelle sein, sondern die Medienordnung hinter den Buchstaben. Deshalb müssen wir auf der archäologischen Analyse der Handschrift bestehen, die uns das Verhältnis zwischen Medien, Macht und dem Körper in der römischen Ära offenbart, die Zeuge des ersten Endes des Alphabets wurde.

Aber der Hauptgrund, warum ich mich mit dem Schreiben vergangener Kaiserreiche beschäftige, hat natürlich mit dem Ende des uns vertrauten Alphabets zu tun. In der Juliausgabe von *The Atlantic Monthly* aus dem Jahr 1945 sah Vannevar Bush, der Militär-Ingenieur, der den U. S.-Militär-Industrie-Komplex gegründet und damit den Bauplan unserer Nachkriegswelt der Computertechnologie vorbereitet hatte, die Verbreitung und die Macht automatischer Datenbearbeitung voraus. „Will the author of the fu-

118 *De rerum nat.* 1. 823-827.

ture“, fragte Bush, „cease writing by hand or typewriter and talk directly to the record?“ Seine Antwort war schlicht, ja, da er sich eine Art „Supersekretär der Zukunft“ vorstellen konnte, der imstande war „(to) take dictation, type it automatically and even talk back if the author wanted to review what he had just said“.<sup>119</sup> Da es den Durchbruch in der Computerlautanalyse bisher nicht gegeben hat, ist Bushs Maschine noch ein Traum, ein Traum jedoch, der Softwarefirmen mehr als alle andere beschäftigt. Jene Militär-Ingenieure, die wir als die Römer kennen, haben jedoch die *notae* erfunden und den Prototyp dieser Maschine aus Fleisch und Blut, Holz und Wachs, Tinte und Papyrus, zugunsten der Vergesslichkeit von Historikern der *litterae* und um etwas über uns zu lernen.

---

119 Zitat aus der gekürzten Fassung des Artikels „As We May Think“, veröffentlicht in: *Life* 19(11), S. 114.



**Töne**



## Joachim Latacz

# **Strukturiertes Gedächtnis. Zur Stabilisierungsfunktion des Hexameters in der Schriftlichkeitslücke der griechischen Überlieferung**

- A. Die Fragestellung
- B. Eine mögliche Lösungshilfe: Das Beispiel Griechenland
  - I. Die Schriftnutzungslücke
    - 1. Der Zustand vor der Lücke: Linear B
    - 2. Der Zustand nach der Lücke: Das Alphabet
  - II. Die Überbrückung der Lücke
    - 1. Vorlückenbestände bei Homer
    - 2. Außergriechische Bestände (Orts- und Völkernamen)
      - a. Der hethitische Bestand
      - b. Der ägyptische Bestand
    - 3. Das Transportmittel: der Hexameter
    - 4. Das Transportgut: Umfang und Dichte
- C. Schlußfolgerungen und Ausblick

## **A. Die Fragestellung**

Wenn wir das Alter des *Homo erectus ergaster*, also des werkzeugherstellenden Menschen, d.h. des direkten Vorläufers des *Homo sapiens sapiens*, vorsichtig mit etwa 1,5 Millionen Jahren ansetzen – die Schätzungen aufgrund neuerer Funde reichen z.Z. bis zu 2 Millionen Jahren zurück<sup>1</sup> –, und den Zeitraum von der ersten Schrifterfindung in Sumer und Ägypten bis heute mit etwa fünftausend Jahren, dann nimmt die Periode der *Schriftlichkeit* in

<sup>1</sup> Müller-Beck, Hj., *Die Steinzeit. Der Weg der Menschen in die Geschichte*, München <sup>3</sup>2004, 34 ff. („gut 2 Millionen Jahre, die ab ca. 1,9 Millionen auch wirklich eindeutig archäologisch quellenkritisch zuverlässig fassbar sind“: *auctor per litteras*).



der Geschichte der denkenden Menschheit nur die letzten 0,33 Prozent ein. Das bedeutet, daß der Mensch in etwa 99,67% seiner Existenzzeit auf diesem Planeten *ohne* Schrift auskommen mußte – und offensichtlich auch gut ausgekommen ist, wie seine Evolution bis zum heute erreichten Wissens- und Könnensniveau zeigt.

Einer Medienwissenschaft, die der in ihrem Namen liegenden Forschungsaufgabe nicht nur im Bezug auf Schrift- und schriftlichkeitsgestützte Medien gerecht werden möchte, sondern im Bezug auf Medien überhaupt, stellt sich damit die Frage, über welche Medien die Verbreitung, Tradierung und stetige Vervollkommnung von Wissen und Können innerhalb dieses gewaltigen *schrift/losen* Zeitraums stattgefunden haben könnte – sowohl als horizontale wie auch als vertikale Vermittlung.

Die nächstliegende Erklärung, diese Vermittlung sei – abgesehen von reiner Nachahmung – im Zuge der Entwicklung der Sprache mündlich erfolgt, und zwar durch bloßes Weitersagen, kann schwerlich befriedigen: Die zur Zeit diskutierten Ansätze für die Sprachentstehung reichen bis mindestens 500.000 v. Chr. zurück.<sup>2</sup> Damit hätte die *conditio humana oralis* ca. 99% des Zeitraums vor der Schrifterfindung eingenommen. Angesichts der Komplexität und des darin implizierten Präzisionsanspruchs vieler Sachverhalte an die Verbreitung und Tradierung von art-erhaltenden kulturellen Errungenschaften ist aber eine Vermittlung ausschließlich durch bloßes Weitersagen nur schwer vorstellbar. Die Frage drängt sich auf, welcher Vermittlungstechniken *zusätzlich* zum einfachen Weitersagen sich die vorschrittliche Menschheit wohl bedient haben könnte, um Verfließen und Verschwimmen der Bestände zu verhindern und damit Homogenität und Kontinuität von Wissen und Können mit der Möglichkeit zur Überbietung des bereits Erreichten zu sichern.

Diese Frage *verifizierbar* zu beantworten ist natürlich nicht möglich, weil wir hinter die Schrifterfindung nicht zurückgehen können. Als heuristisches

2 Die in der wissenschaftlichen Literatur geführte Diskussion darüber ist in vollem Gange, die *Schlußfolgerungen sind nach Experten-Aussagen zur Zeit noch sehr spekulativ*. Aus dem unter [http://www.esf.org/esf\\_article.php?activity=7&article=105&domain=4&page=490](http://www.esf.org/esf_article.php?activity=7&article=105&domain=4&page=490) zugänglichen Forschungsprogramm der ‚European Science Foundation (ESF)‘ *The Origin of Man, Language and Languages (OMLL)* von Prof. Jean- Marie Hombert (Universität de Lyon 2) sei zitiert: „The current view is that the Neanderthals belong to a genetic branch, which separated from the human lineage some 500.000 years ago [...] Contrary to what has been accepted since the 70's, their peripheral speech production system was probably not very different from ours. It has been suggested on the basis of a Neanderthal hyoid bone found at the Kebara site (Israel) that the position of their larynx did not prevent them from having a large enough set of articulated sounds necessary for speech.“ Nach freundlicher Mitteilung von Prof. Dr. Bernard Comrie, Direktor des *Department of Linguistics, Max Planck Institute for Evolutionary Anthropology (Leipzig)* und Distinguished Professor of Linguistics, University of California Santa Barbara (*per litteras*), haben die Untersuchungen zur anatomischen Entwicklung der Sprechorgane bisher zu keinem schlüssigen Ergebnis geführt (s. Pilbeam, David, „Hominoid systematics: the soft evidence“, in: *Publications of the National Academy of Science* 97:20, 2000, 10684–10686). Dennoch lasse sich die Vermutung wagen: „[Man kann] ausschließen, dass der Neandertaler dieselbe Sprachfähigkeit wie der moderne Mensch hatte. Das schließt aber nicht aus, dass er eine Sprachfähigkeit hatte, die zwischen der des Bonobos und der des anatomisch modernen Menschen liegen würde.“

Instrument sind nur hypothetische Rekonstruktionen möglich. Diese werden notgedrungen von Analogieschlüssen ausgehen müssen. Da eine hundertprozentige Analogie nicht verfügbar ist (deren Voraussetzung wäre die Beobachtung gleichgearteter Abläufe auf anderen Planeten), können nur partielle Analogien herangezogen werden. Das bedeutet in diesem Falle: Suche nach *conditiones humanae orales innerhalb* der Schriftlichkeitsperiode der Menschheitsgeschichte – d.h. Suche nach längerdauernden lokalen Lücken innerhalb der seit 5000 Jahren bestehenden schrittweise globalisierten Schriftkontinuität – und, falls diese Suche Erfolg hat, die Frage, ob Lücken dieser Art einen Neubeginn diesseits der betreffenden Lücke erzwingen oder ob Überwindung der Lücke, zumindest partiell, im Medium der reinen Mündlichkeit möglich ist – und wenn ja, mit welchem Densitätsgrad der Tradierung.

Diese Suchaufgabe ist vor allem den altertumswissenschaftlichen Disziplinen gestellt. Denn innerhalb von Mittelalter und Neuzeit ist die Kontinuität der Schriftnutzung, jedenfalls bei den Kulturvölkern, in problemrelevantem Ausmaß wohl nirgendwo ganz unterbrochen worden, und die Erforschung der Erinnerungs- und Überlieferungstechniken in noch existierenden schriftlosen Gesellschaften – also auf ‚Inseln der nach oben offenen Schriftlosigkeit‘ – gilt einer andersartigen Problematik. Auch das sog. ‚Gesetz‘ der Drei- Generationen-Beschränkung von Vergangenheitsbewahrung hat mit der hier aufgeworfenen Fragestellung nichts zu tun.

Das ‚Drei-Generationen-Gesetz‘ wird heute vielfach als Neuentdeckung gehandelt.<sup>3</sup> Es war jedoch schon (spätestens) um 1900 wohlbekannt, s. z.B. Eduard Meyer, *Geschichte des Altertums I, Einleitung (Elemente der Anthropologie)*, Stuttgart/Berlin<sup>3</sup> 1910, 223: „So umfaßt die geschichtliche Erinnerung einer Zeit nicht mehr als zwei bis drei Generationen“; kurz danach jedoch erfolgt bei Meyer sogleich die Einschränkung, auf die es hier nach wie vor ankommt: „Nur da, wo ein Ereignis oder eine Persönlichkeit *mit einem in die Gegenwart hineinragenden Denkmal*, etwa einem Bauwerk, einem im Volksmunde lebenden *Gedicht*, einer staatlichen *Institution*, verknüpft ist, kann auch die Erinnerung an sie lebendig bleiben, wenn sie auch oft kaum mehr ist als ihr Name“ (Hervorhebung: J.L.). Damit ist bereits vor 100 Jahren der Unterschied zwischen den beiden Gedächtnisformen beschrieben, die Jan Assmann das ‚kommunikative‘ (= biographische Kurzzeit-) und das ‚kulturelle‘ (= kollektive Langzeit-) Gedächtnis genannt hat (Assmann, Jan, *Das kulturelle Gedächtnis*, München 1992, 50 ff.). Das ‚Drei-Generationen-Gesetz‘ bezieht sich lediglich auf das *kommunikative* Gedächtnis (Assmann a.O. 50 f.). Dieses kann jedoch durch verschiedene mnemotechnische Verfahren ins kulturelle Gedächtnis überführt werden. Eines dieser Verfahren ist, wie Assmann am Beispiel des Deuteronomiums (= 5. Buch Mose) gezeigt hat, die „[m]ündliche Überlieferung, d.h. Poesie als Kodifikation der Geschichtserinnerung“, ein „Lied [, das] in der mündlichen Überlieferung des Volkes lebendig bleiben [...] soll“ (Assmann a.O. 220 f.). Danach kürzlich Hans-Joachim Gehrke: „Soll eine Gemeinschaft oder Gesellschaft, eine Gruppe oder ein Verband entstehen und bestehen, muß er [...] ein *kulturelles* Gedächtnis entwickeln, bewahren und fortschreiben“, und weiter: „Die notwendige Perennierung kann auf verschiedene Weise erfolgen. *Mündliche Weitergabe* ist eine verbreitete Form. Damit sie *mehr* als drei Generationen umfaßt, also wirklich ein *kulturelles* Gedächtnis repräsentiert, muß sie aber in bestimmter Weise *geprägt* sein, durch die *Form* der Erzählung (etwa in *gebundener Rede*) und/oder durch die Tätigkeit von Gedächtnisspezialisten.“<sup>4</sup>

3 Verstärkt nach dem Erscheinen des Buches von Jan Vansina, *Oral Tradition as History*, London 1985.

4 Gehrke, Hans-Joachim, „Was ist Vergangenheit?“ In: *Der neue Streit um Troia*, München 2003, 65. 68 f. (Hervorhebungen: J.L.)

- Bei den hier vorgelegten Überlegungen geht es ausschließlich um das *kulturelle* Gedächtnis.<sup>5</sup>
- Der Densitätsgrad von Tradierung kann in Fällen der nach oben offenen Schriftlosigkeit im übrigen niemals auch nur approximativ bestimmt werden, weil keine objektive Faktenüberlieferung vor dem Einsetzen des kommunikativen Gedächtnisses, also vor der dritten Generation ‚before present‘ (BP) vorliegt und somit kein Vergleich möglich ist. Im folgenden geht es im Unterschied dazu nicht um einen Fall der nach oben offenen Schriftlosigkeit, sondern um eine sowohl nach oben als auch nach unten begrenzte relativ *ephemere* Schriftlosigkeit.

In dieser Frage der Lückenüberwindung werden betroffene altertumswissenschaftliche Teildisziplinen ihre Forschungen in je eigener Regie betreiben müssen. Als Gräzist kann und will ich hier lediglich über das griechische Beispiel reden.

## B. Eine mögliche Lösungshilfe: Das Beispiel Griechenland

### B I. Die Schriftnutzungslücke

Innerhalb der griechischen Kulturentwicklung steht eine Lücke in der Schriftnutzung seit 1952 als historisches Faktum fest, d.h. seit der Entschlüsselung der sog. Linear B-Texte, die auf Kreta seit 1900 und an bestimmten Orten Kontinentalgriechenlands besonders seit Ende der dreißiger Jahre des 20. Jh. gefunden worden sind. Durch die Entschlüsselung hat sich die Schrift, in der diese Texte geschrieben sind, als ein von den spätbronzezeitlichen Griechischsprechern im 15. Jh. v. Chr. aus Kreta importiertes, ursprünglich nicht zur Wiedergabe der griechischen Sprache geschaffenes, aber zu eben diesem Zweck von ihnen *umfunktioniertes* Sprachfixierungssystem erwiesen. Diese mindestens zwei Jahrhunderte lang von den Griechischsprechern genutzte Schrift ging zusammen mit oder nicht lange nach der Vernichtung der Steuerungszentren („Zentralpaläste“) der spätbronzezeitlichen griechischen Kultur (die nach dem unseres Wissens größten Zentralpalast *per conventionem* ‚mykenische‘ Kultur genannt wird<sup>6</sup>) um 1200 unter. Erst um 800 v. Chr. gelangten die Griechischsprecher wieder in den Besitz eines (anders organisierten) Sprachfixierungssystems: der Alphabet-Schrift. Dazwischen liegt die schriftlose Lücke. Zur Verdeutlichung dieses Ablaufs diene die folgende Graphik:

Wir konzentrieren uns hier zunächst nur auf die Lücke und ihre Vor- und Nachgeschichte (also noch nicht auf den Punkt ‚Dreiheit der Schriftkomplexe‘; zu diesem Punkt später).

Die obere Grenze der Lücke liegt um  $\pm 1200$ , die untere um  $\pm 800$ . Die Lücke umfaßt also rund 400 Jahre. Zur Absicherung der folgenden Schlüsse sei hier gegenüber anderslautenden Spekulationen vorab noch einmal festgehalten: Trotz ausgedehntester Ausgrabungstätigkeit auf griechischem

5 So schon in Verf., *Troia und Homer*, 1.-3. Aufl., München/Berlin 2001, <sup>4</sup>München 2003, speziell 297 ff. (von vielen Kommentatoren leider nicht durchschaut).

6 Die Bezeichnung ‚mykenisch‘ für die gesamte griechische Spätbronzezeitkultur ist insofern irreführend, als sie Einheitlichkeit der Kultur bei fortdauernder kultureller Dominanz oder gar politisch-militärischer Suprematie von Mykene über Jahrhunderte hinweg (ca. 1750-1200) suggeriert. Treffend wäre ‚spätbronzezeitlich-griechisch‘.

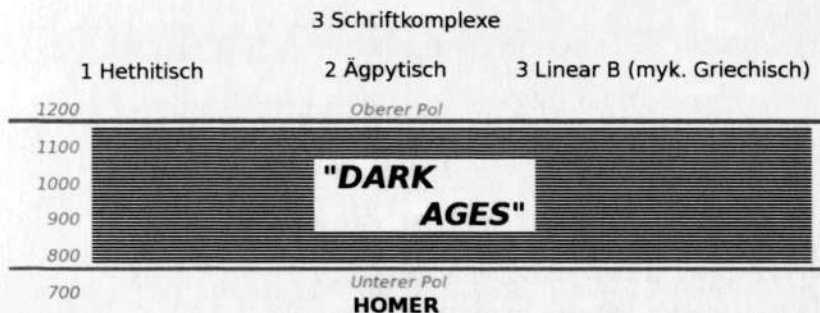


ABB. 1: DUNKLE JAHRHUNDERTE

Siedlungsgebiet seit nunmehr rund 130 Jahren ist außer Siedlungsrüinen und außer jenen materiellen Objekten, die unsere Antikemuseen füllen, aus diesen rund vier Jahrhunderten bisher nicht ein einziges griechisches Schriftzeugnis ans Tageslicht gekommen (die Insel Kypros [= Cypern] bildet eine Ausnahme; sie hat eine eigene Kultur- und Schriftgeschichte und wird daher hier ausgeklammert). Es gibt in der Wissenschaft wenige Schlüsse *e silentio*, die derart unangreifbar sind wie derjenige, der sich hieraus ergibt. Er lautet: die griechische Gesellschaft hat während rund 400 Jahren nicht geschrieben. Wir nennen diese 400-Jahre-Periode dementsprechend *conditio Graeca oralis*.

Bevor wir fragen, wodurch der Schriftverlust verursacht wurde und welche Folgen er hatte, verschaffen wir uns eine feste Ausgangsbasis durch Betrachtung der griechischen Schriftnutzungsbedingungen vor Eintritt des Schriftverlusts.

### B I 1. Der Zustand vor der Lücke: Linear B

Zunächst wenige Worte zum *System* der Linear B-Schrift:

Wir haben eine Silbenschrift mit über 90 Einzelzeichen vor uns. Die Vokale sind (abgesehen von bestimmten Sonderfällen, auf die hier nicht einzugehen ist) untrennbar mit den silbenführenden Konsonanten verschmolzen. Schon das hat die üblichen Präzisionsdefizite von Silbenschriften zur Folge. Daneben stehen andere system-immanente Eigenheiten, die aus der Sicht der *primären, authentischen* Schriftnutzer offenbar selbstverständlich waren, aus der Sicht der *sekundären* Schriftnutzer: der Griechischsprecher, jedoch Defizite darstellten – wie etwa die Wiedergabe von /r/ und /l/ durch ein und dasselbe Zeichen (was das Verständnis im Griechischen enorm erschwert), die Omission von wortauslautenden Konsonanten u.a.m. Diese Defizite bewirkten bei der Sekundärnutzung dieser Schrift im Griechischen eine *Vielzahl* von Lesungsmöglichkeiten ein und derselben Zeichengruppe und trugen so zur *Unschärfe* des Systems bei.

	a	e	i	o	u	
	H <sub>04</sub>	A <sub>38</sub>	Ψ <sub>28</sub>	Ω <sub>61</sub>	Α <sub>40</sub>	a <sub>3</sub> Ψ <sub>43</sub>
h-	a <sub>2</sub> I <sub>25</sub>					au Π <sub>85</sub>
p-	† <sub>03</sub>	β <sub>72</sub>	Δ <sub>39</sub>	Γ <sub>41</sub>	λ <sub>50</sub>	π <sub>42</sub> Ψ <sub>29</sub>
pt-		Μ <sub>62</sub>				
t-	Γ <sub>89</sub>	≠ <sub>04</sub>	Λ <sub>37</sub>	Φ <sub>05</sub>	Ϟ <sub>64</sub>	ta <sub>2</sub> Ψ <sub>66</sub>
tw-		β <sub>87</sub>		Ω <sub>91</sub>		
d-	t <sub>01</sub>	Δ <sub>45</sub>	π <sub>07</sub>	≠ <sub>14</sub>	π <sub>1</sub>	
dw-		Ω <sub>71</sub>		Δ <sub>1</sub> Δ <sub>90</sub>		
k-	⊕ <sub>77</sub>	Δ <sub>44</sub>	β <sub>67</sub>	Ϟ <sub>70</sub>	β <sub>1</sub>	
q-	Ϟ <sub>16</sub>	⊙ <sub>78</sub>	Γ <sub>21</sub>	≠ <sub>32</sub>		
j-	β <sub>57</sub>	χ <sub>46</sub>		≠ <sub>36</sub>		
w-	Π <sub>54</sub>	ζ <sub>75</sub>	Ω <sub>40</sub>	Δ <sub>42</sub>		
m-	Μ <sub>80</sub>	π <sub>13</sub>	β <sub>73</sub>	χ <sub>15</sub>	Γ <sub>23</sub>	
n-	π <sub>06</sub>	π <sub>24</sub>	χ <sub>30</sub>	Ψ <sub>52</sub>	Ω <sub>55</sub>	nwa <sub>2</sub> χ <sub>48</sub>
r-	ε <sub>60</sub>	Υ <sub>27</sub>	Ω <sub>53</sub>	† <sub>02</sub>	Γ <sub>26</sub>	ta <sub>3</sub> Ψ <sub>33</sub>
r <sub>2</sub>	ff <sub>76</sub>			Ϟ <sub>68</sub>		
s-	Υ <sub>91</sub>	Π <sub>09</sub>	π <sub>41</sub>	β <sub>12</sub>	Ε <sub>38</sub>	
z-	† <sub>17</sub>	π <sub>74</sub>		† <sub>20</sub>		

ABB. 2: LINEAR B-TABELLE

Soviel zum System. Nun zur Bedeutung dieser Schrift für ihre Nutzer: Die Schrift wurde zusammen mit anderen kretischen Kulturgütern im 15. Jh. im Zuge der Eroberung des minoischen Kreta durch die Griechen nach Griechenland übernommen. Trotz ihrer systembedingten Defektivität stellte sie die wohl wichtigste Grundlage für das unerhörte Aufblühen der mykenischen (d.h. spätbronzezeitlich griechischen) Zentralpalastkultur in der 2. Hälfte des 2. Jahrtausends v. Chr. dar. Wir erschließen das aus dem Inhalt der Linear B-Texte, d.h. der rund 8.000 gebrannten Tontäfelchen, die dank ihrer Härtung durch die Brände der betreffenden Paläste in Knossos, Pylos, Mykene, Theben und anderen mykenischen Zentren bisher aufgefunden wurden (weitere Funde sind zu erwarten).

Hier ein Beispiel für das Aussehen dieser Täfelchen:

Alle diese Täfelchen sind beschrieben ausschließlich mit abbreviatorischen Registratur-, Wirtschafts- und Verwaltungstexten. Diese repräsentieren deutlich das Endstadium einer verbürokratisierten Gesellschaft, in der jedwede Bewegung von Menschen, Haustieren, Materialien usw. im Herrschaftsbereich des betreffenden Zentralpalasts schriftlich festgehalten



ABB 3: PYLOS-TÄFELCHEN

wird – bis hin zur Registration von defekten Möbelstücken (‘ein Dreifuß, kretische Arbeit, mit abgebrannten Füßen, unbrauchbar’ [PY Ta 641,1])<sup>7</sup> und bis zu den Individualnamen von Rindern (‘Buntscheck’, ‘Weißfuß’, u.a.) in einzelnen Dörfern bei einzelnen Bauern.<sup>8</sup> Die Texte beziehen sich ferner auf relativ engbegrenzte Lebensgebiete und sind zudem nur Notizen zum Gebrauch von Sachbearbeitern der betreffenden Gebiete (diese Tagesbuchhaltung wurde am Jahresende mutmaßlich in Bilanzbücher überführt, die aus vergänglichem Material bestanden und daher zusammen mit den Palästen verbrannt sind). In ihrer Gesamtheit reichen die Texte aber aus, den Charakter der zugrunde liegenden Gesellschaft zu erkennen und zumindest die *Umriss*e der geographischen, ökonomischen, politischen, militärischen, religiösen und sozialen Strukturen Griechenlands in seiner spätbronzezeitlichen, ‘mykenischen’ Periode zu begreifen.

Diese Strukturen sind mehrfach in zusammenfassenden Büchern beschrieben worden, u.a. immer noch sehr förderlich von dem Mit-Entzifferer des Linear B, dem britischen Sprachwissenschaftler John Chadwick, in seinem Buch *Die mykenische Welt*, Stuttgart (Reclam) 1979. Selbstverständlich wird in der entsprechenden Auswertungswissenschaft, der sog. Mykenologie, weitergearbeitet, und Neufunde wie derjenige von über 250 Täfelchen in der Zeit von 1993 bis 1995 in der Kadmeia, d.h. im Zentralpalast von Theben,<sup>9</sup> verleihen dem Bild laufend größere Flächendichte und Tiefenschärfe.

Aus der heute erreichten Übersicht über die Linear B-Texte ist für unser hier zu behandelndes Spezialproblem folgendes Fazit ausreichend: Die griechische Gesellschaft hatte in der 2. Hälfte des 2. Jahrtausends v. Chr., und speziell in der 2. Hälfte des *dreizehnten* Jahrhunderts v. Chr., ein eminent hohes Wissens- und Könnensniveau erreicht, und zwar, konkret, zunächst in der Organisation und Verwaltung von großen Datenmengen, und dann, darauf aufbauend, in den Bereichen Wirtschaft, Handel, Politik, Militär, Kultwesen – und das wiederum heißt konkret: in solchen Teilbereichen wie Handwerk (z.B. Häuserbau, Festungsarchitektur, Schiffsbau, Textilfertigung, Metallverarbeitung, Waffenproduktion), Landwirtschaft, Tierhaltung und anderen. Nur *ein* Bereich ist in den rund 8.000 Täfelchen aus ganz verschiedenen Regionen des spätbronzezeitlichen Griechenland bisher *nicht*

7 Ventris, M./Chadwick, J., *Documents in Mycenaean Greek*, Cambridge <sup>2</sup>1973, 336.

8 Ventris /Chadwick a.O. 105.

9 Von der geplanten dreibändigen Edition sind bisher zwei Bände erschienen: Aravantinos, V.L./Godart, L./Sacconi, A., Thèbes. Fouilles de la Cadmée. I: Roma 2001, III: Roma 2002.

aufgetaucht: Literatur, und speziell Dichtung. Warum das nicht verwunderlich ist, sondern nur konsequent, wird sich zeigen.

Dieses ganze hochelaborierte System der sog. ‚Mykenischen Welt‘ ist um 1200 zusammengebrochen. Über die Gründe wird noch gerätselt, in letzter Zeit zunehmend im Zusammenhang mit dem fast gleichzeitigen Zusammenbruch des *hethitischen* Großreichs um 1175 im gegenüberliegenden Osten. Diese Frage kann jedoch in unserem Zusammenhang außer Betracht bleiben. Der Zusammenbruch hatte jedenfalls in Griechenland eine nahezu vierhundertjährige Phase der allgemeinen kulturellen Regression zur Folge. Zwar wird diese Phase der sog. ‚Dunklen Jahrhunderte‘ durch die archäologische Forschung laufend aufgehellert, aber nach wie vor ist klar, daß Kontinentalgriechenland *intern* bei abnehmender Siedlungsdichte bis auf wenige vereinzelte Plätze (die sog. ‚Kleinen Adelshöfe‘) in die Organisationslosigkeit zurückfiel und daß es *extern* — infolgedessen — im mediterranen wirtschaftlichen und politischen Großraum keine nennenswerte Rolle mehr spielte. Damit kommen wir zur *unteren* Grenze der Vierhundert-Jahre-Lücke, also zu der Zeit nach etwa 800.

## B I 2: Der Zustand nach der Lücke: Das Alphabet

In der Regel wird als Symbol des Neuanfangs *Homer* genannt. Das ist freilich nur eine Konvention. Homer ist nicht der Auslöser der sog. ‚Renaissance des 8. Jahrhunderts‘, sondern eine ihrer Folgen. Ein Einzel-Auslöser kommt ohnehin nicht in Betracht. Die Renaissance des 8. Jh. ist vielmehr das Resultat einer Bündelung und Ballung *zahlreicher* Faktoren. Einige davon liegen höchstwahrscheinlich gar nicht im Objektbereich, sondern im Bereich des Psychologischen. Im Objektbereich, den allein wir fassen können, treffen zusammen:<sup>10</sup> (1) eine erhöhte Handelsaktivität in Kooperation mit den bisher im Mittelmeerhandel führenden Phöniziern, (2) damit verbunden ein Schub an Wirtschaftsproduktivität und Wirtschaftsplanung, (3) damit wiederum verbunden ein geradezu explosionsartiger Bevölkerungsanstieg (archäologisch ablesbar am Anstieg der Bestattungen), (4) damit verbunden ein steigender Expansionsdrang, und als Folge davon wiederum (5) der Beginn der griechischen Kolonisation, an deren Ende (im 6. Jh.), wie Platon einmal gesagt hat, „die Griechen von Phasis [= Georgien] bis zu den Säulen des Herakles [= Felsen an der Straße von Gibraltar] um das Meer wohnten wie Frösche um den Teich“.<sup>11</sup>

Innerhalb dieser umfassenden Aufschwungsbewegung spielte eine gewichtige Rolle die Übernahme des damaligen Schriftsystems von den Phöniziern und dessen Vervollkommnung zu einer 26-Zeichen-Phonemsschrift, die wir — semitisch-akrophonisch — ‚das Alphabet‘ (gräzisiert aus den beiden semitischen Anfangszeichen *'alep* und *bet*) nennen.

<sup>10</sup> Dazu s. Verf., *Griechische Literatur in Text und Darstellung. I: Archaische Periode*, Stuttgart <sup>2</sup>1998, 512-518.

<sup>11</sup> Platon, *Phaidon* 109 a/b.

Über die Umstände dieses Vorgangs informiert in diesem Band der Beitrag Wachter<sup>12</sup>. Im Hinblick auf die von Barry Powell vertretene These des Übernahmzwecks möchte ich lediglich auch meinerseits die alte Erkenntnis<sup>13</sup> unterstreichen, daß diese Übernahme und Vervollkommnung nach allen schriftsystematischen und allgemein schriftgeschichtlichen Indizien im Bereich des Handels erfolgt sein und primär praktischen Zwecken gedient haben muß. In den Worten Alfred Heubecks:

„Es muß ein echtes, praktisches Bedürfnis gewesen sein, die Kunst des Schreibens zu beherrschen, und so drängt eigentlich alles zu der Annahme, daß diejenigen, die das fremde Alphabet übernommen und umgeformt haben, die neue Kunst in ähnlicher Weise und für ähnliche Zwecke verwendet haben wie diejenigen, deren Vorbild sie gefolgt sind: es sind griechische Händler und Kaufleute gewesen, die bei ihren phoinikischen Partnern den täglichen Gebrauch der Schrift gesehen, als nützlich und notwendig erkannt und deshalb auch in ihre eigene tägliche Praxis übernommen haben, und in der Tat konnten gerade im Handel schriftliche Aufzeichnungen, etwa in Form von listenartigen Warenaufstellungen, Rechnungen, Geschäftsbriefen, eine ganz wesentliche Rolle spielen.“<sup>14</sup>

Im Zeitpunkt dieser Darlegungen waren Heubeck die Ausgrabungsfunde und -befunde, speziell die Schriftbelege, von *Pithekussai* („Affen-Insel“), der heutigen Insel Ischia vor Neapel, am dortigen Siedlungsplatz *Monte di Vico* (im 8. Jh. v. Chr. Haupt-Ort der griechisch besiedelten Insel) erst teilweise bekannt. Inzwischen kennen wir von dort etwa 50 (Stand 1998)<sup>15</sup> griechische Schriftzeugnisse, darunter mindestens 29 aus der Zeit vor 700 v. Chr. stammend, mehrere davon von den Ausgräbern auf etwa 740 datiert. Die Mehrzahl dieser Schriftbelege sind kurze, z.T. durch Materialbruch fragmentierte Aufschriften auf diversen Gefäßen. Die Haupttypen sind Besitzer-Aufschriften („Ich gehöre dem/der XYZ“) und Inhaltbezeichnungen auf Handels- und Vorrats-Amphoren (darunter Abkürzungen für vermutlich ‚Wein‘, ‚Fett‘, ‚Mehl‘ usw.). *Pithekussai* war im 8. Jh. der westliche

12 Ab S. 33.

13 Siehe z.B. Alfred Heubeck in seiner nach wie vor unübertroffenen Gesamtdarstellung des Sachbereichs in Form des Bandes ‚Schrift‘ innerhalb der *Archaeologia Homerica* (Heubeck, A., *Schrift*, in: *Archaeologia Homerica*, Band III, Kap. X, Göttingen 1979, bes. S. X 75–95; speziell S. X 95 Anm. 543: „Die hier vermutete Motivierung für die Schaffung einer eigenen Schrift steht im Gegensatz zu der von H.T. Wade-Gery, *The Poet of the Iliad* [1952] 11–15 [zustimmend Pfeiffer, *Geschichte (der Klassischen Philologie, München* <sup>2</sup>1978) 41] vertretenen Auffassung, die griechische Schrift sei zu dem Zweck erfunden worden, epische Gedichte bzw. die *Ilias* aufzuzeichnen.“

14 *Schrift*, S. X 151f.

15 Von der Grabungspublikation ist bisher erst Band I (Grabungsperiode 1952–1961) erschienen (Buchner, G./Ridgway, D., *Pithekoussai I: La necropoli, tombe 1–723*, Roma 1993), „das Erscheinen von *Pithekoussai II* und *III* mit der endgültigen Veröffentlichung dieser zweiten Grabungsperiode [scil. 1965–1982] ist vorerst noch nicht abzusehen“: so Buchner in *Die Sprache* 37, 1995 [erschienen 1998], 131.



Endpunkt der regelmäßig befahrenen griechischen Handelsroute *Al Mina* (so der heutige syrische Name; an der Mündung des Nahr el Assi, des antiken Orontes, nördlich von Latakia gelegen) — *Euboia/Attika* — *Sizilien/Süditalien*. Diese Schriftbelege lassen an der *ökonomischen* Motivation der Schriftübernahme kaum noch einen Zweifel. Da Pithekussai/Ischia zwar Endpunkt der Schifffahrts-, nicht aber der Handelsroute war, die vielmehr von diesem Handels- und Lagerstützpunkt aus auf dem Landweg weiter nach Norditalien/Etrurien und Mittel-/Nordeuropa hinaufführte, verwundert es weiterhin nicht, daß in letzter Zeit auch in Italien selbst sehr frühe griechische Schriftbelege ans Tageslicht kamen. Den zur Zeit wohl frühesten Beleg bildet eine Einwort-Aufschrift auf einem einhenkeligen Gefäß, das bei Ausgrabungen in der Nekropole von *Osteria dell'Osa* (beim antiken *Gabii*, etwa 30 km südöstlich von Rom) im Jahre 1991 ans Licht gekommen ist<sup>16</sup>:

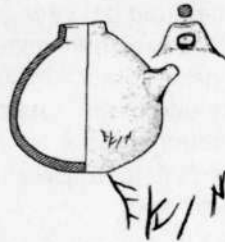


ABB. 4: OSTERIA DELL'OSA

Das deutlich erkennbare E Y Λ I N (mit linksläufig euboischem Lambda) läßt sich kaum anders lesen und ergänzen denn als εὐλίνο(ς) oder εὐλίνο(υ).

Da das Gefäß in einem *Frauengrab* gefunden wurde, ist die Bedeutung als solche klar: Das Grundwort λίνος lebt heute noch in ‚Linnen, Leinen, Leintuch‘ weiter, und das Possessivkompositum (*Bahuvrīhi*) εὐ-λίνο(ς) kann dann nur bedeuten ‚gutes Linnen habend‘, ‚mit gutem Linnen‘.<sup>17</sup> Das Wort stellt im Griechischen keine sprachliche Besonderheit dar; denn Komposita mit εὐ- können jederzeit gebildet werden, und überdies zitiert Pausanias

16 Erstpublikation: Bietti-Sestrieri, A.M./De Santis, A./La Regina, A., „Elementi di tipo culturale e doni personali nella necropoli laziale in Osteria dell'Osa“, in: *Atti del Convegno Internazionale 'Anathema'*, Roma 1991, 65–88. – Die nachfolgende Literatur mit Interpretationsversuchen (bis 1996) in: *Die Sprache* 37, 1995 [erschienen 1998], S. 204 f. S. 225 Abb. D1. S. 231.

17 Zur Bildungsweise s. Risch, E., *Wortbildung der homerischen Sprache*, Berlin/New York 21974, 182–184 (vergleichbar sind etwa εὐ-ἵππος ‚gute Pferde habend‘, εὐ-νήος ‚gute Schiffe habend‘). Noch nicht klar ist, ob es sich um eine Berufsbezeichnung handelt („von der Frau mit dem guten Linnen“) oder um einen Eigennamen („[Besitz der Frau] Leingut“; Eigennamen mit Εὐ-, ‚Gut-‘, sind bereits in der Ilias gang und gäbe (Εὐ-αἶμων, Εὐ-δαρός, Εὐ-ἴππος, Εὐ-μήδης, Εὐ-μηλος, Εὐ-νήος), und vgl. die Aufschrift ΕΥΦΑΘΛΟΣ auf einer Tonkugel aus Eretria (auf Euboia; Pithekussai war eine euboische Kolonie): „der mit dem guten Wettkampf“ bzw. „[Herr] Gutkämpfer“; Näheres in *Die Sprache* a.O., S. 192. 230f. Abb. S. 222, B 3).

das gleiche Wort aus einem Hymnus auf die Geburtsgöttin Eileithya, den der halbmythische Musiker Ὠλήν für Delos gedichtet haben soll.<sup>18</sup> Wir haben also nicht etwa ein *Hapax legomenon* vor uns. Über die Datierung des Gefäßes sind sich die Archäologen einig: Das Gefäß ist älter als das Ende der Latialen Periode II B, ist also nicht nach 775/70 gefertigt und beschriftet worden.<sup>19</sup>

Aus diesem Fund sind eine Reihe von Schlußfolgerungen in Hinsicht auf das Alter der Schriftnutzung, das Verbreitungstempo des neuen Mediums, den geographischen und sozialen Verbreitungsgrad der Schrift und auf vieles andere mehr möglich. Dies alles lassen wir hier beiseite und halten als uns interessierendes Resultat dieser Schlußfolgerungsreihen nur fest, daß diese Schrift, da die betreffende (uralte) Schifffahrtsroute schon seit dem 2. Jahrtausend von der Levante aus nordwärts zunächst stets an der kleinasiatischen Westküste entlang hinaufführte, auch im kleinasiatischen Ionien bereits in der *ersten* Hälfte des 8. Jh. in Gebrauch gewesen sein muß.<sup>20</sup>

Zusammen mit der *communis opinio*, daß die Ilias erst in der *zweiten* Hälfte des 8. Jh. (am ehesten im vierten Viertel) entstanden sein kann (einige Unentwegte datieren sie sogar erst ins siebte Jh.<sup>21</sup>) und daß die Ilias mit

18 Pausanias 8, 21, 3.

19 Bietti-Sestrieri bei A. Bartoněk in: *Die Sprache* a.O., 204.

20 Buchner hat darauf hingewiesen, daß die weitverbreitete frühe Alphabetisierung auf Ischia „im Zusammenhang steht mit den [...] weit ausgedehnten Handelsbeziehungen, die Pithekussai unterhielt“ (*Die Sprache* a.O. 145). Es ist klar, daß die Schriftgebrauchsdichte anfänglich am größten war in den wirtschaftlich fortgeschrittensten Gebieten des griechischen Siedlungsraums (ein analoges Phänomen beobachten wir bei der Früh-Verbreitung des Buchdrucks). Zu diesen Gebieten ist auch und gerade das kleinasiatische Ionien zu rechnen. Die Vermittlung der Schrift an Ionien erfolgte vermutlich vor allem über die ionische Kommunikationsdrehscheibe Samos (Latacz, J., Homer. Der erste Dichter des Abendlands, Düsseldorf/Zürich 42003, S. 71–73).

21 Wäre dies beweisbar, dann wäre die These von der Schriftübernahme zum Zwecke der Niederschrift der Ilias ohnehin erledigt. Es ist freilich nicht nur nicht beweisbar, sondern sogar im höchsten Grade unwahrscheinlich. Die Verfechter der Spätdatierung stützen sich generell auf subjektive Deutungen von Einzelstellen innerhalb des Gesamtcorpus der Ilias. Selbst wenn einige dieser Einzelstellen tatsächlich ‚Fenster‘ in das *siebte* Jahrhundert wären, könnten sie nicht die Niederschrift des *gesamten* Werks erst im siebten Jh. beweisen. Die ganze Bewegung der Spätdatierung ging aus von einem Aufsatz von Walter Burkert von 1976 „Das hunderttorige Theben“, in: Wiener Studien 89, 1976, 5–21, zu den Versen 9. 382–384, in denen die Stadt Theben in Ägypten genannt ist. – Schon Ameis/Hentze/Cauer hatten zu der Stelle in ihrem Schulkommentar zur Ilias (bis in die 5. Auflage 1907 hinein beibehalten) festgestellt: „Aber V. 382–384 sind ohne Zweifel *späterer* Zusatz. Ursprünglich war das böotische Theben gemeint.“ Der Ilias-Kommentar von W. Leaf (1902) hatte das übernommen: „The mention so close together of Orchomenos and Thebes makes it very clear that the Thebes meant is that in Boiotia. 382–384 are a *most prosy interpolation* . . .“ 1960 hatte G.S.Kirk in der methodisch bislang striktesten Scheidung zwischen mykenischen und nachmykenischen Objekten und Praktiken im Homer lediglich 11 Informationen als „certainly Mycenaean“ passieren lassen; Nr. 7 in dieser Liste ist unsere Theben-Stelle: „In the Iliad passage, at least, the *Egyptian* reference is an *afterthought*; the coupling of Thebes with Orchomenos shows that the *Boeotian* city was originally meant“ („Objective Dating Criteria in Homer“, in: *Museum Helveticum* 17, 1960, 191f.; alle Hervorhebungen: J.L.). Die Ägyptologie ist der gleichen Ansicht: vom ägyptischen Theben des 7. Jh. war hier ursprünglich nie die Rede (s. zuletzt H.J. Thissen, „Ägyptologische Randbemerkungen. 1. der Name ‚Theben‘ der ägyptischen Stadt“, in: *Rheinisches Museum für Philologie* 145,

größter Wahrscheinlichkeit eben *im kleinasiatischen Ionien* entstanden ist,<sup>22</sup> ergibt sich aus diesen Fakten, daß die Fixierung der Homerischen Epen nicht nur funktional, sondern auch chronologisch eine sekundäre oder tertiäre Verwendungsweise des Mediums Alphabetschrift war.<sup>23</sup>

## B II: Die Überbrückung der Lücke

Wir kommen zum Zielpunkt dieser Faktendarlegungen. Für jeden, der Ilias und Odyssee kennt, ist es eine Selbstverständlichkeit, daß diese Großgedichte nicht nur einen unausschöpfbaren Schatz an Wissen und Können in allen Lebensbereichen offenbaren, sondern daß sie auch permanent Gegenstände, Strukturen und Wissensbestände voraussetzen, die zu ihrer eigenen Entstehungszeit in der zeitgenössischen Realität unbekannt waren. Dazu gehören Waffen, Kampftechniken, Architekturen, Kultisches, Sozialverhältnisse, aber auch Erzählsammenhänge („Mythen“) einerseits, ihre gesamte sprachliche Verfaßtheit andererseits.

Seit dem 18. Jh., seit Blackwell, Wood, Herder, Heyne, Wolf und anderen<sup>24</sup> war klar: Diese Unzeitgemäßheit Homers kann nur bedeuten, daß die Homerische Dichtung eine Vorgeschichte hat. Das 19. Jh. hat demgemäß die Frage nach den *Vorstufen* Homers in verschiedenen Ausprägungen (u.a. auch im wohlbekannten fruchtlosen Analyse-Unitarismus-Streit) weiterverfolgt. Ihren frucht**ba**ren Höhepunkt erreichte diese Forschungslinie erst 1928 in Milman Parrys Oral poetry-Theorie.<sup>25</sup>

Im Anschluß an Parry konnte die Oral poetry-Forschung durch minutiöse Diktions-Analyse absichern, daß die Sprache Homers eine *traditionelle* Sprache ist und daß sie darüber hinaus eine Sprache mündlicher *Improvisation* ist – und ferner (dies die wichtigste Erkenntnis), daß diese Diktion die Schöpfung des epischen Verses, des *Hexameters*, ist. Der Hexameter, in dem die Sänger, die *Aoidói*, Generation für Generation die altüberlieferten Geschichten *coram publico* in freier Variation, aber unter Wahrung der Wiedererkennbarkeit improvisatorisch neu zu gestalten hatten, zwang zur

2002, 46-61 [hier: 46-54]). Die Stelle gehört in Martin Wests Kategorien-Katalog von Spät-Interpolationen (West, Martin L., *Studies in the Text and Transmission of the Iliad*, München/Leipzig 2001, S. 12 f.) zur Kategorie 3, „Explanatory glosses“ (nur daß der Glossator die Stelle falsch verstanden und dementsprechend falsch erklärt hat). Der Beweis aus dem Sinnverlauf des gesamten Kontextes wird an anderer Stelle erbracht werden.

22 Zu diesen Fragen s. Verf., Artikel ‚Homeros‘, in: *Der Neue Pauly*, Bd. 5, 1998, Sp. 686–699.

23 Daß die Alphabetschrift allerdings schon lange vor der Fixierung von Ilias und Odyssee auch für Dichtung verwendet worden war, zeigen diejenigen frühen (ab 740) griechischen Vers-Inschriften, die im *Hexameter* gehalten sind (Dipylon-Kannen-Aufschrift, Aufschrift auf dem sog. Nestor-Becher, u.a.; s. dazu Heubeck a.O., S. X 109f. Ausgerechnet der Berufsstand der epischen Dichtersänger, der zur intellektuellen Spitze der Gesellschaft gehörte, wird natürlich an der Eignung der Innovation auch für seine eigenen Zwecke nicht lange vorbeigesehen haben. Die Applikation einer Erfindung ist freilich nicht dasselbe wie ihre Motivation.

24 Dazu s. Verf., „Tradition und Neuerung in der Homerforschung“, in: Latacz, J. (Hrsg.), *Homer. Tradition und Neuerung*, Darmstadt 1979, S. 25-44.

25 Zu dieser Entwicklung im ganzen s. Verf., Artikel ‚Homerische Frage‘, in: *Der Neue Pauly* Bd. 14, 2000, Sp. 501–511 (Kurzdarstellung).

Schaffung eines versgerechten Grundvorrats von (1) vorgeprägten Wortverbindungen (Formeln), (2) vorgeprägten Teil- und ganzen Versen und (3) vorgeprägten Szenentypen; sie alle zusammengenommen dienten dazu, als ‚Werkzeugkasten‘ das Improvisieren vom Zwang zu jedesmaliger Neuformulierung von Gleichbleibendem zu entlasten. Dieser Vorrat wurde in Sängergilden von Generation zu Generation weitergereicht. Er wurde natürlich auch laufend verbessert und erweitert, aber einmal gut Geprägtes blieb darin häufig erhalten. Denn es erleichterte dem improvisierenden Sänger seine eigentliche Aufgabe, die alten Geschichten, gestützt auf ein festes, handwerksmäßig erlerntes dichtersprachliches Grund-Repertoire, mit immer wieder *neuen* und *modernen* Akzentuierungen in kreativen Neuformungen darzubieten und so das Publikum immer wieder neu zu fesseln.<sup>26</sup>

Die Oral poetry-Forschung, die heute weltweit die Basis der Homer-Philologie bildet, hatte damit die zahlreichen vorausgegangenen Einzeluntersuchungen bestätigt. Sie hatte klargemacht: Die Ilias hat Vorstufen, und Homer ist der letzte Ausläufer einer langen *Tradition* von Sänger-Dichtung.

## B II 1: Vorlückenbestände bei Homer

Unbeantwortet war allerdings die grundlegende Frage geblieben, *wie weit* diese Tradition hinter Homer zurückreichte. Es hatte zwar immer schon Indizien dafür gegeben, daß sie bis in die *mykenische Zeit* zurückreichte, also die Lücke überbrückt hatte. Eine Reihe der bedeutendsten Homer-Forscher des 20. Jh. wie z.B. Martin P. Nilsson, Denys Page, Geoffrey Kirk, T.B.L. Webster, H.L. Lorimer<sup>27</sup> hatte diese Position von verschiedenen Blickwinkeln her, unter Hinweis auf archäologische, historische, sprachliche, religionswissenschaftliche und andere mykenische Bestände innerhalb des Homer-Textes, nachdrücklich vertreten und explizit oder implizit den Schluß gezogen, daß die in den Homerischen Epen Ilias und Odyssee zugrunde gelegte Geschichte von einer kriegerischen Auseinandersetzung zwischen Mykene und Troia ihren Ursprung in der mykenischen Zeit selbst haben und dann durch die oral poetry über die Lücke hinweg weitergetragen worden sein müsse.<sup>28</sup> Aber wirklich beweisbar war das nicht gewesen. Gegen Ende

26 Zusammenfassende Darstellung der Oral poetry-Forschung von ihren ersten Anfängen in der Antike über die deutschsprachigen Forschungen des 19. Jh. bis zu deren Zusammenfassung und systematischer Auswertung durch Milman Parry und den neuesten Entwicklungen nach Parry: Verf., „Formelhaftigkeit und Mündlichkeit“, in: Latacz, J. (Hrsg.), *Homers Ilias. Gesamtkommentar. Prolegomena*, München/Leipzig 2002, 39–59.

27 Nilsson, Martin P., *Homer and Mycenae*, London 1933; ; Lorimer, H.L., *Homer and the Monuments*, London 1950; Webster, T.B.L., *From Mycenae to Homer*, London 1958; Page, Denys, *History and the Homeric Iliad*, Berkeley & Los Angeles 1959; Kirk, Geoffrey, *The Songs of Homer*, Cambridge 1962; Ders., „The Homeric Poems as History“, in: *The Cambridge Ancient History. Revised Edition of Volumes I & II*, Vol. II, cap. 39(b), Cambridge 1965; Ders., „History and Fiction in the Iliad“, in: Kirk, G.S. (ed.), *The Iliad: A Commentary*, Vol. II: books 5–8, Cambridge 1990, 36–50.

28 Versuch einer Nachzeichnung der Forschungslinie bis in die sechziger Jahre des 20. Jh. hinein bei Albin Lesky, Artikel ‚Homeros‘ in: *Paulysche Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft*, Suppl.-Bd. XI, Stuttgart 1967, Abschnitte VI (Kultur) und VII (Hi-

der sechziger Jahre des 20. Jh. glaubte man Beweisbarkeit in dieser Frage nur von neuen Quellenfunden erwarten zu können – sei es auf griechischer oder auf außergriechischer Seite oder auf beiden:

„Mykene und Troia sind als historische Größen hohen Ranges da; daß eine Auseinandersetzung zwischen ihnen den geschichtlichen Hintergrund der Il[ias] bildet, bleibt eine der Möglichkeiten, freilich, wenn sich uns nicht *neue Quellen* erschließen, nicht mehr als eine solche“ (Lesky a.O. Sp. 69; Hervorhebung: J.L.).

Dabei setzte die Homer-*Philologie* ihre Hoffnung vor allem auf die *Archäologie*.<sup>29</sup> Die Archäologie hat in der Tat in den letzten etwa dreieinhalb Jahrzehnten eine enorme Kenntnisvermehrung im Bereich der materiellen Kultur von der Spätbronze- bis zur Frühen Eisenzeit erbracht, niedergelegt vor allem in dem 1967 begonnenen (leider besonders unter nicht-deutschsprachigen Archäologen weniger bekannten) monumentalen und auch heute noch nicht abgeschlossenen Fortsetzungswerk der *Archaeologia Homerica*.<sup>30</sup> Das Ausmaß der spätbronzezeitlichen („mykenischen“) Restbestände in den Homerischen Epen erwies sich dabei als beträchtlich.<sup>31</sup> Zugleich erlaubte das anwachsende Material eine immer feinere Differenzierung des spätbronzezeitlichen Gesamtbestandes nach Perioden, z.T. sogar Jahrhunderten („Pre-Palatial“ = ca. 1600–1450 / „Early Palatial“ = ca. 1450–1400 / „Palatial“ ca. 1400–1200<sup>32</sup>). Hauptsächlich we-

storischer Hintergrund); Lesky selbst ließ die Frage seinerzeit noch unentschieden: „Wenn wir zusammenfassen, so werden wir, nicht zum letzten belehrt durch vergleichende Literaturforschung [gemeint: Sagenforschung], das freie Verhältnis der Dichtung zur Historie ausgiebig in Rechnung setzen. Andererseits zeigen aber gerade die von Finley angezogenen Beispiele, wie trotz aller Freiheit der Umbildung hinter den einzelnen Dichtungen [gemeint: Nibelungenlied, Rolandslied usw.] in jedem Falle ein Stück historischen Geschehens steht“ (a.O. Sp. 69 der Separat-Ausgabe des Artikels, Stuttgart 1967). – Die Folgeforschung hat inzwischen, wie sich im weiteren zeigen wird, zu einem wesentlich entschiedeneren Resultat geführt.

29 Dies durchaus im Bewußtsein der damit (zunächst) in Kauf genommenen Sichtverengung. Eine Erfassung *sämtlicher* bei Homer noch beobachtbaren bronzezeitlichen Restbestände (in den Bereichen Wirtschaft, Sozialstruktur, Religion usw.) wäre eine zu große, vorderhand noch kaum zu lösende Forschungsaufgabe. Dazu genauer weiter unten.

30 *Archaeologia Homerica. Die Denkmäler und das frühgriechische Epos*, hrsg. v. F. Matz und H.-G. Buchholz, Göttingen 1967ff.

31 Dies ist der letzte Grund dafür, warum z. B. der Archäologe John Bennet in seinem Beitrag zum neuesten Homer-Kompendium alle erreichbaren Möglichkeiten nutzt, um am Ende den Schluß ziehen zu können: „It seems, therefore, that we can link the poetry of Homer (and presumably others like him) with a tradition of poetic performance that has its origins in the Mycenaean Bronze Age“ (Bennet, J., „Homer and the Bronze Age“, in: Morris, I./Powell, B., *A New Companion to Homer*, Leiden etc. 1997, S. 511–534, hier: 529). Neuere Versuche, das Ausmaß der mykenischen Bestände im Homer unter Hinweis ausgerechnet auf die *Archaeologia Homerica* herunterzuspielen (z.B. Sinn, U., „Archäologischer Befund – Literarische Überlieferung: Möglichkeit und Grenzen der Interpretation“, in: *Der neue Streit um Troia. Eine Bilanz*, Stuttgart 2003, S. 39–61, hier: 54f.), lassen sich nur durch unzureichende Kenntnis oder einseitige Lektüre dieses Werks erklären.

32 So z.B. in einem paradigmatischen (von der *Archaeologia Homerica* weitestgehend unabhängigen) Überblick: Sherratt, E.S., „Reading the Texts: Archaeology and the Homeric

gen der Materialmenge und der erforderlichen archäologisch-philologischen Doppelkompetenz ist allerdings ein einigermaßen vollständiger Katalog mit Gegenüberstellung von Objekten und Textstellen, begleitet von Argumentationen und Literaturnachweisen, bisher noch nicht zustande gekommen. Daher konnte der verbreiteten Ansicht, die Archäologie sei in dieser Frage nicht ausschlaggebend, bislang nicht widersprochen werden.<sup>33</sup> Beweiskraft war bei diesem Sachstand von archäologischer Seite nur dann zu erwarten, wenn zu den archäologischen Belegen *schriftliche* Vorlückenquellen hinzutraten.

## B II 2: Außergriechische Quellenbestände (Orts- und Völkernamen)

Von eben dieser Seite her bahnte sich die Problemlösung dann auch an. Sie liegt verborgen in der oben zunächst übersprungenen ‚Dreiheit der Schriftkomplexe‘.

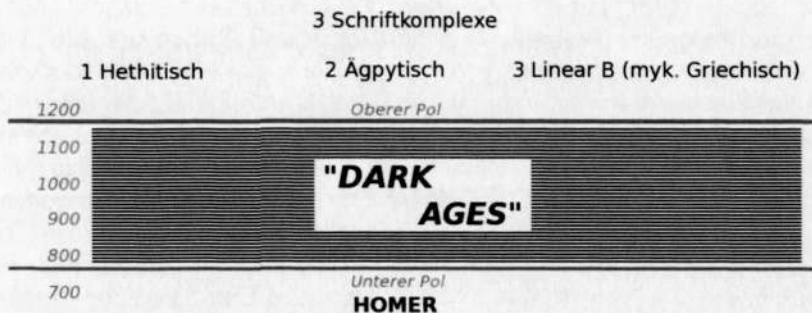


ABB. 5: DUNKLE JAHRHUNDERTE

Wie die Graphik zeigt, hat sich Leskys Hoffnung auf neue Quellenfunde inzwischen erfüllt: Die Existenz einer hochentwickelten Kultur auf dem Gebiet des heutigen Griechenland in der zweiten Hälfte des 2. Jahrtausends v. Chr. ist heute nicht allein auf der *griechischen* Seite, durch den *Linear B-Schriftkomplex* belegt, der 1952 ins Spiel kam (s. oben), sondern auch auf der Seite der Umgebungskulturen dieses Gebiets, und zwar durch zwei *außergriechische* Schriftkomplexe: (a) den der *hethitischen Reichskorrespon-*

Question", in: *Antiquity* 64, 1990, 807–824 (wieder abgedruckt in: de Jong, I.J.F. [ed.], *Homer. Critical Assessments II*, London/New York 1999, 77–101; Graphik: 809 bzw. 79).

33 Die Argumentationsstrategie der ‚Bronzezeit-Gegner‘, die gern mit einzelnen Objekten arbeiteten, lief darauf hinaus, daß etwa ausschließlich mykenisch belegte Waffen wie das berühmte *φόσσανον ἀργυρόηλον*, das ‚Schwert mit den silbernen Nägeln‘, theoretisch auch als Antiquitäten im Familienbesitz weitergereicht worden sein und noch einem Sänger des 8. Jh. in Form eines realen Anschauungsobjekts als Beschreibungsmodell gedient haben könnten. Dieser Strategie könnte nur mit einem Katalog des oben skizzierten Typs entgegengetreten werden, der die Festigkeit der Textverankerung bronzzeitlicher Objekte im Sinne von Sherratts Textschichtenmodell vor Augen führte.

denz, der seit der Wiederentdeckung der hethitischen Hauptstadt Hattusa im Jahre 1905 durch Hugo Winckler mit ca. 10.000 Schriftdokumenten zur Verfügung stand und 1917 dank der Entschlüsselung der hethitischen Keilschrift durch Friedrich Hrozný zu sprechen begonnen hatte (aber zu Leskys Zeit erst unzureichend ausgewertet war), und (b) den *ägyptischen* Schriftkomplex, der insbesondere seit 1965 ins Spiel gekommen war, als der Ägyptologe Elmar Edel eine historisch höchst erhellende Statuensockel-Inschrift aus dem Totentempel Amenophis' III. (ca. 1390–1352) veröffentlichte.

Die (a) hethitische Reichskorrespondenz bezeugt neben vielem anderen für unsere Frage Relevanten die bronzezeitliche Existenz (1) eines hethitisch dominierten Gliedstaates *Wilusa* (und damit verbunden einer Örtlichkeit *Taruisa*) in der äußersten Nordwestecke Kleinasiens, (2) eines Reiches *Achijawa*. Die (b) ägyptischen Dokumente ihrerseits bezeugen im Norden Ägyptens zunächst *Kreta* mit Haupt-Orten, die in der griechischen Lautung *Knossos* und *Amnisos* heißen, und danach ein noch weiter nördlich gelegenes Land (3) *Danaja* mit einem Hauptort *Mukana* (und noch einen Schritt weiter hinauf nach Norden eine *Thegwaís* = alphabetgriechisch *Thebaís*, also ‚die Region um Theben‘). Das sind Topo- und Ethnonyme, die in lautlich nur wenig abweichender griechischer Form bei Homer wiederkehren und dort das geographisch-ethnographische Rahmengerüst der Ilias bilden. Da auszuschließen ist, daß Homer oder die ihm vorausliegende griechische Sängertradition Topo- und Ethnonyme *erfunden* hat, die rein zufällig mit außergriechisch belegten unbezweifelbar historischen Topo- und Ethnonymen des 15. bis 13. Jahrhunderts v. Chr. identisch sind, müssen diese Topo- und Ethnonyme bereits vor der Lücke Bestandteile der griechischen Realität gewesen und von da aus in die griechische Erzähltradition hineingelangt sein. Diesem Schluß könnte nur entgangen werden, wenn die Identität widerlegt würde.<sup>34</sup> Eben diese Widerlegung ist von einer kleinen Gruppe von Altertumswissenschaftlern – hauptsächlich Althistorikern – in den letzten rund fünf Jahren direkt und indirekt wiederholt versucht worden – mit einer z.T. erbitterten Hartnäckigkeit, deren Motivation sich angesichts des Fehlens jeder physischen oder beruflichen Existenzgefährdung durch Anerkennung geschichtlicher Horzonterweiterungen gerade bei Historikern einer rationalen Erklärung entzieht und daher von der Gegenseite nur mit Humor aufgenommen werden kann.<sup>35</sup> Zwar ist dieser Versuch nach Meinung

34 Vgl. Hajnal, Ivo, *Troia aus sprachwissenschaftlicher Sicht. Die Struktur einer Argumentation*, Innsbruck 2003 [im folgenden: Hajnal, Troia], S. 22: „Die [...] Frage, ob das in hethitischen Texten genannte Toponym *Ahijawa* auf die *Ἀχαιοί*, die bronzezeitlichen (mykenischen) Griechen, referiert, entscheidet exklusiv über die Historizität eines troianischen Krieges. Bejahen wir diese onomastische Entsprechung, so tauchen die Griechen als historische Akteure in nächster Nähe von Troia auf. Lehnen wir sie ab, so kann der Schauplatz der Ilias zwar ein historischer sein. Das von Homer vorausgesetzte Kriegsereignis läßt sich dann aber nicht durch außergriechische Quellen als historisch stützen“. Hajnal selbst plädiert für Ablehnung, weil sich die Identität nicht „nachweisen“ lasse (a.O., S. 45). Dazu s. die Gegenargumentation in Latacz, Joachim: *Troia und Homer. Der Weg zur Lösung eines alten Rätsels*. Leipzig (Koehler & Amelang) 2005, Anhang I.

35 Siehe etwa die Texte von Justus Cobet und Christoph Ulf in dem Sammelband (Ulf, C., Hrsg.) *Der neue Streit um Troia*, München 2003. Der Göttinger Althistoriker und Bronze-

des Hauptstroms der altorientalistisch-anatolistischen, gräzistischen und in Teilen auch sprachwissenschaftlichen Forschung fehlgeschlagen. Auf den detaillierten *Nachweis* dieses Fehlschlags muß allerdings wegen der andersgerichteten thematischen Zielsetzung der vorliegenden Arbeit an dieser Stelle verzichtet werden (interessierte Leser seien dafür auf Verf., *Troia* 2005 hingewiesen). Auf die Identitätsdiskussion wird daher im folgenden nur andeutungsweise eingegangen.

## B II 2 a. Der hethitische Quellenbestand

Nach jahrzehntelanger Unentschiedenheit ist heute klar, (1) daß *Wilusa* identisch ist mit jenem wehrhaften Siedlungszentrum an den Dardanellen, das bei Homer *Ilios* heißt (und *Taruisa* höchstwahrscheinlich identisch mit *Troia*); (2) daß das Reich *Achijawa* (a) identisch ist mit dem Land derjenigen mediterranen Bevölkerungsgruppe, die bei Homer *Achaiói* heißt, und daß dieses Land (b) nirgendwo anders zu situieren ist als auf dem Gebiet des späteren und heutigen Griechenland (eine Reihe von Indizien scheint zudem gegenwärtig nahezu legen, daß der Haupt-Ort dieses Herrschaftsgebiets zumindest im Verlauf des *dreizehnten* Jahrhunderts *Theben* war<sup>36</sup>).

Zu (1) *Wilusa/Taruisa*: Die geographische und topographische *Position* von Ilios nahe den Dardanellen, im Hinterland östlich und südlich begrenzt vom Ida-Gebirge, ist in Homers Ilias durch eine Reihe von Textstellen eindeutig festgelegt.<sup>37</sup> Die *Namensform* ‚Ilios‘ andererseits (*Ilios* als Bezeichnung des Handlungsschauplatzes ist in der Ilias mit 106 Belegen mehr als doppelt so oft vertreten wie *Troie*) ist in der Homer-Philologie implizit bereits seit rund 250

---

zeitspezialist Gustav Adolf Lehmann hat über die oft theorievernarnte und zugleich auf komische Weise süffisant-polemisch eifernde Verdrängung neuer Faktenlagen bei einigen seiner deutschsprachigen Fachkollegen in der WELT v. 27. 10. 2001 das humorvolle Urteil gefällt: „Die mykenische Welt ist mit tausend Fäden mit der des klassischen Griechentums verbunden. Dennoch tun immer noch viele Althistoriker so, als habe es vor der Polis eigentlich nur Adam und Eva oder den Urkommunismus gegeben.“

36 Siehe dazu Verf., *Troia* 2005, [158. 290f.]. Für Theben als Option jetzt auch West, Martin L., „Geschichte und Vorgeschichte: Die Sage von Troia“, in: *Studia Troica* 14, 2004, S. XVII („Es bleibt nur unklar, wo sein [sc. Achijawas] Machtzentrum lag, ob auf einer der Inseln, etwa auf Rhodos, oder auf dem griechischen Festland, etwa in Mykene oder Theben“). Die Publikation der seit 1993 in Theben neu gefundenen Linear B-Texte hat die außerordentliche Bedeutung Thebens zumindest im 13. Jh. v. Chr. jedem Zweifel entzogen. Die im 19. Jh. zufällig zustande gekommene moderne Bezeichnung ‚mykenisch‘ für die jahrhundertlange griechische Bronzezeitkultur zementiert bis heute die Fehlvorstellung einer ununterbrochenen Suprematie ausschließlicher Mykenes über Jahrhunderte hinweg — was schon wegen der für diese Kultur charakteristischen synchrone Existenz zahlreicher separater Zentralpaläste unwahrscheinlich ist. Realistischer dürfte die Annahme diverser Suprematiekämpfe und -wechsel sein.

37 Siehe zuletzt Verf., *Troia – Wilios – Wilusa. Drei Namen für ein Territorium. Einmaliger Sonderdruck für die Ausstellung ‚Troia – Traum und Wirklichkeit‘ in der Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland, Bonn 16. November 2001 bis 17. Februar 2002, Basel (Seminar für Klassische Philologie der Universität Basel [Schweiz]) 2001. <sup>2</sup>2002, S. 6–11 (Abschnitt ‚Homers Ilios‘); auch in: *Mauerschau* (Festschrift für Manfred Korfmann), hrsg. v. R. Aslan u.a., Bd. III, Remshalden–Grünbach 2002, S. 1103–1121 (hier: 1107–1112).*



Jahren als dialektale Spätform eines ursprünglichen *Wilios* erkannt.<sup>38</sup> Die Identität des hethitischen *Wilusa* (bzw. *Wilusija*) mit dem ursprünglichen bronzezeitlich-griechischen *Wilios* ist inzwischen in der Forschung nahezu ausnahmslos anerkannt. Die Nachweise im einzelnen s. bei Verf., *Troia 2005*, 335-337.

Zu (2) *Achijawa*: Das in der hethitischen Reichskorrespondenz rund 25mal<sup>39</sup> in verschiedenen Zusammenhängen genannte ‚Land Ahhijawa‘ (in der modernen Literatur wegen typographischer Probleme meist *Achijawa*, *Ahhiyawa* o.ä. geschrieben) wurde, wie *Wilusa* und *Taruisa*, bereits 1924 von Forrer und Kretschmer mit der bei Homer für die griechische Gesamtstreitmacht verwendeten Bezeichnung *Achaiói* in Verbindung gebracht (deren Namensform, wie u.a. lateinisch *Achivi* zeigt, ursprünglich ein /w/ enthielt, also *Achaiwói* lautete<sup>40</sup>). Die darauffolgende Problemdiskussion bis zur Gegenwart, mit Widerlegung der Einwände, s. bei Verf., *Troia 2005*, 338-341-

## B II 2 b: Der ägyptische Bestand

Bereits im Jahre 1966 hatte der Ägyptologe Elmar Edel eine ägyptische Inschrift aus dem Totentempel des Pharaos Amenophis III. (ca. 1390–1352) in der sog. Totenstadt von Theben-West veröffentlicht, die auf einem Statuensockel aufgetragen ist und eine Art ägyptische *Descriptio orbis* darstellt: In Listenform werden hier die für Ägypten damals offenbar politisch wichtigsten Gebiets- und Ortsnamen des Auslands, geordnet nach Himmelsrichtungen, aufgezählt.<sup>41</sup> Derjenige Inschrift-Teil, der die Gebiete und ihre Haupt-Orte im Norden Ägyptens zusammenstellt, nennt zunächst die beiden Ländernamen *Kafta* und *Danaja/Tanaja*. Da unter *Kafta* nur Orte aufgeführt werden, die wir (mit den üblichen Lautungsmodifikationen) aus *Kreta* kennen (Amnisos, Phaistos, Kydonia, Knossos, Lyktos), ist klar, daß *Kafta* (biblisch *Kaphator*, ugaritisch *Kaptara*) Kreta meint. Unter *Danaja* erscheinen die Orts- bzw. Gebietsnamen *mukanu/mukana* (griechisch noch heute Μυκῆναι, deutsch *Mykene*)<sup>42</sup>, *mišane* (noch heute Μεσσηνία, deutsch *Messenien*), *nuplija* (noch heute Ναύπλιον, dt. Nauplion, die Hafenstadt von Argos/Mykene), *amukla* (griechisch Ἀμύκλαι, heute Ἀμυκλαῖον, deutsch Amyklai, der alte Hauptort Lakoniens, bevor Sparta an seine Stelle trat), *kutira* (noch heute Κύθηρα, deutsch Kythera, die Insel vor Lakonien) und *deqajis* (griechisch Θηβαίς, deutsch Thebaís, die Landschaft um Theben, auf der Nordseite des Korinthischen Meerbusens).

Aufgrund dieser Inschrift sowie weiterer Schriftquellen und archäologischer Funde folgerte der Innsbrucker Althistoriker und Ägyptologe Peter W.

38 Dazu s. Verf., *Troia – Wilios – Wilusa*, S. 6 Anm. 12 bzw. S. 1108 Anm. 12. Detaillierte Argumentation, warum *Ilios* im hexametrischen Epos ursprünglich *Wilios* gelautet haben muß: Verf., *Troia 2005*, 253-255 mit Anm. 58.

39 Heinhold-Krahmer, Susanne, *Ahhiyawa – Land der homerischen Achäer im Krieg mit Wilusa?* in: *Der neue Streit um Troia*, S. 193–214 (hier: 204).

40 Schwyzer, E., *Griechische Grammatik I*, München<sup>3</sup>1959, S. 77. — Zur Verknüpfung von *Ahhijawa* mit den *Achaiói* (unter Zitierung der Befürworter und Gegner bis in die dreißiger Jahre des 20. Jh. hinein) s. dens. a.O., S. 79 (damals noch ohne Entscheidung).

41 Zu den Details s. Verf., *Troia 2005*, [160–165.]

42 Der mit ‚Ypsilon‘ (= υ ψιλόν = ‚nacktes‘ υ) bezeichnete Laut wurde im Griechischen ursprünglich wie |ū| ausgesprochen.

Haider 1988: „Es braucht somit nicht mehr bezweifelt zu werden, daß die Ägypter zumindest seit 1450 v. Chr. auch von der Existenz eines Großteils der Peloponnes Kenntnis hatten“,<sup>43</sup> und schon im Jahre 1985 stellte der Göttinger Althistoriker und Bronzezeitspezialist Gustav Adolf Lehmann fest: „Danaja als Gegenstück zu *Kafta*–Kreta und zusammenfassende Bezeichnung zumindest für die Peloponnes mitsamt der Insel Kythera [ist] von dem Ethnikon der *Danaoi* nicht zu trennen“.<sup>44</sup>

Heute ist dank diesen ägyptischen Staatsdokumenten klar, daß spätestens seit dem 15. Jh. diplomatische Beziehungen zwischen Ägypten und Danaja bestanden und daß dieses Danaja zumindest im 15. und 14. Jh. ein offenbar weiträumiges Reich auf der Peloponnes bildete, dessen Haupt-Ort Mykene war. Damit ist auch klar, daß die Homerischen *Danaói* keine Erfindung der griechischen Oral poetry sind, sondern die einstige Selbstbezeichnung der Bewohner von Danaja, die spätestens im 15. Jh. v. Chr. vom (geographisch gegenüberliegenden) ägyptischen Staat übernommen wurde.

Zahlreiche griechische Überlieferungen von den Brüdern *Dánaos* und *Aígyptos*, von den *Danaíden* (den 50 Töchtern des Danaos) und von der Ururenkelin des Danaos, *Dánaë* (die Zeus als Goldregen besuchte), rankten sich in historischer Zeit um die peloponnesische Stadt Argos, in deren Nähe sich Mykene erhob. Daß sie ihre Wurzel in diesem Reich Danaja haben, liegt auf der Hand.

### B II 3: Das Transportmittel: der Hexameter

Wir haben die Erörterung der hethitischen und ägyptischen Vorlückenbestände mit der Feststellung begonnen, daß dem Schluß, die hethitischen und ägyptischen Topo- und Ethnonyme seien in ihrer griechischen Lautform bereits vor der Lücke Bestandteile der griechischen Realität gewesen und von da aus in die griechische Erzähltradition hineingelangt, nur entgangen werden könnte, wenn die Identität dieser außergriechischen Topo- und Ethnonyme mit ihren griechischen Gegenstücken widerlegt würde. Die bisherigen Versuche einer solchen Widerlegung sind (wie an anderer Stelle gezeigt worden ist, s. oben die Verweise) fehlgeschlagen. Nunmehr kann gefragt werden, *auf welche Weise* diese bronzezeitlichen griechischen Topo- und Ethnonyme aus der Vorlückenzeit bis in die Nachlückenzeit gelangt sein können.

Die erste Antwort wird lauten: durch erzählende Weitergabe von Generation zu Generation, und zwar im Rahmen von Geschichten, deren Schauplätze bzw. Akteure eben die mit diesen Topo- bzw. Ethnonymen bezeichneten Orte bzw. Menschengruppen waren. Dagegen werden sich freilich sofort die üblichen Bedenken gegen die Zuverlässigkeit von Überlieferung im Medium

43 Haider, P.W., Griechenland–Nordafrika. Ihre Beziehungen zwischen 1500 und 600 v. Chr., Darmstadt 1988, 15.

44 Lehmann, G. A., *Die mykenisch-frühgriechische Welt und der östliche Mittelmeerraum in der Zeit der ‚Seevölker‘-Invasionen um 1200 v. Chr.*, Opladen 1985, 10.

„freien“ Erzählens erheben: Nicht nur Abläufe verschieben sich in diesem Überlieferungsmedium – kausal, chronologisch, psychologisch usw. –, sondern manchmal auch Namen von Örtlichkeiten und Akteuren. In unserem Fall braucht man, um von vielem anderen abzusehen, paradigmatisch nur einen einzigen Sachverhalt in den Blick zu nehmen, um zu erkennen, daß die Annahme ‚freier‘ mündlicher Überlieferung über die Lücke hinweg die Fakten nicht erklären kann:

Die Homerische Ilias kennt für die beiden Kampfparteien zwei unterschiedliche Typen von Bezeichnungen: Die *Verteidiger Troias* (die ortsansässige Bevölkerung allein oder die ortsansässige Bevölkerung zusammen mit ihren von außerhalb zu Hilfe herbeigeeilten Verbündeten) werden stets als *Troer* (Τρῶες, rund 600mal) bezeichnet. Für die von Westen her nach Ilios/Troia gekommenen *Angreifer Troias* hingegen gibt es in der Ilias keine *Gesamtbezeichnung*, sondern statt dessen drei verschiedene Bezeichnungen: *Argéioi* (Ἀργεῖοι), *Achaiói* (Ἀχαιοί) und *Danaói* (Δαναοί), die alle drei die Gesamtstreitmacht der Angreifer benennen und ohne Bedeutungsunterschied füreinander eintreten können.

Diese Merkwürdigkeit ist bereits den griechischen Rezipienten selbst aufgefallen. Das Erklärungsbedürftige daran war (und ist) nicht, daß eine gleichbleibende Gesamtbezeichnung auf Seiten der Griechen bei Homer *fehlt* (eine solche taucht in Gestalt des bis heute gebräuchlichen Ἕλληνας, *Hellenen*, in der griechischen Literatur erst seit etwa 500 v. Chr. auf<sup>45</sup>), sondern daß zur Bezeichnung der Gesamtgriechen Ethnonyme verwendet werden, die in der Realität des 8. und der folgenden Jahrhunderte entweder völlig unbekannt waren (*Danaói*) oder nur für die Bewohner begrenzter Regionen Verwendung fanden (*Argéioi* für die Bewohner der Landschaft *Argolis* auf der Peloponnes, *Achaiói* für die Bewohner zweier Gebiete an weit auseinanderliegenden Stellen Festlandgriechenlands: *Achaia Phthiótis* am Golf von Lamia/Süd-Thessalien und *Achaia* an der Nordküste der Peloponnes um die heutigen Städte Aigion und Patrai). Diese Ethnonyme mit ihrer überregionalen Reichweite mußten also älter als das 8. Jh. sein. Wie aber waren sie dann in die Ilias hineingekommen?

Das ist auch unsere Frage. Nur daß wir sie mit zusätzlichem Hintergrundwissen stellen können. Denn *wir* wissen – im Gegensatz zur klassischen Antike –, daß zwei<sup>46</sup> dieser Bezeichnungen mit denjenigen Bezeichnungen übereinstimmen, mit denen während der Spätbronzezeit die Hethiter

45 Der Ilias-Vers 2. 530, in dem, bei Homer singular, eine Bezeichnung ‚Panhellenen‘, ‚Gesamt-Hellenen‘, erscheint, wurde bereits von den griechischen Philologen selbst als spätere Zutat erkannt und wird in der Homer-Philologie bis heute als solche angesehen (s. die Ilias-Kommentare).

46 Die dritte Bezeichnung, das Ethnonym *Argéioi*, ist abgeleitet von τὸ ἄργος (τὸ ἄργος) einem offenbar uralten griechischen Wort für ‚Ebene‘. Die in einem bestimmten Abschnitt der Spätbronzezeit politisch bedeutendste griechische ‚Ebene‘ (heute *Argolis*), nach der auch ihr Haupt-Ort *Argos* benannt war (so bis heute), war die nördlich von Nauplion auf der Peloponnes gelegene, die gemäß der Ilias (2.107f.) von Agamemnon aus seinem Zentralpalast *Mykene* (2.569–580) beherrscht wurde. In diesem Zeitabschnitt wurde die Bezeichnung *Argeier* in der zeitgenössischen Dichtung mit verständlicher Generalisierung offenbar für *alle* Griechischsprecher angewandt.

das Siedlungsgebiet ihrer westlichen und die Ägypter das ihrer nördlichen Übersee-Nachbarn benannten (*Achijawa* bzw. *Danaja*). Da das kein Zufall sein kann, brauchen wir uns nicht mehr mit der vagen Aussage ‚älter als das 8. Jh.‘ zufriedenzugeben, sondern können eine exakte Altersbestimmung vornehmen: Diese Bezeichnungen müssen in der Spätbronzezeit zumindest zeitweise als Selbstbezeichnungen der damaligen Bevölkerung Griechenlands gedient haben<sup>47</sup> und *von da aus* sowohl in die außergriechische diplomatische Nomenklatur als auch, innergriechisch, in jene Dichtungstradition hineingekommen sein, in der im 8. Jh. noch Homer steht.

Die nächste Frage lautet infolgedessen: Wie sah diese Dichtung im Zeitpunkt des Einfließens der drei Bezeichnungen aus? Authentische Überreste spätbronzezeitlicher griechischer Dichtung sind uns leider nicht erhalten, so daß wir auch hier wieder auf das Indizienverfahren angewiesen sind. Einige Forscher haben bezweifelt – und bezweifeln auch heute noch (wir kommen darauf zurück) –, daß diese Dichtung bereits in der Spätbronzezeit im wesentlichen jene hexametrische (und zwar stichische, d.h. Hexameter an Hexameter reihende) Form besaß, wie wir sie aus Homer kennen. Diese Form sei erst in der Lückenphase aufgekommen. Folgt man ihnen und setzt das Aufkommen der Hexameter-Dichtung erst innerhalb der Lückenphase an – etwa im 10./9. Jh. v. Chr., wofür einige plädieren –, dann muß als ‚Zwischenlagerung‘ für bronzezeitliche Informationsbestände zwischen dem Eintreten der Lücke um 1200 und diesem ‚Hexameterstart‘ entweder ein nicht-hexametrisches Dichtungsmedium oder wieder freies mündliches Weitererzählen angesetzt werden. Setzt man das zweite an, dann läßt sich nicht erkennen, was die Erzähler in freiem Erzählen dazu veranlaßt haben könnte, in der Erzählung der Troia-Geschichte die griechische Seite über Generationen hinweg immer wieder mit drei Ethnonymen zu bezeichnen: *Achaioi*, *Danaoi* und *Argeioi*, statt sich im Laufe der Zeit, entsprechend der Vereinfachungstendenz freien mündlichen Erzählens, auf nur ein Ethnonym zu beschränken. Für die Erzählung der Geschichte als solcher war die Dreiheit der Bezeichnungen ja nicht essentiell. Ihre Erhaltung von der Spätbronzezeit bis zu Homer bliebe so ein Rätsel. Diese Lösungsmöglichkeit lassen wir also als wenig wahrscheinlich beiseite. Setzt man aber ein nicht-hexametrisches Dichtungsmedium an, dann wird die Frage der Lückenüberbrückung lediglich horizontal verschoben: Träger der Überlieferung bliebe auch dann jedenfalls Dichtung.

47 Die Übernahme durch das Ausland erfolgt häufig nach dem Prinzip der geographischen Nähe zum im Zeitpunkt der Übernahme nächstbekanntem Teil des Fremdvolks: für die Italiener waren das z.B. im Falle der Hellenen die *Γραικοί* (*Graikói*) in Westgriechenland (daher *Graeci*, althochdt. *chrechi*, mittelhochdt. *Kriechen*, neuhd. *Griechen*), für die Franzosen im Fall der Deutschen die im 5. Jh. im Rhein-Main-Gebiet siedelnden Alamannen (daher frz. *Allemands*), usw. Im Falle *Achijawa/Achaiói* bietet sich danach wohl am ehesten eine Übernahme zum Zeitpunkt der Begegnung der Hethiter bzw. ihrer westkleinasiatischen Bündnisstaaten mit den in Ost-Festlandgriechenland siedelnden Bewohnern jener Großregion an (woher auch *Achilleus* stammt), von der in historischer Zeit noch *Achaia* (*Phthiotis*) übriggeblieben war –, im Falle *Danaja/Danaói* eine Übernahme zum Zeitpunkt der Begegnung der Ägypter mit einem in der Südpeloponnes herrschenden Stamm der *Danaói*. Die beiden Übernahmevergänge dürften zeitlich auseinanderliegen.

Vor der Folgefrage ‚Aber was für eine Art von Dichtung?‘ wurden früher meist die Waffen gestreckt; hier begann das Reich der reinen, meist hochkomplizierten Spekulationen. Diese Tradition wirkt auch heute noch nach. Sie ist jedoch überholt. Trotz der defizitären Beleglage ist eine Entscheidung zwischen nicht-hexametrischem und hexametrischem Dichtungsmedium heute durchaus möglich. Starke Indizien sprechen jetzt dafür, daß die hexametrische Dichtung *nicht* erst innerhalb der Lückenphase einsetzte, sondern bereits *vor* der Lücke in Gebrauch war – so wie es aus vielen anderen Gründen seit langem vermutet worden war (s. oben S. 243ff.) und jetzt im neuesten Handbuch zu Homer, dem *New Companion to Homer* von 1997, mit einer reichen Zahl von Argumenten u.a. von den britischen Gräzisten Martin West und Geoffrey Horrocks sowie dem amerikanischen Archäologen John Bennet neu begründet wird<sup>48</sup> – und daß es somit keine andere als eben die hexametrische Dichtung war, die als Trägerin der Überlieferung von der Spätbronzezeit bis zu Homer fungierte.

Eines dieser Indizien ist, um fürs erste bei unserem Beispielfall zu bleiben, eine Beobachtung, die zwar schon fast 150 Jahre alt ist, aber im Verbund mit den neueren Forschungen neue Bedeutung gewinnt: Im Jahre 1862 hatte der Bonner Privatdozent Heinrich Düntzer erkannt, daß die drei Bezeichnungen für die Griechen bei Homer „nach metrischer Bequemlichkeit“ verwendet werden.<sup>49</sup> In der Tat hat jede der drei Bezeichnungen ein anderes metrisches Schema: Δαναοί hat das Schema ( ~ ~ -, auch in den obliquen

48 „It seems, therefore, that we can link the poetry of Homer (and presumably others like him) with a tradition of poetic performance that has its origins in the Mycenaean Bronze Age“: Bennet, J., „Homer and the Bronze Age“, in: Morris, I./Powell, B. (eds.), *A New Companion to Homer*, Leiden etc. 1997, 529. – Bei der Lektüre der Einlassungen mancher Gegner dieser Folgerung – zumeist Althistoriker – hat man den Eindruck, die Betroffenen lebten in der Vorstellung, diese ganze Forschungslinie sei erstmals durch den Schreibenden mit seinem Buch *Troia und Homer* in die Welt gekommen. Darin äußert sich eine erstaunliche Unvertrautheit mit der Problemgeschichte. Diese verdankt sich wohl vor allem der in den letzten etwa drei Jahrzehnten dramatisch gewachsenen Entfremdung vieler Vertreter des Faches ‚Alte Geschichte‘ von der Gräzistik – deren letzte Ursache wiederum in der ständig abnehmenden griechischen Sprachkompetenz (einschließlich der Unvertrautheit mit den griechischen Linear B-Texten – dies allerdings leider auch bei vielen Gräzisten) liegen dürfte. Vermehrtes Theoretisieren hoch über den Texten kann dieses Defizit auf die Dauer nicht ausgleichen. Hervorragende Beherrschung der Quellentexte in den jeweiligen Originalsprachen und Vertrautheit mit der philologischen Forschungsliteratur war im 19. Jh. die Grundlage der Separierung des Faches ‚Alte Geschichte‘ von der Klassischen Philologie (s. Verf., Artikel ‚Moderne Philologie ab 1800‘ in: *Der Neue Pauly*, Bd. 15/2, 2002, Sp. 255–278); das durch das Anwachsen der beiderseitigen Materialmengen bedingte kontinuierliche Auseinanderdriften dieser beiden alttumswissenschaftlichen Teildisziplinen in den vergangenen etwa 150 Jahren hat zu gegenseitigen Verständigungsschwierigkeiten geführt, die bei gleichem Kenntnisstand auf beiden Seiten oft gar nicht erst entstehen würden.

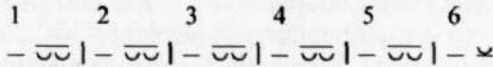
49 „Oder ist ein solcher [scil. feiner] Unterschied etwa auch bei den verschiedenen Benennungen der ‚Griechen‘ zu entdecken, für welche der Dichter außer dem eigentlichen Ἀχαιοί nach metrischer Bequemlichkeit auch Ἀργεῖοι und Δαναοί [...] hat, alles metrisch verschiedene Formen?“: Düntzer, H., „Über den Einfluß des Metrums auf den Homerischen Ausdruck“, in: *Jahrbücher für classische Philologie* 10, 1964, S. 673–694 (ursprünglich Vortrag Augsburg vom 27. 9. 1862), wieder abgedruckt in: Latacz, J. (Hrsg.), *Homer. Tradition und Neuerung*, Darmstadt 1979, S. 88–108, hier: 99f.; weiteres dazu in: Latacz, J. (Hrsg.), *Homers Ilias. Ein Gesamtkommentar, Band I 2*, München/Leipzig 2002, S. 15 f.

Kasus, Ἀχαιοί das Schema  $\cup - -$  oder  $\cup - \cup$  (die obliquen Kasus haben  $\cup - -$ ), und Ἀργεῖοι das Schema  $- - -$ ; alle drei Bezeichnungen können im Dativ um ein Element verlängert werden:  $\cup \cup - \cup / \cup - - - / - - - \cup$ . Ἀχαιοί und Δαναοί unterscheiden sich voneinander überdies dadurch, daß das erste mit Vokal, das zweite mit Konsonant beginnt. Sowohl diese rhythmische als auch die Anlaut-Unterschiedlichkeit wäre in normaler Alltagsrede ohne Bedeutung. Bedeutung gewinnen Phänomene dieser Art aber in der Regel innerhalb von rhythmisch gebundener Rede, d.h. innerhalb von Dichtung. Zwar können wir nun, wie erwähnt, die metrische Form der griechischen Dichtung innerhalb der Bronzezeit nicht durch überlieferte Original-Bronzezeit-Dichtungsreste belegen und somit in der Tat nicht direkt bestimmen. Aber wir können feststellen, daß die beiden Phänomene ‚rhythmische und Anlaut-Unterschiedlichkeit‘ in ihrer bei diesen drei Bezeichnungen vorliegenden Ausprägung typisch sind gerade für die *Hexameter*-Form.

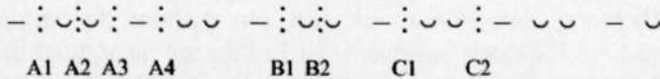
Der griechische (daktylische) Hexameter ist ein außerordentlich streng normiertes Gefäß. Von seiten der Vergleichenden Epenforschung, insbesondere von Sir Cecil Bowra, ist aus einem Überblick über die bekannten mündlichen Dichtungen der Welt heraus immer wieder festgestellt worden, daß der griechische Hexameter an Normierungsstrenge, aber auch an Ausdrucksvariabilität alle anderen bekannten Rhythmusformen mündlicher Dichtung weit übertrifft.<sup>50</sup> Der griechische Hexameter ist also – jedenfalls nach heutigem Kenntnisstand – etwas Singuläres. Die Vielzahl der bei seiner Konstitution zur Erzielung optimaler Rhythmus- und Klangschönheit zu beachtenden Normen hat die Gräzistik in langwieriger Arbeit herausgefunden. Sie sind in einem grundlegenden Aufsatz von Hermann Fränkel von 1955 festgeschrieben:

Einige Grundnormen: Der daktylische Hexameter umfaßt (wie sein Name sagt) sechs Metren, und dies Vers für Vers, ohne Ausnahme. Seine Grundlage, der Daktylus ( $- \cup \cup$ ), kann in jedem Metron außer (in der Regel) im 5. durch einen Spondeus ( $- -$ ) ersetzt werden. – Die Buchstaben-Zahlen-Kombinationen (A<sub>1</sub> usw.) bezeichnen Versstellen (*Zäsuren* bzw. *Dihäresen*; pro Vers in der Regel mindestens eine), vor denen in diesem Langvers zwecks optimaler rhythmischer Gliederung bevorzugt Wort-Ende gesucht wird (an den übrigen Versstellen wird Wort-Ende größtenteils oder ganz vermieden). – Um optimale Euphonie zu sichern, wird in der Regel (außer zur Erzielung besonderer Effekte durch Pausen) Hiatus (lat. *hiatus*, das Klaffen,

50 Bowra, Cecil M., *Heldendichtung*, Stuttgart 1966 [ursprünglich London 1952], 258 f.: „Sicherlich aber hat die Sprache Homers eine Ausbildung zu dichterischen Zwecken in einem Ausmaß erfahren, das nirgendwo sonst zu finden ist. Das mag teilweise auf das Versmaß zurückzuführen sein. Der heroische Hexameter, der auf der Quantität der Silben basiert und in einem ‚fallenden‘ Rhythmus von sechs Daktylen geordnet ist, dessen letzter gestutzt [*truncated*] ist, ist ein viel strengeres und anspruchsvolleres Versmaß als alle Versmaße der Russen, Jugoslawen oder asiatischen Tataren zusammengenommen [...] Aus all dem folgt, daß, um überhaupt ein Improvisieren im griechischen Hexameter zu ermöglichen, eine Technik entwickelt werden mußte, die dem Sänger ein umfangreiches Arsenal von feststehenden Wendungen zur Verfügung stellte und ihn für fast jeden Notfall mit dem entsprechenden Hilfsmittel versorgte“.



Schema des Hexameters



Zäsuren im Hexameter nach Hermann Fränkel

ABB. 6: FRÄNKELS ZÄSUREN-SCHEMA

hier: das Nicht-Schließen der Lippen zwischen vokalischem Wort-Auslaut und folgendem vokalischem Wort-Anlaut) möglichst vermieden.

Während diese (und zahlreiche weitere) Normen die *ästhetische* Dimension betreffen, ist die folgende Norm eine Grundvoraussetzung für die Möglichkeit, beliebige *Inhalte* im weder verkürz- noch verlängerbaren, maximal 17 und minimal 12 Silben umfassenden Gefäß des Hexameters *mündlich improvisierend* fehlerfrei in Worte zu fassen (bewußt zitieren wir den Wortlaut, in dem der Entdecker dieser Norm, Heinrich Düntzer, seine Entdeckung im Jahre 1868 präsentiert hat):

„Zu den in wissenschaftlicher und praktischer Beziehung *folgenreichsten* Ergebnissen meiner Homerischen Untersuchungen zähle ich die Bemerkung [= Erkenntnis], daß dem Dichter für denselben Begriff eine Anzahl *metrisch verschiedener Wörter* zu Gebote steht, die er nach Bedürfnis des Verses oder auch des Wohlklanges verwendet. Gerade der Umstand, daß alle diese Wörter immer *metrisch verschieden* sind oder *durch den Anlaut, insofern derselbe vocalisch oder consonantisch ist, eine verschiedene Verwendung im Verse gestatten*, gerade dieser Umstand hat entschieden beweisende Kraft“ [scil. für die Tatsache, daß im Hexameter nicht die Bedeutung die Wahl von Begriffsvarianten determiniert, sondern der Zwang des Versmaßes] (Düntzer, H., Ἀχαιοί, Πάυαχαιοί, Ἀργεῖοι, Δαναοί bei Homer, in: *Berliner Zeitschrift für das Gymnasialwesen* N.F. 2, 1868, 959; wieder abgedruckt in: Ders., *Homerische Abhandlungen*, Leipzig 1872, 567f.; Hervorhebungen: J.L.).

Das erste Prinzip improvisatorischen mündlichen Erzählens im Versmaß des Hexameters besteht also in der Verfügbarkeit von versmaßgerechten Wörtern, die an allen oder doch möglichst vielen Verspositionen einsetzbar sind; für Wörter, die diese Bedingung nicht erfüllen, müssen Varianten verfügbar sein, die — semantisch etwa gleichbedeutend, metrisch jedoch voneinander verschieden — dieses Defizit wettmachen. Düntzer hat zum definitiven Beweis der Geltung dieses Prinzips nicht zufällig ausgerechnet die

drei<sup>51</sup> Homerischen Bezeichnungen für ‚Griechen‘ gewählt: Während dem Prinzip in allen anderen Bereichen mit relativ geringem Aufwand Genüge getan werden konnte – für ‚Bett‘ etwa hat die hexametrische Verssprache die drei Varianten λέχος (◡ ◡), λέκτρον (– ◡), εὐνή (– –), für ‚Becher‘ die drei Varianten δέπας (◡ ◡), κύπελλου (◡ – ◡; konsonantischer Anlaut!), ἄλεισον (◡ – ◡; vokalischer Anlaut!), usw. –, war das Prinzip bei *Eigennamen* naturgemäß weit weniger leicht zu realisieren, da Eigennamen *per definitionem* singulär, also nicht einfach durch Synonyme ersetzbar sind, daher im Vers nur bestimmte Verspositionen einnehmen können und dadurch den Improvisationsfluß behindern. Falls also Eigennamen dem Prinzip *nicht* gehorchten, mußte sich die hexametrische Verssprache mit Umschreibungen aller Art<sup>52</sup>, Verletzungen der Normal-Aussprache (etwa Längung bzw. Kürzung von Vokalen) und ähnlichen Hilfsmaßnahmen behelfen.

Im Falle der *Troianer* waren Hilfsmaßnahmen dieser Art nicht nötig: das zweisilbige Τρῶες (– ◡ oder – –), Gen. Τρώων (– –), Dat. Τρωσί(ν) (– ◡ oder – –), Acc. Τρῶας (– ◡ oder – –) mit der dreisilbigen Dativ-Ausweichform Τρῶεσσι(ν) (– – ◡ oder – – –), war nahezu überall einsetzbar, und zwar – sehr wichtig – problemlos auch sowohl am Vers-Anfang wie am Vers-Ende. Eine gleichermaßen passende (zweisilbige) Bezeichnung für ‚Griechen‘ gab es dagegen offensichtlich nicht. Hätte es sie gegeben, hätte man nicht auf jene Bezeichnungsdreiheit ausweichen müssen, die wir bei Homer vorfinden. Die Dreiheit der Bezeichnungen stellt also eine Notlösung dar, die vom Versmaß erzwungen ist. Es ist allerdings die beste Notlösung, die sich denken läßt. Denn für sich allein genommen hätte keine der drei dreisilbigen Bezeichnungen den Anspruch des Prinzips erfüllen können: Δαναοί (◡ ◡ –) war weder am Vers-Anfang noch am Vers-Ende einsetzbar, Ἀχαιοί (◡ – – oder ◡ – ◡) war am Vers-Anfang nicht einsetzbar (und wird in der uns allein zugänglichen Praxis Homers dort auch tatsächlich niemals eingesetzt, auch nicht mittels Längung des Anfangsvokals, wie bisweilen bei anderen Eigennamen praktiziert), Ἀργεῖοι (– – – oder – ◡) wäre am Vers-Ende, an dem der Griechename (zur Pointierung als Satz- oder Satzgliedschluß) besonders häufig benötigt wurde, nur bei ständiger Anwendung einer nur in Ausnahmefällen zugelassenen Regelverletzung (‚kein Spondeus im 5. Metron!‘, s. oben) einsetzbar gewesen (und wird in der uns allein zugänglichen Praxis Homers dort auch tatsächlich niemals eingesetzt). Die *alternative* Verwendung der drei Bezeichnungen jedoch ermöglichte optimale Einsetzbarkeit des Begriffs ‚Griechen‘: *Argeioi* mitsamt seinen obliquen Kasus steht in der Ilias in mehr als 50% seiner dreisilbigen Belege am Vers-Anfang, *Achaioi* mitsamt seinen obliquen Kasus in nahezu 90% seiner dreisilbigen Belege am Vers-Ende, und *Danaoi* ermöglicht

51 Die Variante Παναχαιοί, die er mit einbezieht, erscheint nur 9mal in der Ilias (gegenüber mehr als 900 Belegen der anderen drei Varianten) und kann für unseren Zweck außer Betracht bleiben.

52 Beispiele für Umschreibungs-Typen bei Düntzer a.O. (1868) 1872, S. 569 Anm. Bei Völkernamen fällt die Umschreibung natürlich noch wesentlich schwerer als bei Personennamen, da weder mit Patronymika (‚Sohn des Peleus‘ für ‚Achilleus‘) noch mit Beinamen wie bei Göttern (‚Silberbogner‘ für ‚Apollon‘) und ähnlichem gearbeitet werden kann.



die Besetzung wünschbarer, aber von den beiden anderen Bezeichnungen (auch wegen ihres vokalischen Anlauts) nicht abdeckbarer Verspositionen im Vers-Innern.<sup>53</sup>

Das Nebeneinander der drei Bezeichnungen für ein und dieselbe Gruppe — ‚Griechen‘ — stellt also ein Miteinander und somit ein *System* dar: Die eigene Partei war in narrativen Dichtungen, die im Raum eines Parteienkonflikts spielten, also z.B. im Raum der Troia-Geschichte, naturgemäß besonders oft zu benennen (die Ilias z.B. bietet 928 Belege, also durchschnittlich alle 17 Verse eine Benennung). Eine *einzig* metrisch bequeme Benennung war nicht verfügbar. Von den drei Benennungen, die den Dichtern höchstwahrscheinlich entsprechend den Verschiebungen realer Machtverhältnisse zeitlich gestaffelt verfügbar wurden,<sup>54</sup> bot jede einzelne für sich genommen keine optimale Lösung. Die *drei* semantisch gleichwertigen Benennungen hingegen, die wir (noch) in der Ilias vorfinden, stellten aufgrund ihrer unterschiedlichen metrischen Valenzen für die flüssige mündliche Improvisation die optimale Lösung dar, weil sie die Einsetzbarkeit des Begriffs ‚Griechen‘ an allen gewünschten Versstellen in verschiedenen metrischen Konstellationen ermöglichten und damit die flüssige Improvisation von Geschichten, in denen die Griechen die Hauptrolle spielten, ungemein erleichterten.

Systeme dieser Art finden wir nun aber in der Ilias auf Schritt und Tritt.<sup>55</sup> Sie sind Resultate der Normbedingungen improvisatorischen *hexametrischen* Dichtens. Daß unser Namen-System der gleichen Quelle entspringt, hat danach alle Wahrscheinlichkeit für sich. Eindeutig ausgedrückt: Die historischen Ethnika *Argeioi*, *Achaoi* und *Danaoi* sind den Indizien zufolge bereits in der Bronzezeit in griechische Hexameterdichtung eingeflossen und dann in ihr durch die Lücke der Schriftlosigkeit bis zu Homer hindurchgewandert. Das bedeutet: Griechische Hexameterdichtung hat es bereits in der Spätbronzezeit gegeben.

Dieses Ergebnis, das hier an nur einem Beispiel induziert wurde, ist in den letzten etwa 25 Jahren von einer speziellen Forschergruppe innerhalb der gräzistisch-indogermanistischen Sprachwissenschaft in mikroskopischer Fein-Analyse zahlreicher Eigenheiten des Homerischen Sprachmaterials und der Homerischen Versgestaltung durch schrittweise retrograde Rekonstruktion als *generelle* Schlußfolgerung systematisch erarbeitet worden.

53 Dies alles im Grundsatz bereits erkannt von Düntzer a.O. (1868) 1872, S. 570 f.

54 Dazu s. Verf., *Troia* 2005, 162-165. Auch hier war Düntzer vor 136 Jahren bereits auf der richtigen Spur: „Als eigentlicher, zur Homerischen Zeit gangbarer Name ergibt sich Ἀχαιοί, wovon auch das Femininum Ἀχαιίδες und Ἀχαιιάδες, und als Name des Landes Ἀχαιίς γαῖα und Ἀχαιίς allein. Δαναοί scheint ein aus älterer Dichtung stammender Name, den der Dichter als Nebenform beibehielt [...]. Der Name Ἀργεῖοι ist offenbar Ableitung vom Namen des Landes ...“: Düntzer a.O. (1868) 1872, 573. Daß Ἀχαιοί und Δαναοί aus der Bronzezeit stammten, konnte Düntzer natürlich noch nicht wissen; die zeitliche Staffelung als solche jedoch hat er erahnt.

55 Zu dieser Systematik, wie sie die Hexameterdiktion in allen möglichen Erscheinungsformen prägt, s. grundsätzlich Parry, M., „Untersuchungen zur epischen Technik mündlichen Dichtens. Homer und homerischer Stil“, (englisches Original 1930) in: Latacz, J. (Hrsg.), *Homer. Tradition und Neuerung*, Darmstadt 1979, S. 179–266, hier bes.: 191–195, 226–228.

Der Arbeitsprozeß im einzelnen, der im vorliegenden Rahmen nicht wiedergegeben werden kann, ist dargelegt in Verf., *Troia* 2005, Anhang II. Die wichtigsten Einzelerkenntnisse, die zu dem genannten Ergebnis geführt haben, habe ich selbst 1998 im Neuen Pauly zusammengefaßt.<sup>56</sup>

Aufgrund dieser Rekonstruktionsarbeit besteht heute unter den Experten weitgehend Übereinstimmung darüber, daß der Hexameter bereits spätestens im 16. Jh. v. Chr. in grundsätzlich der gleichen Normierung bei den Griechen in Gebrauch war, wie wir ihn noch bei Homer vorfinden und wie er dann bis zu Klopstock und Voß noch weitere 2500 Jahre *imitativ* weitergetragen worden ist.<sup>57</sup> Das bedeutet zugleich, daß der Hexameter bereits vor der Übernahme der kretischen Schrift durch die mykenischen Griechen in der griechischen Dichtung in Gebrauch war, also vor Linear B. Daß er von der Kanzleisprache, die durch die Linear B-Schrift repräsentiert wird, nicht beeinflußt wurde, ist nur natürlich: Als ein wesentlich *mündliches* Medium, das ja gerade aus der *Nicht-Fixierbarkeit* erwachsen war, hatte er Schrift nicht nötig. Er lief also neben der Kanzleisprache her. Und da die Linear B-Schrift, wie wir gesehen haben, ein gerade für die unendlich feine interne Flexibilität dieses Mediums ganz ungeeignetes Fixationsmittel war, hat andererseits die Hexameterdichtung ins Linear B höchstwahrscheinlich niemals Eingang gefunden (so daß uns Reste von [Hexameter-]Dichtung in Linear B gar nicht überliefert sein können).<sup>58</sup> Die Alphabetschrift hingegen, die die Möglichkeiten zu einer hexametergemäßen Fein-Notation bot, wurde Jahrhunderte später von den Hexameterdichtern gern genutzt.

Die zu der vorstehend beschriebenen Argumentationslinie von indogermanistischer Seite in jüngster Zeit (2002/03) geäußerten Bedenken sind erörtert (und entkräftet) in: Verf., *Troia* 2005, ..... Als Resultat dieser Erörterung kann hier festgehalten werden: Die Annahme einer schon bronzezeitlichen Existenz des Hexameters wird auch von den noch zögerlichen Kollegen als möglich anerkannt. In den Worten des Innsbrucker Indogermanisten Ivo Hajnal: „Daher bleibt weiterhin nicht ausgeschlossen, daß die Wurzeln des Epos und damit des Hexameters in mykenischer Zeit liegen“ (Hajnal, I., *Troia aus sprachwissenschaftlicher Sicht. Die Struktur einer Argumentation*, Innsbruck 2003, S. 100). Der einzige wirkliche Einwand lautet: ‚Es muß aber nicht *zwingend* so gewesen sein‘. Oder, wieder in den Worten Hajnals: „Es stellt sich [...] die Frage, ob wir nicht den Fakten besser gerecht werden, die Genese des Hexameters sowie die Konstituierung der epischen Versifikationstechnik [...] in postmykenische Zeit zu versetzen“

56 Latacz, J., Artikel „Epos. II: Klassische Antike. B I: Vorliterarische Phase (rekonstruiert)“, in: *Der Neue Pauly* 4, 1998, 12–22.

57 Mit den Homerischen Epen hatte die *lebendige* Hexameterdichtung der Griechen und damit die lebendige Hexameterdichtung überhaupt ihren Gipfelpunkt erreicht; Hexameterdichtung *nach* Homer ist nicht mehr spontanes Kreieren, sondern (mehr oder weniger schweißtreibendes) Wort-für-Wort-Konstruieren auf dem Papier.

58 Die mit Verve vertretene Ansicht von Louis Godert (zusammengefasst in der Zeitschrift *Republica* v. 13. Juni 2002), der Fund von Hunderten von mykenischen *Siegeln* beweise eine bereits *schriftliche* mykenische Epik auf Papyrus, die in der Katastrophe verbrannt sein, ist nach Ausweis der Faktenlage unwahrscheinlich. Siegel wurden vornehmlich zu anderen Zwecken verwendet. (s. Latacz, *Troia* 2005, 71-94.)

(a.a.O.). Eine Infragestellung dieser Art kann aber hier wie überall in der Wissenschaft höchstens als Aufforderung zu weiterer Begründungsarbeit, nicht aber als Gegenargument oder gar als Widerlegung gelten. Hier um so weniger, als die vorgebrachten sprachwissenschaftlichen Bedenken fast ausschließlich punktueller Natur sind und ihre Addition die aus der Vernetzung von sprachlichen mit sachlichen Indizien resultierende Homogenität und damit Erklärungsstärke der Kontinuitätsthese als ganzer nicht zu erreichen vermag. Solange sich die Bedenken der sprachwissenschaftlichen Zweifler nicht zu einer homogenen, sämtliche heute verfügbaren Aspekte berücksichtigenden Gegentheorie verdichtet haben, die der Kontinuitätsthese an Erklärungsstärke deutlich überlegen ist, kann und muß die Kontinuitätsthese infolgedessen auch weiterhin als die zur Zeit bestmögliche Erklärung der faßbaren Fakten gelten. Es bleibt also dabei: Das wohl wichtigste Transportmittel des Transportguts über die griechische Schriftlichkeitslücke hinweg war die Hexameterdichtung.

#### **B II 4: Das Transportgut: Umfang und Dichte**

Daran schließt sich folgerichtig die eingangs erwähnte Frage an, mit welcher *Densität* die Hexameterdichtung Wissensbestände der (vor)mykenischen Periode über die Lücke hinweg bewahrt haben kann. Hier steht die Forschung trotz einer Unmenge bereits vorliegender Einzeluntersuchungen in den verschiedensten Bereichen noch ganz am Anfang. Von vornherein klar ist, daß bei einem jahrhundertelangen Transportweg mit zahllosen Haltepunkten (Sängervorträgen) das Transportgut am Zielpunkt nicht mehr daselbe sein kann wie am Ausgangspunkt. Altes wird unterwegs ausgeladen, Neues eingeladen, die Behälter werden umgepackt usw. Das Alte wird folgerichtig immer weniger und inhomogener. Der oft gehörte Einwand, in den Homerischen Epen überwiege doch bei weitem das Zeitgenössische des 8. Jahrhunderts, während das Bronzezeitliche in Relation dazu eher wenig und dazu diffus sei, offenbart daher nur einen Mangel an historischem Sinn: Die Proportion *kann* gar nicht anders ausfallen. Erstaunlich ist vielmehr, daß es so relativ *viele* Bestände sind, die überlebt haben. Im systematischen Vergleich von Vor- und Nachlückenbeständen herauszufinden, *wie* viel oder wenig, *wie* homogen oder inhomogen dieses Überlebende ist, bleibt eine Aufgabe künftiger Forschung. Denn die Entschlüsselung der spätbronzezeitlich-griechischen Linear B-Schrift hat zwar evident gemacht, daß sich von den Griechen des 2. Jahrtausends bis zu den Griechen des 8. Jahrhunderts eine direkte Linie hinunterzieht. Diese Linie besteht aber, wie die inhaltliche Auswertung der Täfelchen in den Jahrzehnten seit der Schrift-Entschlüsselung bisher gezeigt hat, aus naturgemäß wesentlich mehr Bestandteilen als nur der Sprache. Die Linie ist daher eher als Breitband zu bezeichnen. Auf diesem laufen in mehr oder weniger großem Umfang und in mehr oder weniger großer Dichte Kulturbestände weiter wie Handwerk, Handel, Verkehrswesen, Sozialstrukturen, Namengebung usw. bis hin zu den

Kleidermoden und Speisegewohnheiten.<sup>59</sup> Ein instruktives Beispiel stellen die Religionsbestände dar: Auf den Linear B-Täfelchen erscheinen die Götternamen Zeus, Hera, Athene, Artemis, Poseidon, Hermes und auch Dionysos. Diese Götter sind also erstens bei den Griechen älter als die Täfelchen und zweitens bis zu Homer gleich geblieben. In den anderen genannten Bereichen ist dasselbe Phänomen, wenn auch mit vielleicht geringerer Densität, feststellbar. Was dazu bisher von verschiedenen Spartenspezialisten erarbeitet wurde, speziell in der bereits mehrfach zitierten Faszikel-Serie *Archaeologia Homerica*, reicht erstens stofflich bei weitem nicht aus und steht dort zweitens nicht unter dem Zwang zu ständiger Einbeziehung *sämtlicher* Sparten und damit zu panoramischer Sicht. Die enorme Aufgabe, die künftiger Forschung gestellt ist, besteht infolgedessen in der Zusammenschau. Sie wird nur auf der Grundlage umfassendster Sprach- und Sachkompetenz gelöst werden können.

Ein Ansatz dafür ist immerhin schon heute klar: ‚Aufhänger‘ für weitertransportierte Wissensbestände sind Erinnerungskerne in Form von *Namen* (Ethnonyme, Toponyme, Personennamen) – wie eben *Achaiói*, *Danaói* oder *Ilios*, aber auch wie Agamemnon, Achilleus, Heléne usw. Namen sind metrisch unveränderbar bzw. nur mit Mühe, z.B. durch Umschreibungen, ersetzbar. Dadurch bilden sie Kristallisations- und Strahlungskerne. Denn an den Namen hängen die Geschichten. Die neuere Gedächtnisforschung hat das völlig klargemacht. Sie mit Nachdruck in die Homer-Forschung eingebracht zu haben ist das Verdienst von Elizabeth Minchin in ihrem Buch *Homer and the Resources of Memory*, das sorgfältige Rezeption beanspruchen darf.<sup>60</sup>

Klar ist weiterhin schon heute, daß der Hexameter ein Gefäß ist, das sich den im Traditionsstrom stehenden Einzelpersönlichkeiten ebenso wie den aufeinanderfolgenden Generationen der Sänger in verschiedenen Füllungszuständen und damit Bearbeitungsmöglichkeiten darbot:

a) es konnte von Information *voll* sein und so als unzertrennbares *Ganzes* übernommen und weitergetragen werden;

(b) es konnte mit Information nur *partiell* gefüllt sein (etwa durch Namen im Anfangsteil, auf die dann relativ beliebiges Füllwerk folgt, Holzwolle sozusagen), woraus sich die Notwendigkeit der Auffüllung ergab; diese konnte von Sänger zu Sänger innerhalb bestimmter Sachgrenzen wechseln – was einerseits die Gefahr von Informations*verzerrung* in sich barg, andererseits aber auch die Chance zu Neudeutung und Selbsteinbringung bot;

59 Vgl. etwa die Feststellung des Kölner Althistorikers Karl-Joachim Hölkeskamp: „... der Zusammenbruch des Palastsystems und seine Folgen waren daher zwar tiefgreifend, aber sie addierten sich nicht zu einem abrupten und absoluten Bruch. Denn dieser Bruch erfaßte keineswegs und überall auch die einfachen Grundstrukturen“: Hölkeskamp, K.-J., „Vom Palast zur Polis – die griechische Frühgeschichte als Epoche“, in: Gehrke, H.-J./Schneider, H. (Hrsg.) *Geschichte der Antike. Ein Studienbuch*, Stuttgart/Weimar 2000, S. 43.

60 Minchin, E., *Homer and the Resources of Memory. Some Applications of Cognitive Theory to the Iliad and the Odyssey*, Oxford 2001.

(c) es konnte sich informationsleer zur Verfügung stellen, also *neu* gefüllt werden müssen — wodurch sich die Chance zur Erfassung gänzlich neuer Phänomene bot.<sup>61</sup>

Die Hexameterdichtung steht damit *wesensmäßig* zwischen Bewahrung und Offenheit. Dadurch ist der Zustand des *Amalgams* bedingt, den wir in der Dichtung Homers vorfinden: Altes und Neues steht hier oft dicht beieinander und ist oft so stark verschränkt (durchaus auch innerhalb ein und desselben Verses), daß unsere Bemühungen, historisch präzise Zuweisungen an bestimmte Epochen der griechischen Geschichte vorzunehmen, bisher zu keinem Ergebnis kommen *konnten*. Indem ein Problem benannt wird, wird es freilich meist auch lösbar. Dieser Prozeß ist auch hier zu erhoffen.

### C. Schlußfolgerungen und Ausblick

Es ist vielleicht deutlich geworden, daß die Hexameterdichtung auf *ihre* Art die gleiche Funktion zu erfüllen suchte wie Schrift: Fluktuierendes fixierbar zu machen. Der Hexameter war also ursprünglich ein *vorschriftliches Fixierungsmittel*. Die in der mykenischen Palast-Administration seit dem 15. Jh. einsetzende Nutzung der unhandlichen und daher nur beschränkt verwendbaren Linear B-Schrift tangierte diese seine Funktion nicht. Er lebte also parallel zur Linear B-Schriftlichkeit weiter und wurde dank seiner *autonomen* Funktion auch durch den Untergang der Linear B-Schrift, zusammen mit dem Untergang der mykenischen Zentralpalastkultur, nicht entbehrlich. Im Gegenteil: Während derjenigen Periode, die wir hier ‚die Lücke‘ genannt haben, war er der Garant einer zumindest *partiellen* Vergangenheitsbewahrung. Selbstverständlich wurde in dieser Lücke immer auch spontan, d.h. dichtungs-*ungebunden*, weitererzählt. Die Hexameterdichtung aber begleitete diesen Erzählstrom. Und durch ihre Normativität und Autorität übte sie innerhalb dieses Erzählstroms eine stabilisierende Funktion aus. Auf sie griff man zurück, an sie lehnte man sich an, wenn man erzählte und wenn man erklärte.

Die Einführung der Alphabetschrift jedoch *beraubte* die Hexameterdichtung ihrer monopolistischen fixierenden und stabilisierenden Funktion. Die Einführung des Mediums Alphabet bedeutete daher das Ende der Hexameterdichtung als eines Instruments mit nicht nur ästhetischer, sondern auch gesellschaftlicher Funktion — der Funktion des Reservoirs. Eine *lebendige* Hexameterdichtung dieses Typs hat es *nach* Homer nie mehr gegeben. Über die Zwischenstufe der *oralità di riflesso*,<sup>62</sup> die für uns allein durch Hesiod (um 700) repräsentiert wird, wandelte sich die Hexameterdichtung zur rein schriftlichen Kunstdichtung, mit vielfältigen *neuen* Funktionen. Ilias und Odyssee sind insofern singuläre Glücksfälle der Kulturgeschichte.

61 Anschaulich gemacht durch die Graphik von Eva Tichy in: Latacz, J. (Hrsg.), *Homers Ilias. Gesamtkommentar. Prolegomena*, München Leipzig<sup>2</sup>2002, § 42, S. 58.

62 So Rossi, L.E., „I poemi omerici come testimonianza di poesia orale“, in: *Storia e Civiltà dei Greci I*, Milano 1978, 127.

Eingangs wurde der Versuch eines Analogieschlusses angekündigt, der eine denkbare Möglichkeit sichtbar werden lassen könnte, wie Wissen und Können innerhalb der vorschriftlichen *conditio humana oralis* in einigermaßen verlässlicher und damit progressionsfördernder Weise weitergetragen worden sein könnte. *Dichtung*, d.h. gebundene Sprache, die gedächtnisstützend und damit gedächtnisstrukturierend wirkt, könnte, wie der Fall der griechischen Hexameter-Dichtung zeigt, eines dieser Mittel gewesen sein. Dieser Gedanke ist natürlich nicht neu.<sup>63</sup> Die Homer-Forschung hat ihn aber durch ihre genauen Fall-Analysen ein Stückweit aus der banalen Allgemeinheit herausgezogen. Hier *generell* weiterzuforschen ist heute, wie mir scheint, keine Disziplin *mehr* prädestiniert als die Medienforschung. Ihr sei daher diese Anregung gewidmet.

63 Besonders hinzuweisen ist hier jetzt jedoch auf die hervorragende Neubearbeitung der sog. *Merseburger Zaubersprüche* (aufgefunden 1841 in einem Sakramentar der Merseburger Domstiftsbibliothek aus dem 9. Jh.) von Heiner Eichner und Robert Nedoma in der Zeitschrift *Die Sprache* (42/1-2, 2000/01): Von den bekannten Zeilen 8/9 des Zweiten Spruchs (*bén zi béna, bluot zi bluoda / lid ze geliden –, só se gelimida sín!*) wird hier anhand von Übereinstimmungen mit altindischen und altpersischen Parallelen wahrscheinlich gemacht, daß „kontinuierliche Tradierung gewisser Grundschemata von Aufzählungen in Betracht (kommt)“ (a.O. S. 5), und zwar in diesem Falle sogar über *Jahrtausende* hinweg: Ein eindrucksvolles Beispiel für die Bewahrungskraft von rhythmisch oder auf andere Weise *gebundener Sprache*.



**Martin Carlé**

## ***Enharmonische Archäologie der griechischen Musiknotation***

*Σειρήνας εἰσαφικόμην,  
Φόρκου κόρας, θροοῦντε τοὺς Ἄιδου  
νόμους*

Als ich bei den Sirenen einkehrte,  
des Schrecklichen Töchter, erklang ihrer beider  
Stimme in den Weisen des Hades schrill  
[Sophokles, Fragment 861]

### **Einleitung**

Auf den Schultern Foucaults mag diese kleine ‚Archäologie der griechischen Musiknotation‘ das „offene Meer der Medientechniken“<sup>1</sup> überstreichen, das sich zwar mit dem Vokalalphabet erst aufschwingen konnte, im Scheitelpunkt seiner Durchsetzung aber als Zeichensatz für die enharmonische Musik ab ~-403 – den Klang der sie tragenden Wellen bereits dem Untergang verschrieben hat. Am Horizont dieser Woge, welche uns in beliebiger Wiederholbarkeit fortan von Odysseus offenen Ohren singen macht, taucht eine unwiederbringliche Gestimmtheit menschlicher Ohren unter, in die das unwiderstehliche Duo zweier Sirenen einst mit schröcklicher Schönheit einzudringen verstand.

Wie die Ohren der Alten aber für den Empfang dieser zweier Lautungen (φθόγγω) ausgebildet waren, deren enge Zusammengehörigkeit die homerische Quelle im gleich dreifachen ‚casus dualis‘ gar noch gegen das Metrum emphatisiert<sup>2</sup>, und was unseren Zwo hiernach durch die Alphabetisierung der Musiké widerfuhr, reicht weit über das systematische Feld musikalischer Akustik hinaus. Als eine sture Humanwissenschaft ordnet heute die Musikwissenschaft en gros jene für die klassische Musik der Antike unvereinbaren Ansprüche zwischen Harmonikern und Empirikern noch immer erbarmungslos unbewusst in den Diskurs ihrer eigenen Klassik ein.<sup>3</sup> Statt

1 Friedrich Kittler in „Botschaften der Macht“, Stuttgart 1999, S. 8.

2 Homer, Odyssee, 12 Gesang, Z. 52 (ὄφρα κε τερπόμενος ὀγ’ ἀκούσης Σειρήνοιιν), 167 (τόφρα δὲ καρπαλίμως ἐξίκετο νηὺς εὐεργῆς νῆσον Σειρήνοιιν) & 185 (δεῦρ’ ἄγ’ ἰών, πολύαιν’ Ὀδυσσεῦ, μέγα κῦδος Ἀχαιῶν, νῆα κατάσπασον, ἵνα νωπέρην ὀη ἀκούσης).

3 Vgl. Karl Schnürll, 2000 Jahre europäische Musikschriften: eine Einführung in die Notationskunde, Wien, 2000.



die scharfen Auseinandersetzungen der zwei ältesten, uns unter den Namen Euklid<sup>4</sup> (~-300) und Aristoxenos<sup>5</sup> (~-320) recht konsistent erhaltenen Musiktheorien einmal mehr nur unter philosophie-politischen Gesichtspunkten zu betrachten oder sie im verstimmten ABC der eigenen neuzeitlichen Musiknotation in mathematischer HighTech zu versöhnen (erst mit Logarithmen, dann mit Topologie), versucht dieser Beitrag einmal konträr, im Fokus auf die Leistungen der altgriechischen Musiknotation, diejenigen Ohren auszugraben, die der antike Medienverbund von Schrift, Zahl und Ton aushärten ließ.

Bereits die Einführung des musikalischen τόπος (Topos) als phänomenal zu bestimmende Tonräume gegen Ende des 4. Jahrhunderts durch den Aristoteles-Schüler Aristoxenos von Tarent ist unmissverständlich gegen die strikten Proportionen pythagoreischer Tonstufen gemünzt. Seine anachronistische Wiederaufnahme des noch von Lasos von Hermione gegen Ende des 6. Jahrhunderts stammenden Konzepts spatialer „Tonbreiten“<sup>6</sup> (πλάτος) dürfte schlußendlich auch für die Nicht-Einsetzung des designierten Lykeion Thronfolgers<sup>7</sup> verantwortlich sein. „The Topos of Music“ ist darum auch kein nur „konzeptuell-logischer“ oder gar „transzendentaler Ort“ im musikalischen Raum, wie ihn die zur Topologie aufgerüstete „Geometrie der Töne“ nach Guerino Mazzola so gerne ontologisch beanspruchen würde<sup>8</sup> – sondern, so die vorangestellte These, eine Hilfskonstruktion, die sich aus dem das Vergessen fördernden Zeichengebrauch des Alphabets zur Notation von Tonhöhen als theoretischer Effekt erst nachträglich ergibt. Denn der στοιχος (Stoichos), die Reihenfolge der ionischen γράμματα (Grammata) bringt die στοιχεῖα (Stoicheia), die Elemente des altgriechischen Tonsystems in eine Ordnung, die der basalen enharmonischen Tonleiter, „la gamme par excellence“<sup>9</sup>, wie sie *der*<sup>10</sup> Aristoxenos-Biograph Louis Laloy um 1900 herausstellt, gerade widerspricht. „The deficiency“ of „doing musicology“ läge damit nicht, weder allgemein noch konkret, in der mangelnden Systematik eines universalen und „stabilen Rahmenkonzepts“, wie Mazzola 2002 behauptet<sup>11</sup>, sondern mit Foucault in einer für die „humanities“ allgemein geltenden historischen Positivität ihrer Episteme, oder, wie im konkreten Fall bei Aristoxenos, bereits im Verlust eines Wissens um die technischen Fundamente einer Kulturtechnik namens μουσική (Musiké).

Wenn Aristoxenos mit einer praxisfernen „Privattheorie“<sup>12</sup>, wie gezeigt werden soll, im Unwissen um den proportionalen Aufbau des notationalen Tonsystems einmal den Verfall der Enharmonik beklagt, ihre Erfindung aber

4 Elementa, nach J.L. Heiberg hrsg. v. E. S. Stamatis, Leipzig 1969 bis 1977.

5 Elementa Harmonica, hrsg. v. Rosetta da Rios, Rom 1954.

6 Elem. Harm. 7.9-22.

7 Suda, alpha, 3927.

8 Guerino Mazzola, „The Topos of Music“, Basel 2002

9 Lois Laloy, in: Congrès international d'histoire de la musique tenu à Paris 1900, hrsg. J. Combarieu, Solesmes 1901, S. 39.

10 Thomas J. Mathiesen, „Apollo's Lyre“, Lincoln 1999, S. 294.

11 Mazzola 2002, S. 3.

12 Martin Vogel, Die Enharmonik der Griechen I, Bonn 1963, S. 102.

zugleich in die mythische Figur des Olympos setzt und so wörtlich „zum Schöpfer (ἀρχηγός) der hellenischen und schönen Musik“<sup>13</sup> macht, ist das weniger Nostalgie als vielmehr schon Archäologie.<sup>14</sup> Auch zur Bestimmung der Ordnung von Tönen im Ohr hat eine Archäologie nach Foucault zwei Aufgaben: „die Weise zu bestimmen, auf die sie sich in der *episteme*, in der sie verwurzelt sind, anordnen; und auch zu zeigen, worin sich ihre Konfiguration radikal von der der Wissenschaften im strengen Sinne unterscheidet.“<sup>15</sup> Analog hieße das für die antike Musikpraxis zu bestimmen, wie das Wissen um die Einstimmung der Töne mit den medialen Operationen an Instrument und Notation verwurzelt ist und aufzuweisen, was die topo-vokalische Theorie der Ἀριστοξένου ἁρμονικῶν στοιχείων βιβλία γ (3 Bücher des Aristoxenos über die harmonischen Elemente) von einer praxisnahen *Wissenschaft der Harmonie* (ἁρμονικὴ ἐπιστήμη)<sup>16</sup>, der diagrammatischen ΚΑΤΑΤΟΜΗ ΚΑΝΟΝΟΣ (Teilung des Kanon) unterscheidet. Nur methodisch wird sich diese Aufgabe nicht auf die Fülle von Serien an Dokumenten aus Archiven verlassen können. Sie darf deshalb als eine medienarchäologische gelten, sofern es ihr anhand von Fragmenten nachzuweisen gelingt, wie sich die Positivität von Kulturtechniken selbst an medialen Operationen zwischen Schrift, Zahl und Ton zu stabilisieren versteht.

## Entzifferung als Ent-schlüsselung

Dies kommt für den Fall der wahrhaft ‚klassischen‘ Musiknotation – im wahrsten Sinne des Wortes – einer Aufgabe der Entzifferung gleich, nämlich: der Entfernung des klassischen Notenschlüssels von den Ziffern, welche die Grammata der παρασημαντικὴ τέχνη (Notenschrift) ja eben sind. Dieser Aufgabe angenommen hat sich zunächst die „Allgemeine Geschichte der Musik“ in Gestalt von Johann Nikolaus Forkel, einem der wesentlichen Begründer Deutscher Musikwissenschaft, der 1788 an den „unnatürlichsten und unmelodischsten Tonreihen, die man sich nur denken kann“ prompt gescheitert war. Sich stützend auf eine textfestere Grundlage überlieferter Musiktraktate aus der Spätantike erreichten zur Mitte des 19. Jahrhunderts jene melodischen und skalaren Verwirrungen auch die Philologie. Doch begleitet vom seltenen Glück neu aufgebrachter Fundstücke konnte sukzessive und ganzunmetaphorisch archäologisch bis Mitte der 1960er Jahre endlich über diese „traurige Stätte“ der Forschung, wie sie noch Otto Gombosi beschrieb, entschieden werden.<sup>17</sup> Dabei haben Johann Friedrich Bellermanns „Tonleitern und Musiknoten der Griechen“ und Karl Fortlages „musikalische[s] System der Griechen in seiner Urgestalt aus den Tonleitern des Alypius zum

13 Plutarch, „de musica“ in Plutarchi Moralia, Leipzig 1966, c.11.

14 Minnetwegen auch eine archäologische Heimkehr Martin Vogels in die Musikwissenschaft, die sich bspw. mit Stefan Hagel und Martin West noch immer im weiten Feld der Spekulation oder des nüchternen Schweigens zur „Enharmonik der Griechen“ hält.

15 Michel Foucault, Die Ordnung der Dinge, Frankfurt a. M. 1974, S. 438 kursiv im Original.

16 Elm. Harm. 13.1-6.

17 Oto Johannes Gombosi, Tonarten und Stimmungen der antiken Musik, 1939, S. 4.

ersten Male entwickelt“, beide von 1847, die Anordnung der Notenschrift durchaus schon in die richtige Reihenfolge, den  $\sigma\tau\omicron\chi\omicron\varsigma$  des Alphabets, gebracht.

The image shows a musical score with two systems, I and II. System I has three staves. The top staff has notes with Greek letters above: Α Δ Η Κ Ν, Β Ε Θ Α Ξ, Γ Ζ Ι Μ, Ο Φ Ω, Τ Υ Ρ Φ Ψ, and Π Τ Χ. The middle staff has notes with Greek letters below: Α Δ Η Κ, Β Ε Θ Α, Γ Ζ Ι Μ, Ο Φ Ω, Τ Υ Ρ Φ Ψ, and Π Τ Χ. The bottom staff has notes with Greek letters below: Α Δ Η Κ, Β Ε Θ Α, Γ Ζ Ι Μ, Ο Φ Ω, Τ Υ Ρ Φ Ψ, and Π Τ Χ. System II has three staves. The top staff has notes with Greek letters above: Ζ Ν Ε < Γ Κ, Η Ζ Ν Ε < Γ, Κ Ε Ζ Α, Γ Τ Ε Η Η, and Ε Ρ. The middle staff has notes with Greek letters below: Ζ Ν Ε < Γ, Η Ζ Ν Ε < Γ, Κ Ε Ζ Α, Γ Τ Ε Η Η, and Ε Ρ. The bottom staff has notes with Greek letters below: Ζ Ν Ε < Γ, Η Ζ Ν Ε < Γ, Κ Ε Ζ Α, Γ Τ Ε Η Η, and Ε Ρ.

Doch verlustreicher als es sich für Stefan Hagel im 21. Jahrhundert darstellt<sup>18</sup>, musste die hermeneutische Odyssee zu ihrer Dechiffrierung zuerst an der ‚Skylla‘ des neuzeitlichen Musikdiskurses vorbei segeln, bis sie durch die feine κυβερνητική τέχνη (Steuermannskunst) Martin Vogels, in Einklang mit den ältesten Quellen der Überlieferung gebracht, endlich sicher im Hafen seiner Habilitation von 1959 endete. Eine Ankunft am spezifisch griechischen „Ursprung der Enharmonik“<sup>19</sup>, wie sie durch das Organ der „Musik in Geschichte und Gegenwart“<sup>20</sup> schließlich bis heute verbürgt wird. Nach keinem geringeren Bürgen als Ebert Pöhlmann, dem Herausgeber der „Denkmäler Altgriechischer Musik“<sup>21</sup> eine wahrhaftige Zäsur, die das primär philologische Interesse am antiken Tonsystem in ein stärker archäologisches, „am wachsende[n] Corpus der Musikfragmente“ orientiertes Forschen umschlagen ließ.<sup>22</sup>

Wogegen sich Martin Vogel durchzusetzen hatte, war das Bollwerk einer auf der abendländischen Diatonik fußenden Evolutionsdussellei einer vermeintlichen Musenkunst namens μουσική hin zur Tonalität, oder gar über sie hinaus zur temperierten Gleichgültigkeit der 12-Ton-Serialität. So hieß es denn 1924 in einer Besprechung zur 12-Ton-Theorie des Wieners Joseph Matthias Hauer — leider noch bevor ihm Heinz von Förster den „kulturspezifischen“ Zusammenhang von Zahl und Ton 1927 hätte beibringen können.<sup>23</sup>

„Die Griechen waren – vom spezifisch musikalischen Gesichtspunkt aus betrachtet – tatsächlich nur ein unschöpferisch kompilierendes Volk, dessen zweifelhaft zu bewertendes Hauptverdienst darin bestand, den ihm zuströmenden orientalischen Melodieschatz aufzufangen und in verunstalteter Form an das übrige Europa weiter übermittelt zu haben.“<sup>24</sup>

18 Stefan Hagel, *Modulation in Altgriechischer Musik*, Frankfurt a. M. 2000, S. 7 f.

19 Martin Vogel, „Die Enharmonik der Griechen, 2. Teil: Der Ursprung der Enharmonik“, Bonn 1963.

20 *Musik in Geschichte und Gegenwart*, Kassel 1994, 1629.

21 Ebert Pöhlmann, „Denkmäler Altgriechischer Musik“, Nürnberg 1970.

22 MGG 1994, 1931.

23 Heinz von Förster, „Einführung in die 12-Ton-Musik“ in *Kybernetik* 1993, S. 40.

24 Alexander Jemnitz, in „Die Musik“ 16, 1924, S. 500.

Indem über mehr als drei Jahrhunderte mit der 12ten Wurzel über der Oktave der diatonische „Sieg des Geistes über die Natur“<sup>25</sup> in der Musikforschung abgefeiert wurde, konnte man sich die Intervalle der Enharmonik nur mehr aus einer verfälschten Überlieferung erklären. So schreibt Fortlage 1847 über „Das musikalische System der Griechen“:

„Die Sache klang in den Ohren der Alten ohne Zweifel eben so lügnerisch und penibel, als in den unsrigen. Aber sie quälten sich daran ab, wie man sich an verfälschten historischen Tatsachen abquält, welche man zu läugnen nicht den Muth hat und auch nicht die Mittel besitzt.“<sup>26</sup>

Dabei mangelte es dem 19. Jahrhundert selbst, so möchte man korrigieren, nicht an Mitteln als vielmehr an einem medienkritischen Verhältnis gegenüber der Dominanz des Klaviers, wenn es bspw. mit Otto Bähr 1882 über das „Tonsystem unserer Musik“ ertönt:

„Niemals hat – abgesehen von den völlig rudimentären Erscheinungen des chromatischen und enharmonischen Tongeschlechts – innerhalb historischer Erinnerungen ein Tonsystem bestanden, welches in Vergleich mit unserem heutigen ein anderes gewesen wäre ... Und niemals – fügen wir hinzu – wird es, so lange es eine Musik gibt, gelingen, ein anderes Tonsystem zu schaffen.“<sup>27</sup>

Doch ebenso wie ihm Echos von Lobeshymnen auf die enharmonische Kitharodik aus der antiken Vergangenheit entgegenhalten, hat ihn eine auf Schellack jazzende Zukunft widerlegt. Nicht in Musiklexika, sondern in der Real-Encyclopädie von Pauly und Wissowa (1933) findet sich unter dem Eintrag Musik die leise Vermutung, dass „die Enharmonik der Blütezeit [...] auf das antike Ohr offenbar eine völlig andere Wirkung ausgeübt [habe] als die heutigen Vierteltöne auf uns.“<sup>28</sup> Und schon Jakob Burckhardt hatte bescheiden vermutet, „dass das griechische Ton- und Gehörsystem ein anderes gewesen sei, als das unsere. Auch dieses letztere kann einem künftigen Jahrtausend vielleicht unverständlich sein, so daß Komponisten wie Mozart und Beethoven, wie Terpander, nur noch auf Kredit hin genannt werden.“<sup>29</sup> Doch erst der hier vor Ort geehrte Hermann von Helmholtz, weil er die Diskursmacht Klavier vom Musikinstrument zum Medium der Klanganalyse umfunktionierte, verweist – so darf man sagen – auf ein Verständnis *aus* Kulturtechnik:

25 Hans Heinz Stuckenschmidt, in Die Musikforschung 13, 1960, S. 78.

26 Carl Fortlage, „Das musikalische System der Griechen in seiner Urgestalt“, Leipzig 1847, S. 123 f.

27 Otto Bähr, „Das Tonsystem unserer Musik nebst einer Darstellung der griechischen Tonarten und der Kirchenmusik des Mittelalters“, Leipzig 1882, S. 267.

28 Walther Vetter, „Musik“ in Real-Encyclopädie von Pauly und Wissowa 31, 1933, Sp. 828, 823.

29 Jakob Burckhardt, Griechische Kulturgeschichte, Berlin 1902, III S. 142, 148.



rückläufige, d.h. nicht monoton absteigende Notierung von Tonhöhen und konstatierte für die Zeichen im chromatischen und enharmonischen Geschlecht, dass „[sie] auf eine ganz abweichende Weise“, gebraucht worden seien, „wodurch für diese Geschlechter eine zwar in sich consequente, aber seltsam ungeschickte Notierung“ entstehe.<sup>32</sup>

Dasselbe Unwissen über die musikalische Praxis mit der Notation und derselbe Verlust am Verständnis der Tonbeziehung im griechischen Tonsystem, so die Eingangsthese, muss schon für Aristoxenos angesetzt werden. Allerdings dünkte ihm die Notenschrift nicht als redundant, sondern als zu ungenau, weshalb er sie von vornherein als *Elemente* seiner Musiktheorie schlicht ausschloss. Er wählte den umgekehrten Weg. Ausgehend von der Vielzahl farbiger Skalenbezeichnungen, die nach eigenen Angaben wohl in Klang und Namen noch aus ältester Zeit an seine geneigten Ohren drangen, teilte er, schon weil die Antike keine Logarithmen kannte, nicht die Oktave in 12 gleiche Teile, sondern die Quarte des Tetrachords in 10 linear aufeinander folgende Vierteltöne. Mit diesem Schema von 2 1/2 Ganztönen aber nahm sich Aristoxenos, dessen Harmonielehre sich ja zweifellos zur enharmonischen und chromatischen Musik seiner Zeit bekannte, ähnlich unreflektiert wie die Musikarchäologie nach ihm, dennoch einer diatonischen Reihung an, deren gleichförmige Additivität sich aus der ebenso linearen Abfolge des Alphabets doch erst ergeben hat.

#### Quarte abwärts intoniert

Diatonon:	e'	d'	c'	h	
		1 +	1 +	1/2	= 2 1/2 Ganztöne
		4 +	4 +	2	= 10 Vierteltöne
Enharmonion:	e'	c'	h+	h	
		2 +	1/4 +	1/4	= 2 1/2 Ganztöne

Wie das Alphabet über seine Elemente, so schreitet bei Aristoxenos das Melos über die Tonstufen einer Skala hinweg. More Aristotelico geht dabei die Wahrnehmung der Theorie voran und zum ersten Prinzip wird die Bewegung erklärt — doch wohlgermerkt nicht die Bewegung des Schalls ( $\psi\acute{o}\phi\omicron\varsigma$ ), wie bei den Kanonikern, sondern der *unangeschlagenen*, organischen Stimme, genannt  $\phi\omega\nu\acute{\rho}\eta$ . Die anthropologischen Laut- und Hörorgane geben entsprechend auch die musikalischen Grenzen des Ambitus und die Logik von Intervallbewegungen vor. Beispielsweise könne die Stimme höchstens zwei aufeinander folgende Vierteltöne singen und müsse dann zur nächsten Quarte oder Quinte aufschließen. Aus diesen melodischen ‚Prinzipien‘ einer zum Topos erweiterten Aisthesis ist die Polemik der „Harmonischen Elemente“ gegen die exakte  $\kappa\alpha\tau\alpha\pi\upsilon\kappa\nu\acute{o}\sigma\iota\varsigma$  (Katapyknosis) der Harmoniker,

<sup>32</sup> Friedrich Bellermann, „Die Tonleitern und Musiknoten der Griechen“, Berlin 1847, S. 50.

d.h. den „dichtgedrängten Schnitten“ von Dreiergruppen gerichtet, welche nur die Instrumentalnotation noch graphisch festzuhalten vermag.

An jenen ‚Pyknoi‘, hinter denen sich die ‚Diesen‘ der Alten heute als sogenannte Drittel und Vierteltöne verbergen, kommt es jedoch schon zur ersten Divergenz mit den Lehren des Aristoteles. Dessen Metaphysik hatte nämlich die Diesis<sup>33</sup> noch als ἀρχὴ καὶ μέτρον, also als kleinste Maßeinheit bezeichnet, ja gar als atomaren Urbestandteil (στοιχείον), als Element aller Intervalle und gerade auch jener der Stimme aufgefasst. Unter Rücksicht auf die Toposlehre, die Aristoxenos mit ihren spatialisierten Intervallbereichen ja überhaupt erst die Agitation gegen die Kanoniker erlaubt, nahm er den Widerspruch mit des Meisters Prinzipien in Kauf, und erklärte rundheraus, man solle einfach annehmen, dass es überhaupt kein kleinstes Intervall (διάστημα) gebe.<sup>34</sup> Mit dieser philosophisch gewendeten Anleihe bei Euklid und dessen potentiell unendlicher Teilbarkeit geometrischer Strecken (διάστημα), wäre denn auch geklärt, woraus sich der aristoxenische Ton (φθόγγος) als Größe (μέγεθος) speist und wie der Titel (ἁρμονικῶν στοιχείων) seines Werkes, trotz oder gerade durch seinen Selbstwiderspruch motiviert ist.

## Polychromatik

„Vierteltöne schockieren unser Ohr“<sup>35</sup>, schrieb Aristoxenos-Spezialist Laloy und übersah damit, dass es doch eben jener war, der diese Mähr von der Teilung des Halbtons durch die Harmoniker in die Welt gesetzt hat. Weil Aristoxenos die Diesen mit seiner „kleinsten enharmonischen“ ἀρχὴ καὶ μέτρον nicht mehr ermessen konnte, welche Redundanz in den durch ihn von 6 oder 7 ursprünglichen Harmoniai auf 13 (bzw. 15) aufgeblasenen Oktavgattungen (εἴδη διακισῶν) steckte, zwang ihn seine eigene Kombinatorik aus Tongeschlechtern (ἁρμονίαι) und Transpositionsskalen (τρόποι), die Teilung des Tetrachords zuerst von 10 auf 30 (Chroma Malakon) und dann auf 60 (Chroma Hemiolion) „Vierteltöne“ zu erhöhen.

Wie sehr gerade diese Operation trotz aller beteuerten Distanz zur Musikschrift dennoch mit der alphabetischen Vokalnotation verbunden blieb, zeigt sich eben daran, dass die farbigen Tonleitern (χρῶαι) nur Ausschnitte aus dem Tonsystem waren und in der „Harmonielehre des Klaudios Ptolemaios“<sup>36</sup> deshalb auch verlustfrei wieder auf die ursprünglichen 7 *systematisiert* werden konnten.<sup>37</sup> Deutlich hervorgehoben werden muss dieser „phonozentristische Defekt“, weil er als medialer *Effekt* der Musiknotation das ganze 18. und 19. Jahrhundert im Irrglauben bestach, Aristoxenos hätte bereits die gleichschwebende Temperatur, wenngleich nicht praktisch umgesetzt,

33 Durchlassen, durchschleifen.

34 Elem. Harm. 46.17.

35 Laloy 1900, S. 39.

36 Die Harmonielehre von Klaudios Ptolemaios, hrsg. von Ingemar Düring in: Göteborgs Högskolas Arsskrift 38, 1932.

37 Pöhlmann in MGG 1994, 1653.

so wenigstens doch theoretisch gefordert. Da ihm die Oktave aber *kein* wesentlich strukturbildendes Intervall abgab und er an der Tradition fest eingestimmter Ecknoten (ἑστῶτες) festhielt, zwischen denen sich erst die beweglichen Töne (κινούμενοι) verschieben lassen, kann davon keine Rede sein.

Welcher Medienverbund aus Schrift, Zahl und Ton aber vermochte es einerseits die Hestotes zu befestigen und welche seiner Operationen bewegten andererseits die Kinumenoi in die Dichtgedrängtheit der Pyknoi, den symmetrischen Dreiergruppen der Instrumentalnotation?

## Enharmonik

Der Weg zur Musik der Alten führt also nicht über Vierteltöne oder gar über den heute genau gegensätzlich gebrauchten Terminus der ‚enharmonische Verwechslung‘ von Tonstufen, sondern, wie das Wort Enharmonik schon besagt, über Töne, die zueinander in reiner Harmonie stehen. Aristoxenos, der trotz seiner abwegigen Theorie eine wichtige historische Quelle bleibt, referiert zu Anfang seiner Elemente, um, wie selbstverständlich, Diatonik und Chromatik als gleichberechtigte Tongeschlechter neben die Enharmonik zu stellen, folgendes Faktum:

„Was die frühen Bearbeiter der Harmonik betrifft, so ist es eine Tatsache, dass sie Harmoniker im eigentlichen Sinne des Wortes sein wollen. Denn bloß mit der Enharmonik haben sie sich befasst, die übrigen Tongeschlechter niemals in Erwägung gezogen. Zum Beweise dessen dient, dass ja bei ihnen bloss für die Systeme des enharmonischen Tongeschlechts Diagramme vorliegen; für diatonische und chromatische hat man sie nie bei ihnen gefunden.“<sup>38</sup>

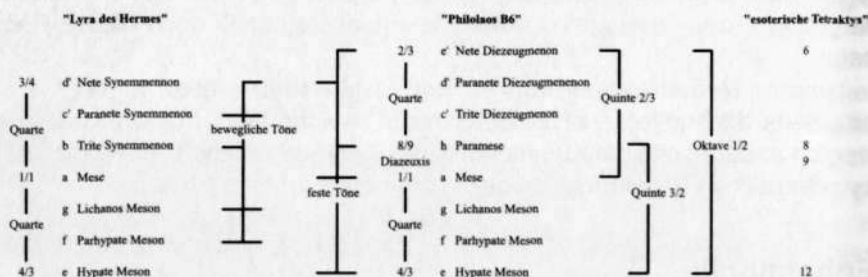
Das Tonsystem der Blütezeit bestand aus einem älteren kleineren System (σύστημα ἕλαπτον), einem neueren großen System (σύστημα μείζον) und einer Kombination aus beiden zum sogenannten „größten unveränderlichen System“ (σύστημα ἀμετάβολον μείζον). Das Bildungsprinzip des kleineren Systems liegt in der Synaphé (συναφή), der Verbindung von Tetrachorden, so dass der tiefste Ton des höheren Tetrachords zugleich der höchste Ton des tieferen ist. Eine solche Vereinigung zweier Tetrachorde zu einem Heptachord ist wohl sehr alt, denn sie wurde auch „Lyra des Orpheus“ oder „Lyra des Hermes“ genannt. Das größere System dagegen verdankt seine Eigenart der Diazeuxis (διάζευξις), der Trennung zweier Tetrachorde über der Mese. „Die Mese war die ‚Archè‘ der Harmonia“.<sup>39</sup> Als Mittlere zwischen 7 Saiten, und nicht als Grundton der Oktave, galt sie als Herrscherin, Bezugspunkt und Ursprung des Systems. Nach Nicomachos habe nun Pythagoras

38 Elem. Harm. 2.8; Übersetzung Rudolf Westphal, Leipzig 1863.

39 Martin Vogel, „Harmonikale Deutung eines pythagoreischen Spruchs“, in Festschrift Joseph Schmidt-Görg zum 60. Geburtstag, Bonn 1957, 381 f.



durch Einschub eines diazeuktischen Ganztons über der Mese aus der siebentönigen Leiter die Oktave gewonnen.



Das Vertrauen in diese Überlieferung wächst, führt man sich diagrammatisch vor Augen, dass sich die musiktheoretische Relevanz der Tetraktys, des pythagoreischen Operators schlechthin, erst aus der spezifischen Kombination von Tetrachord und Ganzton in Bezug auf die Oktave ergibt. Wie der Mathematikhistoriker Árpád Szabó herausgestellt hat, liegt die eigentliche Bedeutung des ältesten pythagoreischen Musiktheoriefragments – Philolaos B6 – nicht so sehr in der Überlieferung konkreter musikalischer Intervalle, als vielmehr in ihrer Verwendung und Formulierung in mathematischen Fachtermini im Sinne der ‚Analogia‘, der voreuklidischen Lehre von den Proportionen. Logos, als Grundwort, von welchem die Verhältnisgleichheit ἀναλογία abgeleitet ist, bedeutet demnach ein „zahlenmäßig aussagbares Verhältnis“ zweier Glieder (ὄροι).<sup>40</sup> Horoi heißen aber die Grenzen musikalischer Intervalle (διόστημα), wie sie am Monochord als Strecken abgenommen werden können, was sie wiederum dem Logos als Verhältnis zweier Zahlen äquivalent werden lässt. Wenn nun Philolaos von der Diazeuxis, dem trennenden Ganzton zweier Tetrachorde zur Oktave als einem „Epigdom“ ( $1 + 1/8 = 9:8$ ) spricht, damit aber zugleich die ὑπεροχή<sup>41</sup>, die Differenz angibt um wie viel die Quinte die Quarte übertrifft, darf als bewiesen gelten, dass er auf die sogenannte ‚esoterische Tetraktys‘ (6:8:9:12) zurückgriff – mit anderen Worten: das durch Operationen mit Zahlen am Kanon gewonnene Geheimwissen des Pythagoras angewendet hat.

$$\begin{array}{cccccccccccc} 2/3 & \text{und} & 3/4 & \text{ergibt} & 1/2 & & 3/4 & \text{und} & 2/3 & \text{ergibt} & 1/2 \\ 6/9 & * & 9/12 & = & 1/2 & & 6/8 & * & 9/12 & = & 1/2 \end{array}$$

Wichtig ist dies für unseren Zusammenhang, da Philolaos' Formulierungen gerade die Kommutativität von Addition und Subtraktion für musikalische Intervalle als Streckenverhältnisse betont. Schon Philolaos hebt damit

40 Árpád Szabó, „Entfaltung der griechischen Mathematik“, Mannheim 1994, S. 137.

41 Ptolemaios und Jamblichos – Hyperoché bezieht sich auf den Minuenden, der größer ist, und Elleipsis auf den Subtrahenden, der hinter dem Minuenden zurückbleibt.

die Besonderheit der σύνθεσις διαστημάτων, die zahl-proportionale Zusammensetzung der griechischen Intervalle zu συστήματα (Ton-Systemen) hervor, wie sie ausschließlich an Saiteninstrumenten abbildbar sind. Diese nur ihrer arithmetischen Darstellung nach vermeintlich kompliziert einzustimmenden Zahlenverhältnisse, folgen jedoch aus der üblichen, völlig einfachen und systematisch, ja ‚gehörlos‘, lehrbaren Stimmpraxis mit epimoren Saitenlängen. Die Lyra ist, so ließe sich ohne Übertreibung sagen, das „epistemische Ding“<sup>42</sup> der frühen griechischen Mathematik. Über den Medienwechsel zur φωνή aber und ihre hypothetischen, weil nicht mehr messbaren Intervallgrößen hinweg, zerbricht die operative Parallele von Addition und Multiplikation bzw. Subtraktion und Division der μουσική. Denn nur bezüglich der ἀριθμοί, der Zahlen und ihrer Relationen (λόγοι) gilt der gewissermassen musikalisch geführte Beweis, der die voreuklidische und d.h. vorgeometrische Lehre (μάθησις) von den Proportionen hervortreten lässt. Zurück bleibt von Aristoxenos Theorien nurmehr eine sprachliche ἀναλογία, eine Anleihe bei der wissenschaftlichen Begrifflichkeit durch Horoi fest umgrenzter Diastema. Mit ihren verstimmten Anspielungen auf die Irrationalität, insbesondere bei der quantitativen Bestimmung von Intervallen im geometrischen Begriff der Größe (μεγέθη), untergräbt sie gerade die tatsächlich ana-logische Einbettung der beweglichen Töne (κινούμενοι). Seine bloß pseudo-mathematische Ausflucht von den elementaren Intervallen des Kanons zur würdeträchtigeren Elementarität axiomatischer statt medialer a priori bestätigt erneut sein Unwissen vom – im wahrsten Sinne des Wortes – *systematischen* Code der musikalischen Notation. Die deshalb wahrlich „phonozentristisch“ zu nennende Konvertierung diastematischer Zahlen in topographische Größen beansprucht die axiomatische Kontinuität des Raumes (κινήσεις κατὰ τόπον), welche ja in der beliebigen Teilbarkeit von Strecken buchstäblich wurzelt, für die dingliche Vorstellung bewegter Körper – statt für medial erzeugte Luftbewegungen *in der Zeit*.

διαβαίνουσα γὰρ ἴσησιν αὐτὴν (sc. φωνή) ἐπι μιᾶς τάσεως εἶτα πάλιν ἐφ' ἑτέρας καὶ τοῦτο ποιοῦσα συνεχῶς – λέγω δὲ συνεχῶς κατὰ τὸν χρόνον – ὑμερβαίνουσα μὲν τοῦς περιεχομένους ὑπὸ τῶν τάσεων τόπους

„Indem [die Stimme] [fort]schreitet, stellt sie sich [erst] auf eine Tonhöhe, dann wieder auf eine andere, und dies tut sie kontinuierlich – ich meine kontinuierlich der Zeit nach –, wobei sie die von den Tonhöhen umfassten Örter überschreitet.“<sup>43</sup>

Ausgerechnet die älteste ‚auf uns gekommene‘ Monographie zur Betrachtung (θεωρία) der Musik formuliert eine musiktheoretische Phänomenologie, die in ihrer eigen-sinnlichen Hellsicht nicht nur die enharmonischen Gründe praktizierter Schönheit übersieht, sondern, indem sie den additiv

42 Hans-Jörg Rheinberger, Hagner Michael „Experimentalsysteme“ in „Die Experimentalisierung des Lebens“, Berlin 1993, S. 7.

43 Elem. Harm. 13.11-21; Übersetzung Oliver Busch 1998, S. 42.

gedachten Realraum der Zeit mit dem multiplikativen Frequenzraum der Wiederholung verwechselt, auch den epistemischen Mehrwert der  $\mu\omicron\upsilon\sigma\iota\kappa\acute{\eta}$   $\tau\acute{\epsilon}\chi\eta\eta$  ihrem spezifisch akustischen Wesen nach vergibt. Aristoxenos' mutwillige ‚Elementaranalyse der Harmonie‘ mündet somit in eine philosophische Rhetorik, welche in der vermeintlichen Opposition von Größe und Zahl bis heute in der angeblichen Fundamentaldifferenz von analog-digital Hochkonjunktur hat, obwohl doch die nicht umsonst so betitelte „Erweiterte Harmonische Analyse“<sup>44</sup> Norbert Wieners diesen Sachverhalt noch vor jeder theoretischen Antho-logie des Digitalen informationstheoretisch ausreichend kybernetisiert hat.<sup>45</sup>

Im Stichwort „Irrationalität“ liegt also in entgegengesetzter Richtung der Schlüssel zur Instrumentalnotation. Er öffnet im Medienverbund von Ton und Zahl die Episteme zur arithmetischen Mittellehre, als strategische Leitlinie bei der harmonikalen Teilung des Kanons. Schriftlich verbürgt ist die Mittel-lehre in spezifisch musiktheoretischen Termini im 2. Fragment des Archytas für die erste Hälfte des 4. Jahrhunderts und wurde nur deshalb von Porphyrios überliefert, weil die *Diastema* des Archytas exakt parallel zum *Logos* der Größen bei Euklid gelesen werden sollen!<sup>46</sup> Strukturbildend tritt sie jedoch, wie bereits erwähnt, schon bei der Tonleiter des Philolaos aus der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts deutlich hervor.

e' Nete Diezeugmenon	□	—	6	
d' Paranete Diezeugmenon				
c' Trita Diezeugmenon				
h Paramese	K	—	8	= harmonisches Mittel
a Mese	C	—	9	= arithmetisches Mittel
g Lichanos Meson				
f Parhypate Meson				
e Hypate Meson	Γ	—	12	

Alle bislang verwendeten Intervalle (2:1, 3:2, 4:3, 9:8) sind epimor, d.h. sie gehorchen dem harmonikalen Bildungsprinzip  $n+1/n$ . Sie sind *elementar* weil epimore Zahlenverhältnisse für die weitere Unteilbarkeit musikalischer Intervalle, sprich für die multiplikative aber nicht additive Elementarität der Töne im griechischen Tonsystem garantieren, wie es die ‚Sectio Canonis‘ in Proposition 3 und identisch zum 8. Buch der Elemente in Prop. 8 beweist:

44 Norbert Wiener, „Generalized harmonic analysis“, in: Acta Mathematica 55, 1930, S. 117-258.

45 Mathiesen 1999, S. 334: None of the later theorists – Greek or Latin – seems to have realized Aristoxenos's strikingly modern conceptual base and undertaken to develop it. ...Ja, warum denn wohl...?

46 Szabó 1994, S. 170.

Ἐπιμορίον διαστήματος οὐδεὶς μέσος, οὔτε εἷς οὔτε μλείους ἀνάλογον ἐμπεσεῖται ἀριθμός.

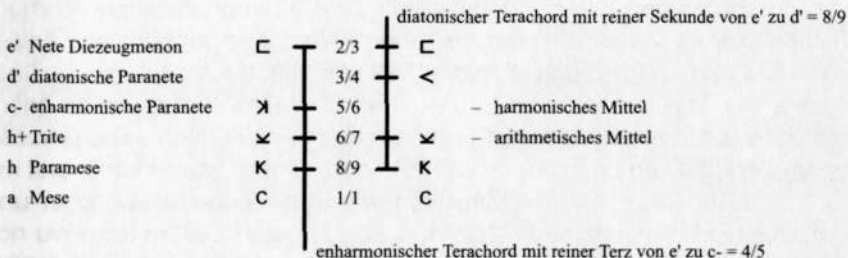
„Ein epimores besitzt kein Mittel, weder eine noch mehrere Zahlen lassen sich analog einschalten.“<sup>47</sup>

Deshalb darf aber noch nicht, wie es allzu oft geschehen ist, von der zwar gegebenen Elementarität der Oktave sogleich auf ihre *Tonalität* im Sinne eines Grundintervalls kurzgeschlossen werden. Die Archè bleibt, wie bereits betont, noch immer die Mese. *Nur* für die diazeuktische Verfung zweier Tetrachorde à la Philolaos ergibt sich die Harmonia als Oktave. Bei anderen und besonders bei den ältesten Harmoniai, fälschlicherweise als Oktavgattungen bezeichneten Ausschnitten des Tonsystems, wird weder der Ambitus einer Oktave, noch die Anzahl von 8 Tönen immer erreicht.

Diese Entwicklung bestätigt etymologisch auch eine pseudo-aristotelische Stelle aus den *Problemata Physica*:

„Warum spricht man von dem durch alle Töne gehenden Akkord (διασσω̄ν), und nicht nach der Zahl der Töne von Oktave, wie man von Quarte und Quinte redet? – Doch wohl darum, weil es ursprünglich nur sieben Saiten gab. . . und zu seiner Zeit sprach man von dem durch alle Töne gehenden Akkord, aber nicht von Oktave. . .“<sup>48</sup>

Damit wäre der Kernel des griechischen Tonsystems in Proportions- und Mittellehre geknackt. Die ältesten überlieferten Ton-Zahlen des Archytas von Tarent belegen, dass unter Beibehaltung epimorer Intervalle die Mittellehre über die Oktave hinaus auch auf Quinte und Quarte zur Gewinnung der „beweglichen“ Tonstufen angewendet worden ist.



Geradezu lakonisch resumiert Vogel die kulturtechnisch durchschlagende Koinzidenz von Stimmpraxis und Mathematik:

47 Euklid, *Sectio Canonis Prop. 3*, in Oliver Busch „Logos synthesēos“ Berlin 1998, S. 152 u. 138.

48 Aristoteles, *Problemata Physica* XIX, 32, Übers. H. Flashar, Berlin 1962.

„Die enharmonische Paranete ist das harmonische Mittel der Quinte über der Mese. Die den drei Tongeschlechtern gemeinsame Triten ist das arithmetische Mittel der Quarte über der Mese. [...] Die Intervallverhältnisse des diatonischen und enharmonischen Geschlechts sind damit geklärt.“<sup>49</sup>

Ja mehr noch: in Gebrauch und Struktur entspricht die Einstimmung des Archytas als einzige *aller* überlieferten nahtlos der älteren Instrumentalnotation. Völlig unzweideutig erweist sich in ihr die alte Hierarchie der Tongeschlechter, weil sich aus dem enharmonischen Intervallvorrat des *deshalb* so genannten „größten und unveränderlichen Systems“ sowohl Diatonik als auch Chromatik ableiten lassen. Da es sich mit diesem im Wortsinne „genetischen“ Verfahren zur Bildung der Tongeschlechter (*γέννη*) um eine Kombinatorik notierter Intervalle und keinesfalls um eine blinde „Systematik“ wie bei späteren Theoretikern handelt, darf zudem geschlossen werden, dass die *παρασημαντική τέχνη* nicht einfach nach einem vorgängigen mathematischen Prinzip gebildet, sondern an eine kulturelle Stimmpraxis angepasst worden ist. Am *Primat* der Enharmonie fügte sich die spezifische Medialität der antiken Musikschrift zu einer Kulturtechnik aus Ton und Zahl, welche *μουσική* und *μάθησις* zueinander *in*-Harmonie treten ließ.

## Spondeion

Mit dem Fall der Oktave als unbedingter Leitinstanz fallen auch die zahllosen Ausfälle der Musikologen über das „unliebliche Heulen, Meckern und Näseln“<sup>50</sup> der Alten dahin. Dennoch führt das MGG bis heute die archaischen Harmoniai als „defektive Skalen“ an.<sup>51</sup> Dabei gelten gerade „Anomalien“, der nach dem altpythagoreischen Musiklehrer des Perikles, Damon von Oa, sobenannten Damon-Skalen, geradezu als Beweis für ihr fossiles Alter. Die Archäologie aber führt einen anderen Beweis. Schon kurz nach dem Fund eines Orest-Fragments des Euripides aus dem 3. vorchristlichen Jahrhundert, das sowohl Vokal- als auch Instrumentalnotation enthält, und seiner Veröffentlichung im *Philologus* 52 von 1893 war klar, dass die Meinung über die Enharmonik zu revidieren und der Streit über ihre Auslegung zu beenden war. Was für den Pythagoras-Forscher Erich Frank noch „eine sinnlose Aufeinanderfolge von unzusammenhängenden Tönen“ war, erklingt erst mit dem Noten-Schlüssel der Archytasstimmung in perfekter altdorischer und phrygischer Enharmonie, nämlich in den aller ältesten Skalen (*οἱ νόμοι παλαιότατοι*), von denen Platons Staat nur schwärmt, von Aristideus Quintilianus aber ihrer Struktur nach gebannt worden sind.<sup>52</sup>

Wenn nicht Viertelton und Oktave, was ist dann das Charakteristische der Enharmonie? Aus den Tonzahlen des Archytas gehen bereits die reine

49 Vogel 1963, I, S. 51.

50 Rafael Georg Kiesewetter, „Über die Musik der neueren Griechen“, Leipzig 1838.

51 MGG 1994, 1654 f.

52 Aristidis Quintiliani de musica libri III, hrsg. v. Abert Iahn, Berlin 1882, S. 21.



besang, bestrafte die Ephoren, nahmen ihm die Kithara und nagelten sie an eine Wand, nur weil er eine einzige Saite mehr aufgespannt hatte, um die Melodieführung abwechslungsreicher zu machen. Sie billigten nämlich nur die ganz schlichten Weisen. Als sich Timotheos an den Wettspielen der Karneen beteiligte, zog einer der Ephoren ein Messer und fragte ihn, ob er von den Saiten, die über die Zahl Sieben hinausgingen, lieber die hohen oder tiefen abschneiden solle.<sup>57</sup>

Martin Vogels Untersuchung zur Entstehung der Enharmonik konnte nun zeigen, dass es sich beim tonalen Ausfall durch Selbstbeschränkung nur um die Gewinnung der Terz handeln kann, womit der dreimal in Folge siegreiche lespische Kitharöde Terpandros das enharmonische Dorisch aus dem Altphrygischen entwickelte und in dieser Tonart neben der Terz auch die Oktave als "Geschenke der Musen"<sup>58</sup> in Griechenland eingeführt hat.

## Schluß

Daran anschließend ergibt sich abschließend eine Antwort zur anfänglichen Gestimmtheit antiker Ohren und eine These zum diastematischen Wesen des Sirengesangs. Über die historischen Berichte vom sittsamen Umgang bei musikalischen Wettstreiten hinaus, verkündeten die eher mythisch anmutenden Geschichten, dass die beliebten Spondeion-Weisen auf den phrygischen Auletten Olympos zurückgehen, von diesem Aristoxenos wieder sagt, er sei „Archègos (Schöpfer) der hellenischen und schönen Musik“. Olympos aber war zugleich Schüler des berühmten phrygischen Silen Marsyas, welcher seinerseits den Doppelaulos erfunden haben soll. Mit diesem wagte es der Phryge einen Gott, ja den griechischen Gott der Musik, Apollon selbst, herauszufordern. Warum?

Aus Archytas' und Vogels reinen Terzen berechnet sich auch hierfür eine stichhaltige Erklärung. Die Antwort liegt in der Lösung bislang undeutbarer Konsonanzverhältnisse in der κροῦσις, der Theorie zur Begleitstimme in der altgriechischen Musik. Der phrygische Doppelauler wagte es den griechischen Gott der Musik herauszufordern, weil er in den Doppelrohren eine Zweistimmigkeit besaß, die ohne ein Spiel mit reinen Terzintervallen undenkbar ist. Was die φθόγγοι der Sirenen anbelangt, möchte ich mich auf den leidenschaftlichen Musen- und Hexameterforscher Károly Marót stützen, der die Signifikanz des casus dualis in der Sirenendarstellung Homers „hartnäckig“ verteidigt hat.<sup>59</sup> „Trotz metrischer Schwierigkeiten“ und Gleichberechtigung mit dem casus pluralis schon zu Homers Zeiten, haben nach dem faktischen Trial<sup>60</sup> des Dualis in der Odyssee auch das Argo-

57 Plutarch, *Instituta Laconica* 17 (*Moralia* 238c).

58 Sehr passend hierzu die zeitgleiche Ausstellung am Staatlichen Institut für Musikforschung PK und der zweisprachige Katalog des Ministeriums für Kultur der Republik Griechenland: „Geschenke der Musen. Musik und Tanz im antiken Griechenland.“

59 Károly Marót, *Die Anfänge der griechischen Literatur*, Budapest 1960, S. 115.

60 S. Einleitung.

nautenlied, Sophokles<sup>61</sup> und sehr viel später noch die Gelehrten in Alexandria an der „obligatorischen Dualität“ – dieser für sie archaischen Zusammengehörigkeit – festgehalten.<sup>62</sup> In Übereinstimmung mit Victor Bérard<sup>63</sup> erklären Maróts, auch in östlicher Mythen- und Volksgeschichte unterrichteten Forschungen zu den „Anfänge[n] der Griechischen Literatur“, die Herkunft der berückend, lockenden Mädchen aus der phönizischen Seefahrerkultur.<sup>64</sup> Die erste Silbe des griechischen Wortes Sirene gehe auf die phönizische Wortwurzel »Sir« für Zaubergesang zurück. Außerdem habe „eine phönizische Schifferlegende über die magische Insel von zwei Zauberinnen“ existiert, die auch unter „Insel der Weintrauben“ und „Insel des Tanzes“ bekannt gewesen sein soll.<sup>65</sup> Nun versteht es sich fast von selbst, was dem Odysseus so unwiderstehlich honigsüß in den Ohren klang: es war die noch fremde verzückende Zweistimmigkeit, jungfräulich dargeboten *in* reiner enharmonischer Terz.

Bekanntlich siegt der griechische Gott über Marsyas nur mit dem Trick, neben seiner Kithara-Musik auch noch Homer rezitieren zu können. Im medienarchäologischen Spiegelbild der Musiknotation eröffnet sich aber der akustischen Archäologie – jetzt in bezug auf den musikalischen Wettkampf der Musen mit den Sirenen – noch ein weiteres Ana-logon, das nicht zuletzt aufgrund des Wandels der Sirenen-darstellung von 2 zu 3 zu vielen, einmal als theatral-mathematische Sireneninterpretation anzulegen wäre: nämlich, dass der Mythos von der Zähmung der Sirenen durch die Musen im musikalischen ἀγών, weil die Sirenen, wie Vasendarstellungen belegen, erst im 6.-5. Jh. von Mädchen zu Seelenvögeln mutiert sind, eigentlich die „tragische“ Zähmung „irrational“ tanzender Chorgesänge (χοροί) mit der harmonikalen Teilung der Kithara in den notierten χορός der τραγωδία war.

61 Siehe Eingangszitat: Sophokles, Fragment 861 (777), Hrsg: Guido Paduano, in „Tragedie e frammenti di Sofocle“ Vol.II, Torino 1982.

62 Ebd.

63 Victor Bérard, *Les Phéniciens et l'Odyssee*, Paris 1902-03, II, S. 334.

64 Marót 1960, S. 143 – 147.

65 Bérard I, 1.1; erinnert auch an Insel der Akazien, Insel der Weintrauben, Insel des Tanzes schon Alttestament.





# Wolfgang Ernst

## *Homer gramm(at)ophon*

Die Ursprünge, also die Archäologie der diskreten Zeichen für Konsonanten und Vokale sind umstritten. Eine andere Weise, die Medialität des griechischen Vokalalphabets zu begreifen, ist die, sie von ihrem Ende her zu entziffern – ein Ende, das gleichzeitig eine Vollendung ist, eine über sich selbst getriebene Überwindung. Nicht von ungefähr kleiden die Griechen ihre alphabetische Ordnung in Alpha und Omega ein – vokalisierend. Am Ende seines Aufsatzes „Von Pythagoras zu Josef Matthias Hauer“ (1947) beschreibt auch Heinz von Förster die Zwölftonmusik „in der überwältigenden Gesetzmäßigkeit ihres inneren Ablaufes, in der waltenden Harmonie das Alpha und Omega göttlichen Seins“. Eine asymmetrische Metapher: was längst mathematisch ausdifferenziert wurde (irrationale Zahlen der „wohltemperierten Stimmung“), fällt hier in jene Alphabet-Metapher zurück, die doch gerade damit unterlaufen wurde.

Die Vollendung des alphabetischen Paradigmas liegt einerseits darin, daß die Diskretheit der Buchstaben tatsächlich digital verrechnet wird: im binären Code, der das Alphabet (oder die Schreibmaschinentastatur) nicht nur auf zwei Symbole oder Schaltzustände reduziert, sondern damit auch einen qualitativen Sprung vollzieht: seine Implementierbarkeit als Rechnung, als Mechanisierung des Alphabets in Kopplung mit der Booleschen Aussagenlogik. Zum anderen endet das Vokalalphabet, das eben nicht nur abstrakte Vorstellungen, sondern die physische Musikalität der gesprochenen oder gesungenen Sprache in die Schrift selbst überträgt, mithin also den Stimmfluß zu übertragen sucht, mit dem Begriff der klanglichen Formanten und einer Meßbarkeit von Klangereignissen in Frequenzen, die alle phonetischen Symbole diskret unterlaufen. Homer *grammatophon* ist das kulturtechnische Geheimnis seiner Überlieferung im Alphabet; Homer *grammophon* ist eine technifizierte Weise, die bewußte Wahrnehmungsschwelle (also Lesung) von Schrift selbst akustisch zu unterlaufen. Jenseits des Grammophons aber wird auch die akustische Frequenz schon wieder diskret verrechnet. Im griechischen Vokalalphabet liegt also die Bedingung seiner eigenen Überwindung angelegt – ein Modell von Kultur, das zwar noch als Geschichte faßbar, nicht aber mehr auf diesen Begriff reduzierbar ist.

Die Differenz zwischen Grammatophonie und Grammophonie steht im Zeichen zweier Büsten: der des Homer (prosodische Poesie) und der des Hermann von Helmholtz (Klangmessung). Das ziemlich exakt zu lokalisierende Wunder der Vokalisierung der Schrift begründete einen Eckpunkt abendländischer Kultur, nämlich die phonographische Aufschreibbarkeit der Stimme. Unter den Bedingungen des Vokalalphabets ist Literatur nicht mehr

Mißbrauch, sondern Poiesis des Alphabets. Das andere Ende dieses Wunders ist technologischer Natur: Die Transsubstanziation von Schrift in Laut – also eine mediale Verlautbarung – ist das Mysterium des Phonographen, denn es macht Schriftzeichen unter Umgehung des Auges wahrnehmbar.<sup>1</sup> Was wäre aus den studentischen Mitschriften der Vorlesungen G. W. F. Hegels an der Humboldt-Universität geworden, wenn sie nicht mehrfach und damit in verschiedenen Varianten von den jeweiligen Hörern notiert, sondern in Form von Audiostreams aufgenommen worden wären.

Im Hebräischen sind die Vokale keine eigenständige Buchstaben; gerade deshalb werden sie für die Seele der Buchstaben gehalten. Reine Konsonanten gleichen Körpern ohne Seele – ein Skelett.<sup>2</sup> Was im archaischen Griechenland Schreiber dazu trieb, diskrete Vokal-Zeichen dem vertrauten Konsonantenalphabet hinzuzufügen, war ein anderer als der schlicht schriftpragmatische Kontext. „Die Sprache der Technik ist an Vokalen arm“<sup>3</sup>; die Alternative heißt Poesie. „Das Metrum muß an einer solchen Sprache arbeiten wie die Gelenke am Knochenbau“<sup>4</sup>. Erst Vokale sind in der Lage, im Gesprochenwerden die Zeit des Sprechens, Singens und Tanzens zu messen (Friedrich Kittler); die *phónéenta* sind im Gesang die Träger der musikalischen Form. Hermann von Helmholtz beschreibt 1863 die Differenz:

Die menschliche Sprache benutzt [...] Abänderungen der Klangfarbe, um die verschiedenen Buchstaben zu charakterisieren. Als anhaltende, musikalisch verwendbare Klänge der Stimme sind hier namentlich die verschiedenen Vocale zu nennen, während die Bildung der Consonanten meistens auf kurz vorübergehenden Geräuschen beruht.<sup>5</sup>

Schon die antike Flöte generierte vokalhafte Töne durch Öffnen und Schließen von Löchern. Von hier aus ist auch die von Helmholtz'sche Doppel-Sirene mit ihren Luftlöchern nicht fern. Coleridge schreibt es in seinem Gedicht *Coeli Enarrant*: „No constellations alphabet the sky: / The heavens one large Black Letter only shew, / [...] The groaning world now learns to read aright, / And with its Voice of Voices cries out, O!“<sup>6</sup> Da haben wir es, das Loch der technischen Sirenen in ihrer graphischen Buchstäblichkeit. Einerseits steht dies der Lochkarte nahe (also „Null“ im Sinne des digital-binären Codes, im Unterschied zu „Eins“); andererseits steht dieses Loch als Luftstrom tatsächlich dem Vokal „O“ nahe, zwischen

1 Kaufmann, David, „Der Phonograph und die Blinden“, in: ders., *Gesammelte Werke* Frankfurt/M. 1908 (Erstabdruck: *Neue Freie Presse* Nr. 9103 v. 27. Dezember 1889); Wiederabdruck in: *Medientheorie 1888-1933. Texte und Kommentare*, hg. v. Albert Kümmerl / Petra Löffler, Frankfurt/M. (Suhrkamp) 2002, 29-33 (30).

2 Siehe Spinoza, Baruch, *Abhandlung über die hebräische Grammatik*, 1677.

3 Jünger, Ernst, *Lob der Vokale*, in: ders., *Blätter und Steine*. 2. Aufl. Hamburg (Hanseat. Verlagsanstalt) 1941, S. 47-88 (S. 51) 51

4 ebd., 51

5 Helmholtz, Hermann, „Die Lehre von den Tonempfindungen als physiologische Grundlage für die Theorie der Musik“. Braunschweig (Vieweg) 1863. (S. 31).

6 Coleridge, *Poetical Works*, hg. v. E. H. Coleridge, New York: Oxford UP, 196. 486.

der Ziffer Null und dem Buchstaben „O“. Die antike Theatermaske formt ein Loch, das tönt; die antike Funktion der Theatermaske war auch der Verstärker. Eine zweifelhafte Etymologie wagt den Brückenschlag zwischen dem Wort Maske (etruskisch *phersu*) und *personare*: die Stimme, Vokale gelangen hindurch. Gellius in seinen *Noctes Atticae* (5,7) bezieht sich auf den Grammatiker Gavius Bassus (1. Jh. v. Chr.), der *persona* (Maske) von *personare* („durchtönen“) ableitet.<sup>7</sup>

Das 18. und 19. Jahrhundert hat versucht, Maschinen zu bauen, welche die menschlichen Sprachlaute zu imitieren vermögen. Syllabische Notation aber macht sich wieder in Literatur bemerkbar: „Lolita, Licht meines Lebens, Feuer meiner Lenden. Meine Sünde, meine Seele. Lo-li-ta: die Zungenspitze macht drei Sprünge den Gaumen hinab und tippt bei Drei gegen die Zähne. Lo.Li.Ta.“, schreibt Vladimir Nabokov zu Beginn von *Lolita*. A. Markov errechnete 1913 die Übergangswahrscheinlichkeit von Vokal – auf Konsonantenfolgen in Literatur statistisch – und fand damit eine dynamische Brücke zwischen der sprachgeschichtlichen Opposition von diskreten Buchstaben für Laute *versus* Silbenschrift. Ohne das Paradigma des griechischen Vokalalphabets aber wäre Markovs Analyse des „Eugen Onegin“-Textes von Puschkina witzlos gewesen. Erst ein Alphabet, das kleinste lautliche Einheiten bis zur Sinn-Losigkeit zu unterscheiden vermag, ist kalkulierbar, i. U. zu einem schriftlich-sprachlichen Verbund von An- und Knacklauten.

Mit dem griechischen Vokalalphabet sind Sänger (Aioden) nicht mehr schlicht die Medien ihrer Vorgänger, sondern werden zu Funktionen einer diskreten Schrift, die sie memorieren: genuine Medien-Werdung, Ablösung des prothetischen Gedächtnisses vom performativen Menschenmodell. Dieses Ende liegt heute darin, daß die Diskretheit der Buchstaben elektronisch verrechnet und somit das Paradigma der *grammata* als Elemente der Sprache im subsemantischen Bereich potenziert wird – eine kulturtechnische Figur, die kaum unter einen linearen historischen Begriff zu fassen ist, vielmehr in den einer Möbius-Schleife von Kultur. Das Dispositiv des griechischen Vokalalphabets ist der digitalen Epoche nicht ein transzendentes Ur- oder Vorbild, sondern erscheint uns als Erfahrungsmedium einer rationalen Ordnung vertraut. Insofern sind die Griechen unsere unmittelbaren Vorgänger.<sup>8</sup> Diese kulturtechnische Schleife aber analytisch nachzuvollziehen bedarf es – in Anlehnung an Claude Shannons *Mathematical Theory of Communication* (1948) – gerade der Absehung von Semantik, also des medienarchäologischen Blicks, um Kommunikation zu verstehen.

Claude Shannon insistierte auf der Redundanz der gesprochenen Sprache, die sich komprimieren läßt. Was an Übertragungsraten wegfallen kann, sind signifikanterweise die Vokale (am Beispiel des Buchstabens „e“). Mit der griechischen Prosodie aus langen und kurzen Silbenaussprachen kor-

7 Siehe Fuhrmann, Manfred, „Persona, ein römischer Rollenbegriff“, in: ders., *Brechungen. Wirkungsgeschichtliche Studien zur antik-europäischen Bildungstradition*, Stuttgart: Klett-Cotta 1982, S. 21-46 (23f.)

8 Paraphrase von Momigliano, Arnaldo, „Die Griechen und wir. Zum historischen Werk von Moses I. Finley“, Anhang zu: Finley, Moses I., *Antike und moderne Demokratie*, Stuttgart: Reclam 1987, S. 118-140 (124).

respondiert, vom anderen Ende her gesehen, der Morse-Kode, wo Buchstaben repräsentiert werden durch Zeichenketten aus kurzen im Spiel mit langen Signalen.<sup>9</sup> Angeblich haben auch die Griechen bereits über eine Kodierung des Alphabets in der optischen Telegraphie verfügt. Es war gerade die basale griechische Operation, elementare Buchstaben zugleich als Zahlzeichen zu verwenden, welche das Digitale praktikierbar machte: „Der erste Schritt bestand [...] in dem Versuch, die einzelnen Buchstaben des Alphabets *durch die Zahl* der ihrer Stellung in der alphabetischen Reihe entsprechenden optischen Fackelzeichen (*alpha* = 1; *beta* = 2; *omega* = 24) auszudrücken“<sup>10</sup> – damit im binären Zahlensystem anschreibbar, „durch paarweise kombinierte Ausschläge“, auf dem „Weg von dem aus Parallelität und Sukzessivität der Zeichen kombinierten System zur reinen Sukzessivität“<sup>11</sup>. *Streaming media* heißt das in der digitalen Gegenwart.

Shannon nimmt gerade die Vokale, welche die Griechen explizit gesetzt haben, um die Musikalität von Poesie zu schreiben, als „redundant“ aus zu übertragenden Signalketten wieder heraus. Engführen läßt sich dies am Beispiel des Wortes „Element“ selbst; unter Wegnahme des „e“ bleibt die Mitte, der Umbruch der alphabetischen Reihe – Imn –. „The very word in Latin for „letter“, elementum, perhaps based on the names of the letters el, em, en, would seem to preserve a memory that the stoichos could begin in the middle.“<sup>12</sup> Wenn diese Perspektive aus dem Arabischen kommt und die zentralen Buchstaben der alphabetischen Reihe meint, weist sie genau auf die Vokal-Losigkeit. Das „Alphabet“ wäre nur noch ein „Beth“. Erst die Vokale machen das LMN zum EIEment.

Das griechische Alphabet unterscheidet sich von anderen antiken Alphabeten durch seine Insistenz auf phonetischer Präzision. Dies bedeutet einen Moment, in dem sich Europa kulturtechnisch abnabelt vom Vorderen Orient und zu sich selbst, zur genuin intellektuellen Analyse, d. h. Diskretisierung von Elementen (in Naturwissenschaften und Schrift, in Musik und Mathematik) findet – *stoicheia*. Ein „europäischer“ Moment ist es wortwörtlich, denn der Mythos hat den Namen Europas mit der Übertragung des phönizischen Alphabets durch Kadmos selbst verbunden.

### *Grammophon*

Das phönizische Alphabet wurden von Griechen nicht primär oder nicht ausschließlich zu Handlungszwecken zum Vokalalphabet weiterentwickelt; die Kodierung der sprachlichen Klänge aber geht bald einher mit der Kodierung darin enthaltener Zahlensysteme: so in der Musiktheorie, um Klänge zu verschriftlichen und das Alphabet als Zahlensystem zu nutzen. Pythagoras´

9 Zu dieser Form von „linguistic transfer“ siehe Gelb, I. J., *A Study of Writing. The Foundations of Grammatology*, Chicago, Ill.: University of Chicago Press, 1952, S. 8.

10 Riepl, Wolfgang, *Das Nachrichtenwesen des Altertums. Mit besonderer Rücksicht auf die Römer*, reprogr. Nachdr. d. Ausg. Leipzig 1913, Hildesheim u. a.: Olms, 1972, S. 100, unter Bezug auf das von Polybios beschriebene System von Kleoxenos und Demokleitos.

11 ebd., 116

12 Powell, Barry B., *The Dipylon oinochoe and the spread of literacy in eight-century Athens*, in: *Kadmos. Zeitschrift für vor- und frühgriechische Epigraphik*, Bd. XXVII, Heft 1 (1988), S. 65-86 (hier S. 80).

Nachweis, daß die Tonhöhen einer schwingenden Saite zueinander in Brüchen oder Verhältnissen stehen, die den jeweiligen Saitenlängen umgekehrt proportional sind, erlaubte eine elementare Mathematisierung und Verschriftung von Musik. Medienarchäologisch, also von der Gegenwart aus gelesen, aber ist zu ergänzen: Musikalität (vornehmlich Vokale als akustischer Dauerwert) als Zeit, also in Frequenz- und Formantenbegriffen zu beschreiben, vermag erst ihre neuzeitliche Theorie<sup>13</sup>; Hermann von Helmholtz berechnet die Schwingungszahl selbst – Töne aus Zahlen. Endet das Vokalalphabet, das den Stimmfluß zu übertragen sucht, mit der technischen Übertragung in die klangliche Frequenz, deren Berechenbarkeit alle diskreten Symbole unterläuft und das akustische System zeitkritisch werden läßt? So liegt in jeder Hinsicht die Zeit zwischen uns und Homers Epen. Doch im diskreten System des griechischen Vokalalphabets, in seiner Kopplung an Arithmetik unterhalb der semantischen Wahrnehmungsschwelle, ist seine mathematische Überwindung durch ein System von Meßwerten des Klangs (und des Kontinuierlichen der Stimme) schon angelegt – Überwindung als Vollendung. So kehren die *stoicheia* in elementarster Form als digitale Bits and Bytes digitaler Klangaufzeichnung und -wiedergabe wieder: das *re-entry* des altgriechischen Alphabets als Geschichtsfigur abendländischer Kulturtechnik. So nahe stehen wir, gerade in der Epoche des Digitalen, dem namenlosen Adaptor, der phönizische Schriftzeichen einst dem Gesang Homers anverwandelte. Das Grammophon erlaubte in einem medialen Zwischenspiel, Klänge und Geräusche und Sprachen und Musik nicht mehr in Elemente einer abzählbaren Zeichenmenge (ein Alphabet also aus Buchstaben, Ziffern oder Noten) analysieren zu müssen, um sie speicherbar zu machen. Analogmedien erlauben jeder Sequenz reeller Zahlen, sich als solche einzuschreiben<sup>14</sup>; ihre Schrift verweist nicht mehr auf etwas außerhalb ihrer selbst, sondern wird selbst zur sinnlich wahrnehmbaren Spur.

Aufgrund seines strikt technischen Charakters als Notation nicht von Wortbedeutungen, sondern des Stimmflusses selbst ist allein das griechische Schriftsystem nach 3000 Jahren immer noch lesbar auch für diejenigen, welche der Sprache nicht kundig sind. Anders das Altägyptische: Spielerisch läßt sich die These formulieren, daß in der weitgehend ideographischen altägyptischen Schriftkultur, falls sie kontinuierlich fortgedauert hätte, das Grammophon nie hätte erfunden wollen sein. Das altägyptische System der Determinative entlastete von der kulturtechnischen Versuchung, den Stimmfluß selbst schriftlich abzubilden. Das griechische Vokalalphabet, in seiner stochastischen Eintrainierung des Diskreten, läuft auf die digitale Epoche hinaus; das Ägyptische demgegenüber auf Neo-Platonismus? Semitische Schriften operieren mit Lexemen; die Bedeutung hängt an Sprachwurzeln, mit zumeist drei Konsonanten – was gerade dadurch eine höhere Abstraktionsleistung beim Lesen fordert und leistet, im Unterschied zum Direktanschluß der griechischen Schrift an

13 Siehe Hall, Donald E., *Musikalische Akustik. Ein Handbuch*, Mainz et al.: Schott, 1997, S. 300 ff.

14 Kittler, Friedrich, *Aufschreibesysteme 1800/1900*, München: Fink 1985, S. 289.

den Sprachstrom. Von daher Aristoteles' Aussage, die Sprache gebe *tà en psyché*, die Schrift hingegen *tà en phoné* wieder – grammophon. Wie sehr Griechen das Alphabet vom Stimmfluß her gedacht haben (von ihrer Musikalität), zeigt sich bei Aristoteles, der selbst die Konsonanten im „Alpha privativum“ der Vokale nennt: als *áphona*.

Das Digitale ist ohne den kulturtechnischen Grund des diskreten Alphabets kaum denkbar. Man muß immer auf der Höhe des Alphabets sein, meint Jacques Lacan, doch er selbst unterscheidet für die symbolische Ordnung nicht zwischen alphabetischen, vokalalphabetischen und piktographischen Schriften. *Alphabétise*? Technologien nehmen auch Unsinn auf. Mit dem Vokalalphabet findet das Reale der Stimme ansatzweise Eingang in die symbolische Ordnung der Schrift, doch *grammophon* (statt *grammatophon*) wird Nicht-Sprachliches als Geräusch erst im gleichnamigen Medium mitgeschrieben. In der *Ilias* taucht der Begriff nur einmal auf: *barbarophonos*. Alterität wird also über den Klang der Stimme registriert. Der so denkt, tut dies erst vor dem Hintergrund einer Kenntnis und Praxis der Verschriftlichung der Stimme, so wie das Grammophon das Reale aufzuzeichnen vermag – das „Barbarische“ des Rauschens. Auf Wachs waren schon antike Notizen gekritzelt; früheste alphabetische Sequenzen haben sich – als *aide-mémoire* für Schreibübungen – auf dem Holzrahmen von Wachstafeln erhalten (etwa in Form eines Musteralphabets euböischen Typs, gefunden in Marsiliana d'Albegna, ca. 670 v. Chr.). Diese Kritzeleien haben keine alphabetischen Spuren, doch Kratzer hinterlassen (ganz im Sinne von Sigmund Freuds „Wunderblock“-Metapher für das menschliche Gedächtnis). Hier registriert sich jenes Rauschen des Realen jenseits des Symbolischen der Buchstaben, wie es das Grammophon nach 1876 aufzuzeichnen erlaubt.

## Das Archäo-Grammophon

Läßt sich – einer Idee des Münchner Nanophysikers Wolfgang Heckl folgend – ein „atomarer Schallplattenspieler“ entwerfen, der mit einer Nadel, deren Spitze selbst nur Atomgröße hat, Oberflächen antiker Keramik zeilenförmig abtastet und somit als Schallwellen zur Evidenz zu bringen vermag, was in dem Moment gesagt oder gesungen wurde, als die Töpferscheibe sich drehte?<sup>15</sup>

An experiment is proposed to evaluate the possibility of decoding sound, especially voices or music, that may have been inadvertently recorded in suitable media (e. g., earthenware) any time in the past, during the process of craft-making. It is based upon the concept of an atomic force microscope [...] or stylus profilometer, similar to a record player.<sup>16</sup>

15 Heckl, Wolfgang M., „Fossil Voices“, in: *Durability and Change. The Science, Responsibility, and Cost of Sustaining Cultural Heritage*, hg. v. W. E. Krumbain et. al., London (John) 1994.

16 Heckl 1994: abstract

In einer Fußnote verweist Heckl auf Zartbitterschokolade, die sich phonographisch abspielen läßt. Diese Form gehört zu den ältesten phonographischen Produkten überhaupt: Die Firma Stollwerck hat dies, um 1900, zu Werbezwecken hergestellt in Köln (wo auch das noch ganz junge Medium Film als Werbung zum Einsatz kam). So haftet an der Erzählung die Spur des Erzählenden wie die Spur der Töpferhand an der Tonschale, schrieb einst Walter Benjamin. Nun wäre diese „Spur“ im Wortspiel mit dem Speichermedium der Keramik reversibel als eine nanotechnisch auslesbare „Ton-Spur“ weiterzudenken (phonographisch) – medienarchäologisch (d. h. nicht nur antike Medien als Objekt von Archäologie, sondern Medien selbst als archäologische Agenten, um daraus eine neue Dimension der Informationsbeschaffung zu eröffnen – „the possibility of using sound as a totally new source of information (besides artifacts or writing) about human culture and heritage from various historical periods“<sup>17</sup>. Zugespitzt fragt Heckl: „Could we possibly be capable of retrieving Homer’s Iliad, from which there is no original – only a written form – because it was sung?“<sup>18</sup> Dieser Hinweis auf Homers „Ilias“ ist ein direkter Appell. Eine medienarchäologische Grabungskampagne nach Euböa in Griechenland würde aus diesem Gedanken ernst machen. Dort, in Lefkandi, soll – der These Barry Powells zufolge – Homer gesungen haben, und der archäologische Befund (besonders eines Eberzahnhelmes im Fürstengrab) weist nach, daß hier, an einem lokalen Hof, das ganz offensichtliche und kulturell negentropische (weil unwahrscheinliche, anachronistische) Interesse bestanden hat, die Erinnerung an die mykenische Kriegerkultur wachzuhalten und in Symbolen aufzuzeichnen – Artefakte wie Schriftzeichen als bewußte Setzung. Inzwischen wurden in Lefkandi viele Scherben gefunden, welche die ältesten vokalalphabetischen Notizen überhaupt enthalten (zumeist Schreibversuche von Eigennamen). Durch die spezifisch griechische Ergänzung des konsonantischen phönizischen Alphabets durch „elementare“ Vokalzeichen wurde Schrift selbst zu einem phonographischen Medium. Hat etwa der sog. „Nestor-Becher“, eine der ganz frühen hexametrischen Inschriften, selbst als Klangerzeuger gedient? „Akustische Experimente mit Trinkbechern und Disken, die die Überlieferung Hippasos zuschreibt, lassen darauf schließen, daß man, über die Beobachtungen anhand der musikalischen Saite hinaus, allgemein nach Schallerzeugung und der mit ihr verbundenen *Bewegung* gefragt hat.“<sup>19</sup> Wenn Homer in Lefkandi gesungen hat, wird er wieder hörbar sein. Anarchäologisch werden wir also die Kehrseite einer Botschaft an die Zukunft entziffern. Das erinnert an die älteste erhaltene Aufnahme im Deutschen Rundfunkarchiv: Die Neujahrsansprache Adolf Rechenbergs von 1899 auf einer phonographischen Wachswalze. Als ob das technische Objekt selbst sprechen könnte (im Sinne von Jesper Svenbros *Phrasikleia*),

17 Heckl 1994: 293

18 Heckl 1994: 294.

19 Zamminer, F., „Musik im archaischen und klassischen Griechenland“, in: Riethmüller, Albrecht / ders. (Hg.), *Die Musik des Altertums*, Laaber: Laaber, 1989, S. 113-206 (hier S. 191).



soll hier der Automat eine Stimme für immer festhalten: „Hört, hört, hört! diese Stimme aus diesem seelenlosen Apparat, zu Euch erschallt.“ Das Problem aber wird in der Archäo-Grammatologie darin liegen, hier Ordnung von Rauschen zu unterscheiden: „This would most likely involve a sophisticated frequency analysis, using computational Fourier transform methods, in order to distinguish between random sound fluctuations, white noise, and true information with meaningful pattern (pattern recognition)“<sup>20</sup>.

Am Beispiel einer Stimm-Spektrographie aus einem Bob Dylan Lied schreibt Powell:

Speech is evidently a wave, an undulating continuum, expanding and contracting, and not made up of discrete units at all. Illiterates cannot separate meaning from sound in speech and cannot be taught to distinguish speech sounds smaller than the syllable without training in alphabetic writing.<sup>21</sup>

„Speech is a wave, then, and the alphabet cannot represent it“<sup>22</sup> – doch die neuen Alphabete können es mit nur zwei Zeichen. Denn Powell unterschätzt die Fourier-Analysen (das Shannon-Nyquist-Theorem der doppelten Sampling-Rate) – nur daß hier die Diskretheit auf der Ebene der digitalisierten Schwingungen selbst liegt. So läßt sich das, was als die Verschriftlichung von Stimmen durch das Vokalalphabet in Griechenland begonnen hat, vom Ende her analysieren, seitdem im 19. Jahrhundert Frequenzen, also das Reale an die Stelle der symbolischen Notation tritt – Grammophon statt *Hómeros grammatóphonos*. In der Tat: *gramma* meint die Einschrift, die Einritzung auf der Wachswalze. *Grammata* dagegen meint die Buchstaben. Im Unterschied zum „Phonograph“ geht der Begriff des „Grammophons“ noch von den Buchstaben aus, transliteriert die Stimme linguistisch:

Because there are discrete graphemes, we expect to find discrete phones. Phonemes may exist in nature as sounds that make a difference in meaning, but they are never discrete elements. the theory of the phoneme depends on the structure of the Greek alphabet, which did not reveal the secret structure of speech, but defined our illusions about it. The so-called science of linguistics has studied writing, not speech.<sup>23</sup>

Der Unterschied zwischen beiden Aufschreibesystemen ist die graphische und buchstäbliche Grammophonizität.

Am Anfang steht der *Apparat* der menschlichen Artikulation, die von vornherein zwischen Vokalen und Konsonanten trennt. Diese analytische Differenzierung aber ist ihrerseits schon ein Effekt der grammatologischen Kulturtechnik. Sprache beruht auf Lauten, nicht Symbolen oder Buchstaben. Bleibt grundlegend für die Differenz von *langue* und *parole*,

20 Heckl 1995: 293.

21 Powell 2002: 122f.

22 ebd., 123.

23 Powell 2002: 123.

daß die Grundelemente einer Sprache, so wie sie gesprochen wird – die linguistischen Geräusche sozusagen –, durch die Verbindung zweier physischer Operationen gebildet werden. Das ist zum einen die Vibration einer Luftsäule in der Larynx oder Nasenhöhle, wenn diese an den Stimmbändern vorbeiströmt und von ihnen modifiziert wird, und zum anderen die Steuerung, Einschränkung und Freigabe dieser Vibration durch die Interaktion von Zunge, Zähnen, Gaumen, Lippen und Nase. Die Vibration allein kann einen kontinuierlichen Ton erzeugen, der durch die bloße Veränderung der Mundstellung modifizierbar ist. Diese modifizierten Vibrationen nennen wir Vokale. Die übrige physische Ausstattung kann dazu dienen, die Vibration in Gang zu setzen oder sie zu beenden oder beides. In diesem Fall heißt die Darstellung des Beginns oder Endes Konsonant. Obwohl sowohl „Vokal“ als auch „Konsonant“ Laute beschreiben wollen, wurden sie erst geprägt, nachdem das griechische Alphabet diese Laute „visuell“ als „Buchstaben“ wiedererkennbar gemacht hatte.<sup>24</sup>

Jenseits antiker Musiktheorien tritt in der Neuzeit an die Stelle der Idealzahl in der pythagoreischen Proportionenlehre die Vermutung, daß das Konsonanzphänomen seinen Grund in physikalischen oder physiologischen Gegebenheiten (also „Daten“) hat: in der Obertonreihe oder in „spezifischen Synergien des Nervensystems“ (Carl Stumpf). Diese Operationen vermag das Vokalalphabet nur noch unter völliger Ablösung vom Begriff der phonetischen Stimme zu leisten, in vollständiger Numeralisierung. Erst der Phonograph machte alle Frequenzen und Nuancen des Tons registrierbar (die Aufzeichnung der Vokale als Sinusschwingungen), die bis dahin im Alphabet standardisiert, nivelliert und vereinheitlicht worden waren. Und vollends Software wie „via voice“ von IBM als speech-to-text-Programm: Anders als über die buchstäbliche Tastatur des Computers werden hier die Schwingungen der Stimme in Buchstaben (rück)übertragen. Der Vater von Graham Bell hatte sich an einem Notationsverfahren von „visible speech“ versucht, und die Bell Telephone Laboratories entwickelten konsequent Elektronik, welche Sprachlaute in sichtbare, also lesbare Muster zu verwandeln imstande sind. „A great deal could be said about the need for a modernized alphabet in this age of speed.“<sup>25</sup> Am Ende bedarf es gar keines Alphabets symbolischer Zeichen mehr, sondern schlicht des „computer processing of speech signals“ und digitaler „speech-pattern recognizers even without the aid of much substantive knowledge of speech signals and processes“<sup>26</sup>. In welchem „grammatologischen“ (Ignaz Gelb) Verhältnis stehen hier Schwingungen zu Buchstaben? Zumeist schreiben solche Programme Unsinn – eine drastische Verdeutlichung des Satzes von Claude Shannon, daß der seman-

24 Havelock 1990: 58.

25 Potter, Ralph K., „Visible Patterns of Sound“, in: *Science* 102, Jahrgang 1945, S. 463-470 (hier S. 470).

26 Licklider, J. C. R., „Man-Computer Symbiosis“, in: *IRE Transactions on Human Factors in Electronics* Bd. HFE-1, März 1960, Nr. 1, S. 4-11 (hier S. 11).

tische Aspekt für die mathematische Theorie der Kommunikation unwichtig sei. Und so schrieb auch Friedrich Nietzsche auf seiner Schreibkugel Gedichte „von Narrenhand“ – eine Maschine, auf der die Vokale als Tastenblock links und die Konsonanten als Block rechterhand angeordnet sind; *stoicheia* und Stochastik stehen in der Gleichwahrscheinlichkeit des griechischen Vokalalphabets im Bund.

## Vokalmaschinen

Für Leonard Euler, anders als Pythagoras, ist ein Zahlenverhältnis keine Begründung einer Weltharmonie, sondern rein analytische Messung. In seinen *Briefen an eine deutsche Prinzessin* schreibt er auch über Vokale, deren Differenz nur analysierbar über den Bau einer Maschine sei. Er hat also kein repräsentatives, darstellendes Interesse an musikalischer Performanz, sondern ihn interessiert das Musik – als akustisches Meßinstrument (ganz im Sinne der Chronophotographie Muybridges). Euler war Professor für Physik und Mathematik in St. Petersburg. Die Preisfrage von 1779 der kaiserlichen St. Petersburger Akademie der Wissenschaften fragt danach, ob es nicht möglich sei, Instrumente zu bauen, die ähnlich beschaffen sind wie die Pfeifen jener Orgelregister, die unter der Bezeichnung *vox humana* bekannt sind und die verschiedenen Vokale a, e, i, o, u perfekt nachahmen könnten. So tauchen – im Medium der Buchstaben – die Vokale in der Ausschreibung der Preisfrage als Buchstaben auf: Subjekt und Objekt des Vokalalphabets. Nun wandert das Vokalalphabet buchstäblich in die Maschinen. Die technische Sirene isoliert tatsächlich – wie das griechische Vokalalphabet – einzelne Phoneme. Der Begriff der „Artikulation“ aber wird hier nicht mehr primär von Buchstaben (*grammata*), nicht länger vom diskreten Alphabet her, sondern von Wellen her gedacht: ein neuer universaler Kode, ein neues kulturtechnisches Paradigma. Von der Mimesis zu bild- und tongebenden Verfahren: Aus den fundamentalen Unterschieden zwischen toter Materie, aus der alle unsere Maschinen bestehen, auch wenn sie in Betrieb sind, und lebenden Wesen zieht Armin Schöne, Professor für Meß-, Regelungs- und Datentechnik an der Universität Bremen, am Rande eine Konsequenz: „daß sich technische Funktionen häufig dadurch prinzipiell besser verwirklichen lassen, daß man nicht Lebewesen imitiert, sondern andere, den physikalisch-technischen Möglichkeiten besser angepaßte Lösungen findet“<sup>27</sup> – also gerade in Ablösung von McLuhans anthropologischem Prothesen-Modell der Medien. Sprachmaschinen, die nicht auf Nachbau der menschlichen Anatomie her setzen, sind am Ende erfolgreicher.

Theodor W. Adornos Essay „Die Form der Schallplatte“ von 1934 nennt die Plattenrillen eine Art lesbarer Schrift, die jedoch nur von einem anderen Instrument entziffert werden kann – ein Kriterium genuiner Medialität im Unterschied zur Mensch-Medien-Kopplung vortechnischer Art.

27 Schöne, Armin, „Geist im Computer? Über die Unterschiede zwischen Mensch und Maschine“, in: *Forschung & Lehre* Heft 3/2003, S. 139-141 (hier S. 140).

Den Schlüssel zum eigentlichen Verständnis der Schallplatten müßte die Kenntnis jener technischen Akte liefern, die einmal die Walzen der mechanischen Spielwerke und Orgeln in die phonographischen verwandelten. Wenn man späterhin, anstatt „Geistesgeschichte“ zu treiben, den Stand des Geistes von der Sonnenuhr menschlicher Technik ablesen sollte, dann kann die Vorgeschichte des Grammophons eine Wichtigkeit erlangen, welche die mancher berühmter Komponisten vergessen macht. [...] Die tote [sc. aufgezeichnete] rettet die „flüchtige“ und vergehende Kunst als allein lebendige. Darin mag ihr tiefstes Recht gelegen sein, das von keinem ästhetischen Einspruch wider Verdinglichung zu beugen ist. Denn dies Recht stellt, gerade durch Verdinglichung, ein uraltes, entsunkenes doch verbürgtes Verhältnis wieder her: das von Musik und *Schrift*<sup>28</sup>

– und Mathematik (Pythagoras). Isidor von Sevilla schreibt um 600: „Nisi enim ab homine memoria teneantur soni, pereunt, quia scribi non possunt.“<sup>29</sup> *Ex negativo* beschreibt Isidor damit die *grammophone* Implikationen des griechischen Vokalalphabets.

Wir haben es hier mit einem sich artikulierenden Medium zu tun. Ganz so, wie die Erfindung von Schriftzeichen für einzelne Vokale in Griechenland als Ergänzung des Alphabets den kulturtechnischen Effekt hatte, daß nicht nur gesprochene Sprache (Poesie) als phonetischer Fluß aufschreibbar und damit speicher- und übertragbar war, sondern zugleich auch Objekte wie Trinkgefäße und Grabsteine generierte, welche in Form von Inschriften in der 1. Person zum Leser reden (die sogenannten *obgetti parlanti*), haben wir es hier mit einer Vokalalphabetisierung zweiten Grades zu tun, mit Sprechmaschinen. Ein redender Kehlkopf in kinemtaographischer Röntgenaufnahme etwa erklärt die 24 Buchstaben des Alphabets mit 24 Bildern/Sek. als wissenschaftliche Beobachtung nicht mehr durch das menschliche, sondern durch das Kamera-Auge. Hat das griechische Vokalalphabet die Dynamik des menschlichen *Stimmflusses* medial aufschreibbar gemacht, so macht Film die menschliche Kinetik, die Bewegung medial registrierbar – ein Alphabet aus (ausgerechnet wiederum!) 24 Elementen, allerdings nicht im Raum, sondern – wie die Serie des Alphabets – in der Zeit. Das Lichttonverfahren (Triergonverfahren) „photographiert“ am Ende die Stimme des Schauspielers ab: Versöhnung von Schrift und Ton, „grammophon“.

Der Schwingungsverlauf ist bei Klangereignissen periodisch, ein regelmäßig sich wiederholender Schwingungsabschnitt. Das Maß dafür, wieviele Perioden eine Schwingung pro Sekunde besitzt, ist die Frequenz (in Hertz angegeben): Einbruch der Zeit in die Notation; das griechische Vokalalphabet war gerade nicht zeitkritisch. Erst wenn mit mathematischen Gleichungen im

28 Adorno, Theodor W., „Die Form der Schallplatte“ [1934], in: ders., *Gesammelte Werke* Bd. 19 (Musikalische Schriften VI), Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1984, S. 530-534 (hier S. 532).

29 Siehe Lug, Hans Robert, „Nichtschriftliche Musik“, in: Aleida u. Jan Assmann (Hg.), *Schrift und Gedächtnis. Beiträge zur Archäologie der literarischen Kommunikation*, München: Fink 1998, S. 245.

digitalen Raum alle Parameter von Musik adressiert werden können<sup>30</sup>, gelangen wir zum Reellen, das etwa in Steve Reichs minimalistischer Komposition *Different Trains* durchschlägt: akustische Erinnerung an vergangene Eisenbahnen (*train sounds*), konkurrierend mit den Stimme von Zeitzeugen (*voices of train porters*).

Ist das *visible-speech*-Verfahren das Ende des griechischen Alphabets, weil es die menschliche Stimme in Schwingungen, nicht mehr in diskrete Buchstaben zerlegt? Es macht den zeitlichen Verlauf des zu untersuchenden akustischen Ereignisses (oder Vorgangs, non-narrativ) in spektraler Zerlegung sichtbar – und rückt damit Zeit an die Stelle der (Buchseiten) Räumlichkeit des Alphabets; durch Abtastung dieser zeitbasierten akustischen Ereignisse erhält man ein Diagramm. Schon Chladnis Experimentalanordnung war für die sichtbare Darstellung der Klänge gedacht, „der *analogen* nicht zeichenvermittelten Selbstaufschreibung der Töne.“<sup>31</sup> Auch Rauschen wird somit darstellbar, woran vormalige Notationssysteme scheiterten – das Ende des Alphabets als ordnunggebendes Verfahren von Klang.

## Jenseits des Alphabets? Schallübertragung (Helmholtz)

Protokoll einer Katastrophe: Das Desaster des deutschen Luftschiffs *Hindenburg*. Ein damaliger Radioreporter zeichnete mit Nadelschrift auf Edison-Platte seinen Report der Landung in Lakehurst auf – und machte die Aufnahme damit nicht zu einem der ersten Dokumente von *live*-Berichterstattung, sondern unbeabsichtigt auch zu einer Art Flugschreiber extern (Stilograph) für die Unfallforschung. Heute rekonstruiert die spektrographische Schall-Analyse darauf die Klang-Spuren einer zweifachen Druckwelle – erst Bombenexplosion, dann Wasserstoffdetonation? Sichtbar, ablesbar wie von Schrift ist auf der Schallplatte, daß die Druckwelle zunächst den Tonarm wegdrückte, der dann aber wohl wieder aufgelegt wurde – buchstäbliche Medienarchäologie im Realen des Rauschens, jenseits der symbolischen Ebene (der O-Ton des Reporters als Augenzeuge).

An den Grenzen des diskreten Alphabets steht das Kontinuum der Klangfrequenzen von Vokalen. Das Bewußtsein einer Stimme unterhalb der alphabetischen Wahrnehmungsschwelle geht auf die Epoche ihrer Frequenzmessungen zurück. In Kapitel 21 von Hermann Pauls „Principien der Sprachgeschichte“ (2. Aufl. Halle 1886) gilt die Reihe möglicher Sprachklänge als infinit zahlreich. Demgegenüber sucht de Saussure diese Varietät auf ein abzählbares, fixiertes Inventar von Elementen (also *stoicheia*) zu reduzieren, das nicht eine rein arbiträre Auswahl darstellt<sup>32</sup>.

30 Kittler, Friedrich, „Musik als Medium“, in: Dotzler, Bernhard J. / Müller, Ernst (Hg.), *Wahrnehmung und Geschichte. Markierungen zur aisthesis materialis*, Berlin: Akademie-Verlag, 1995, S. 83-99, bes. S. 84.

31 Menke, Bettine, *Akustische Experimente der Romantik*, in: Pias, Claus (Hg.), *Neue Vorträge zur Medienkultur*, Weimar (VDG) 2000, S. 165-184 (hier S. 169).

32 Harris ebd., Anm. 24.

Schallerzeugend ist laut Aristoteles, was fähig ist, die einheitliche Luftmasse zusammenhängend bis zum Gehörorgan in Bewegung zu setzen. Tatsächlich wird Schall in diskreten Schwingungen übertragen, wie es Hermann Helmholtz in seiner Schrift „Die Lehre von den Tonempfindungen als physiologische Grundlage für die Theorie der Musik“ 1863 nachweist: „Unserem Ohre werden nun die Erschütterungen, welche von den tönenden Körpern ausgehen, in der Regel erst durch Vermittlung der Luft zugetragen“<sup>33</sup>. Helmholtz' Kapitel „Die Zusammensetzung der Schwingungen“ beschreibt, wie die akustischen Wellen kontinuierlich fortschreiten, während die Teilchen des Mediums, durch welches sie fortschreiten, periodische Bewegungen ausführen. Das Medium diskretisiert also die Botschaft, und Anteil daran hat auch die Messung selbst, die im Phonautographen sichtbar wird. Es gibt also etwas, das Helmholtz mit Medienarchäologie gemeinsam hat: den Wunsch, Medien zur Analyse, nicht zur Darstellung einzusetzen. Um etwa die Zahl der Schwingungen genau, also meßbar zu bestimmen, welche elastische Körper als hörbare Töne hervorbringen, gilt erneut das medienarchäologische Spiel von kognitiver Soft- und maschineller Hardware: „Die mathematische Theorie und mannigfaltige Versuche mußten sich zu dem Ende gegenseitig zu Hilfe kommen“<sup>34</sup> – die ganze Differenz zwischen physikalischen und abstrakten Maschinen.

Um Klangfarbe und Schwingungsform von Tönen zu erklären, wechselt Helmholtz das Medium, fort vom Vokalalphabet zur Abkürzung komplexer Sachverhalte durch das Bild: „Um das Gesetz solcher Bewegungen dem Auge übersichtlicher darzulegen, als es durch weitläufige Beschreibungen geschehen kann, pflegen Mathematiker und Physiker eine graphische Methode anzuwenden, die auch wir noch oft zu benutzen gezwungen sein werden.“<sup>35</sup>. Das ist Étienne-Jules Mareys *methode graphique*; in diesem Fall schreibt eine mit Stift versehene Stimmgabel eine Kurve. Damit Bewegung aufgezeichnet werden kann, ist es notwendig, daß das Meßinstrument selbst sich bewegt: „So thut man am besten, das Papier über einen Cylinder zu ziehen, der durch ein Uhrwerk in gleichförmige Rotation versetzt wird“<sup>36</sup>. Es ist das Medium der Taktung, das hier analoge, kontinuierliche Effekte zeitigt:

Eine solche Zeichnung zeigt also unmittelbar, an welcher Stelle seiner Bahn sich der schwingende Körper in jedem beliebig gewählten Zeitmoment befand, und gibet somit ein vollständiges Bild seiner Bewegung. Will der Leser die Bewegung des schwingenden Punktes sich reproduciren, so schneide er sich in ein Blatt Papier einen senkrechten schmalen Schlitz, lege das Papier über Fig. 6 oder 7, so dass er durch den senkrechten Schlitz einen kleinen Theil der Curve sieht, und ziehe nun das Buch unter dem Papier langsam fort, so wird der weisse oder schwarze

33 S. 16.

34 Helmholtz 1863: 21.

35 Helmholtz 1863: 33.

36 S. 34.

Punkt in dem Schlitz gerade so hin-und hergehen, nur langsamer, als es ursprünglich die Gabel gethan hat.<sup>37</sup>

In diesem Moment nutzt Helmholtz das Speichermedium Buch selbst als symbolische Maschine, die auch zur Wiedergabe des Gespeicherten in der Lage ist – grammophon, buchstäblich *avant la lettre* und zeitkritisch. Helmholtz rekurriert auf den sogenannten *Phonautographen* (und eben nicht Phonographen, denn hier werden Schwingungen vermessen, nicht Effekte des Lebendigen) von Scott und König<sup>38</sup>. „Diese Linie, nachdem sie auf das Papier gezeichnet ist, bleibt stehen als ein Bild von derjenigen Art der Bewegung, welche das Ende der Gabel während der tönenden Schwingungen aufgeführt hat“<sup>39</sup> – Bilder der Energie, eine Verbildlichung des Tons.

Kommt mit solchen Schwingungsmessungen des Tons das kulturtechnische Primat des griechischen Vokalalphabets ans Ende? Charles Baudelaire schreibt in *Crépescule du soi* von den „Schwingungen der Seele“ (*ondulation*), die bei Platon noch ein buchstäblicher Schrift-Effekt ist. Mit dem Frequenz-Begriff werden Stimme (Vokale), Stimmungen (Nerven) und Sinne (Seele) in einer Weise anschreibbar, die bereits jenseits der Möglichkeiten des diskreten Alphabets als dem Medium von Literatur liegen. Die symbolische Ordnung der Schrift kommt an ihre Grenzen – wie es die Typographie von Mallarmés *Coup de dés* als Auflösung anzeigt, aber eben nicht zu transzendieren vermag. Dieser Medienwechsel verläßt die Literatur, die ja auch nie Rauschen schreiben konnte. An dessen Stelle tritt eine Schrift des Realen: selbstaufzeichnende messende Maschinen.

Scott zufolge verdiente Edisons *Phonograph* nicht seinen Begriff. „The impression produced by the stylus of the phonograph“, schreibt er, „is a singular hieroglyph that will wait a long time for its Champollion. I propose to call these microscopic traces *phonéglyphes*“<sup>40</sup>. Scott strebt nach einer gedruckten Transkription der Sprache, nicht nach Reproduktion von *sound*. Emil Berliner aber wechselt vom Phonographen zum Grammophon; er erlöst damit das neue Medium von seiner Bindung an Sprachaufzeichnung. Die Möglichkeit, Musik technisch aufzuzeichnen, hat sie „zugleich noch unmenschlicher verdinglicht und sie noch rätselhafter dem Schrift- und Sprechcharakter angenähert“<sup>41</sup> – ganz so, wie Maurice Blanchot den Klang von Sirenen als unmenschliche Stimmen (oder das Unmenschliche im humanen Stimmaparat selbst) beschreibt. Die serielle Musik hat dann durch elektronische Klangerzeugung die auf Tonband aufgenommene Stimme in ein Kontinuum von Klangfarben zwischen Sinuston und weißem Rauschen aufgelöst.

Ein Kriterium genuiner Medialität ist der Moment, wo tongenerierende Instrumente nicht mehr nur Prothesen menschlicher Organe sind, sondern genuin apparativ gedacht werden. Am Ende steht der analoge Vocoder. Ist

37 Helmholtz 1863: 35.

38 ebd., 34.

39 Helmholtz 1863: 34.

40 zitiert nach Hankins / Silverman 1995: 137.

41 Adorno a. a. O., 533.

die englische Sprache der technischen Frequenz des Vocoder (entwickelt zunächst in den amerikanischen Bell-Laboratories) affiner als die deutsche? Und war die Kulturtechnik des Vokalalphabets der spezifisch griechischen Sprache affin („grammophon“)? In dieser kulturtechnischen Spur steht auch Milman Parry, der sich eines „recording device“ zur Aufzeichnung oraler Poesie in Jugoslawien bediente:

He carried to Yugoslavia the best electronic recording equipment he could find, when [...] some songs were taken down on aluminum wire, others on metal discs. [...] Parry's aluminum discs and wire, just as much as a papyrus with graphemes scratched thereon, provide a material basis – obviously liable to corruption – for a code impressed upon it. In either case the text depends on technological innovation: the Greek alphabet [...], inscribed on parchment or papyrus, and electronic magnetization [...]. All texts are useless without the technology to decode its symbols: the rules of Greek alphabetic writing [...], a tape-player [...]<sup>42</sup>

Die Differenz liegt allerdings zwischen symbolisch kodierten Aufzeichnungen (Alphabet) und der grammophonen Aufzeichnung, die auch Geräusche mit aufnimmt, Betonungen etc., die „Körnung der Stimme“ (Roland Barthes). Wenn Zeichen nicht mehr Wortbedeutungen angeben (Logographie), sondern die Lautstruktur wiedergeben, ist ausdrücklich die Rede von *Phonographie*. Im Grammophon wird sie technisch. Am Ende aber steht die Schrift der Codes: Das griechische Alphabet ist noch an menschliche Organe gebunden, an Sprachkörper; alternative Alphabete, etwa alphanumerischer Code im Computer, erlösen die Schrift von menschlichen Sinnen. „It says a great deal about Western culture that the question could not be posed clearly until writing itself had dwindled to microchip dimensions“.<sup>43</sup> Vollendet sich in der alphanumerisch kodierten universalen Maschine namens Computer die operative Leistung des griechischen Alphabets, das zugleich auch Zahlenwerte anschieb?

Als Erfindung [...] betrachtet, ist die Schrift immer in Verbindung mit der Sprache gesehen worden: als Mittel zur Fixierung der Sprache, als Werkzeug zum Festhalten dessen, was flüchtig – vergänglich – aus der größten Fähigkeit des Menschen entspringt. Darüber hinaus ist nun das, was die Datenverarbeitung tut, indem sie die aus den Zeichen der Schrift gebildeten „Daten“ behandelt oder verarbeitet – und das bedeutet „nach Vorschrift verändert“ – ein erheblicher Schritt zu einer verallgemeinernden Abstraktion. [...] heute werden als „Daten“ lediglich Folgen von Zeichen verstanden, Folgen, deren Sinn uns zwar unmittelbar verständlich sein kann, aber keineswegs sein muß.<sup>44</sup>

42 Powell 2002: 6.

43 Harris, Roy, *The origin of writing*, London: Duckworth, 1986, „Epilog“ (S. 158).

44 Kaufmann 1974: 17f.



Das Grammophon löste die Speicherung und Fernübertragung der Sprache von der Fesselung an das Alphabet. In der Nachrichtenübertragung aber kehrt das Alphabet wirkungsmächtiger denn je zurück, denn hier wird eine Nachricht, um sie der physikalisch immer prinzipiell begrenzten Kanalkapazität anzupassen, vor der Übertragung erst einmal in lauter einzelne Elemente eines selben Typs zerlegt: in Buchstaben, wenn es um die Übertragung von Gesprochenem geht, oder in ganze Zahlen, wenn es um die Übertragung von Bits geht. Und wie das Alphabet die Sprache atomisiert hat, diskretisiert der genetische Code der Molekularbiologie nun das „Leben“ selbst, radikaler, als es Schrift je vermochte. Doch was ihm fehlt, ist die Musikalität. Aufgabe der *digital tools* bleibt es, das Erhabene und das Schöne zu produzieren (Joulia Strauss).